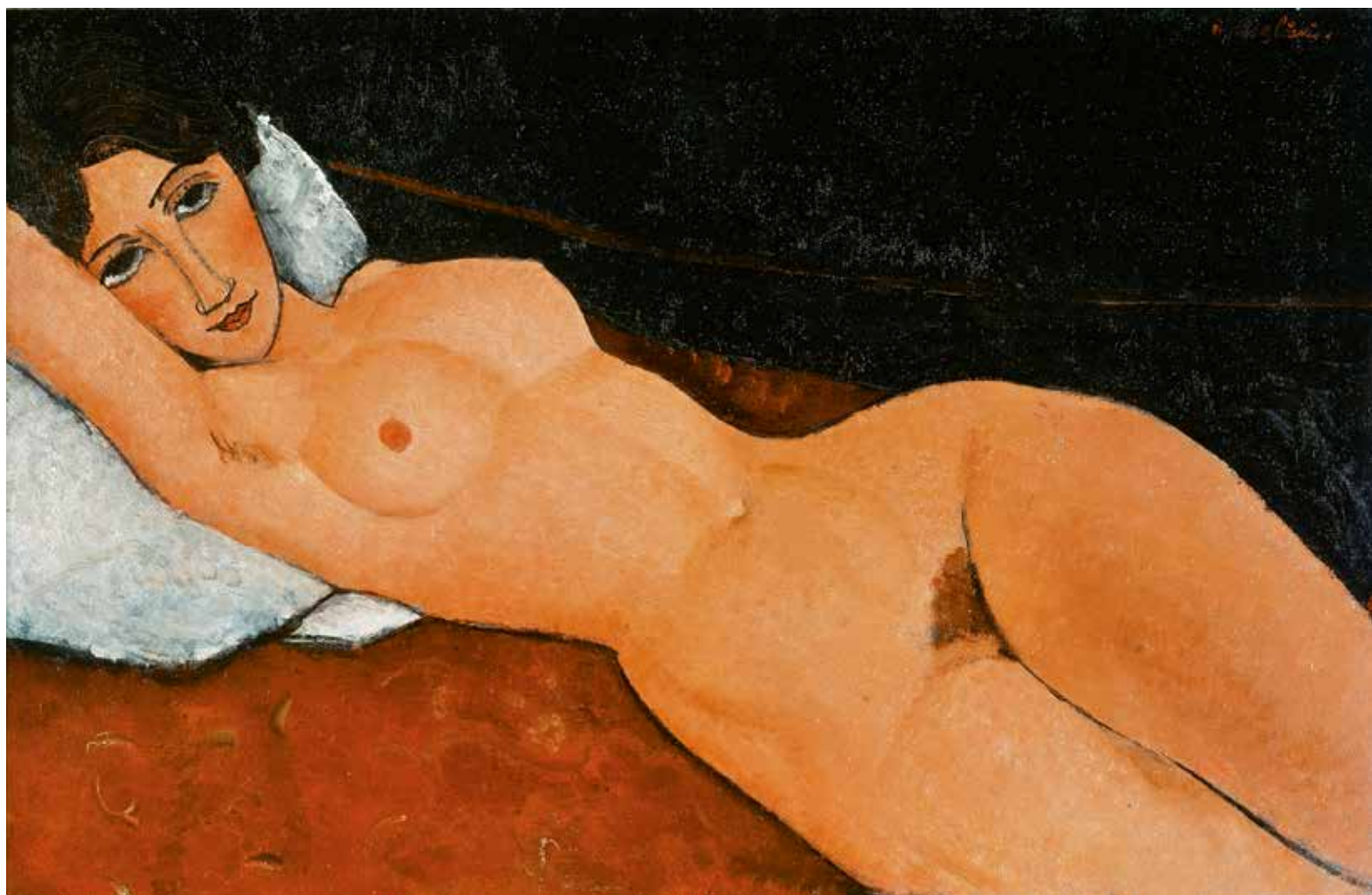


DIE WELTWOCHEN



Was ist eine Frau?

Die sexualbiologischen Fakten.

Ulrich Kutschera

Die Briefträger

Wozu ein Bundesrat, der nur Befehle des Auslands ausführt? *Hubert Mooser*

«Wir sind die erfolgreichste Friedensbewegung»

Ex-Nato-Generalsekretär Rasmussen über die Zukunft des westlichen Militärbündnisses. *Urs Gehrig*

4 194707 006904

26

EQE

BUSINESS HAS A NEW CLASS.

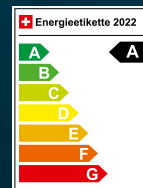
Bereit für eine neue Ära: Der elektrische EQE mit einer Reichweite von bis zu 654 km nimmt Sie mit auf eine Reise voller Luxus und vitalisierendem Komfort. Dabei macht er mit seinem athletischen One-Bow-Design und null lokalen Emissionen immer eine ausgezeichnete Figur.



Mehr erfahren



EQE 350 +, 292 PS (215 kW), 20.4 kWh/100 km, Energieeffizienz-Kategorie: A.



Menschenrecht auf Abtreibung?

Eigentlich wollte ich zu diesem Thema schweigen. Man kann nur verlieren. Das Recht auf Abtreibung ist ein Dogma unserer moralinverseuchten Gesellschaft. Die Meinungsmilitanz ist extrem. Man sieht es daran, dass die Versprengten und Verzweifelten, die eigentlich Mutigen, die sich noch getrauen, gegen das Abtreibungstabu das «Recht auf Leben» einzufordern, aufs übelste verleumdet, niedergeschrien und von den Behörden nicht selten an der Wahrnehmung ihres Rechts auf freie Meinungsäußerung an öffentlichen Kundgebungen gehindert werden.

Es wird behauptet, als Mann habe man zum Thema Abtreibung nichts zu sagen. Das sehe ich anders. Denn so geringfügig unser Beitrag zum Akt der Fortpflanzung auch immer sein mag, ein Quäntchen männlicher Körperflüssigkeit – das darf hier weder vergessen noch verschwiegen werden – ist nach wie vor vonnöten, um jenen rätselhaften, wundersamen Funken des Lebens in den Körper einer Frau hineinzuzaubern. Niemand bestreitet, dass die Frauen die grossartigste Schöpfung hervorbringen, die uns Menschen gegeben ist – neues Leben. Aber den Mann braucht es unbestreitbar eben auch.

Nun melde ich mich zu Wort, weil mir die irreführende und aus meiner Sicht immer schriller verfälschende Berichterstattung über das Urteil des obersten amerikanischen Gerichtshofs zum Thema Abtreibung zusehends auf die Nerven geht. Die amerikanischen Bundesrichter haben gerade nicht, wie fast überall posaunt wird, die Abtreibung verboten. Nein. Sie haben die Entscheidung darüber, ob Abtreibung verboten oder erlaubt sein soll, an die US-Gliedstaaten, an die Demokratie, ans Volk, an den mündigen Bürger zurückgegeben.

Und das ist auch richtig so.

Bevor wir uns materiell mit der Frage auseinandersetzen, ob Abtreibung gut ist oder schlecht, ist die einhellige Kritik an diesem Richterurteil durch die Medien zunächst vor allem etwas: das branchenweite Eingeständnis, dass die allermeisten deutschsprachigen Journalisten ein Problem mit der Demokratie haben. Nirgends oder fast nirgends habe ich auch nur einen Hauch von Verständnis für die Urteilsbegründung lesen können, dass es für die Richter auf die wichtige Frage, ob man ungeborenes Leben innerhalb bestimmter Fristen töten darf, keiner juristischen, sondern einer politischen Antwort bedarf.

Und diese politische Antwort, so das konsequente Argument des hohen Gerichts, muss nicht von ein paar wenigen, lebenslang eingesetzten Staatsrechtlern gegeben werden, sondern vom dafür verfassungsmässig vorgesehenen Organ, dem Souverän, dem Volk im Rahmen demokratischer Verfahren. Nichts an diesem Urteil ist geeignet, uns demokatiegewohnten Schweizern seltsam oder abwegig vorzukommen. Könnte man meinen.

Doch kein Meinungsmacher, kein Journalistenpreisträger, keine hochbezahlte Kommentatorin des öffentlichen Rundfunks in der Schweiz hat es übers Herz gebracht, das Abtreibungsurteil unter diesem, wie ich meine, äusserst lobenswerten Gesichtspunkt zu würdigen, dass die US-Richter Mehrheit über angebliche Wahrheit gestellt haben, die Demokratie über das Dogma, die Mündigkeit des Souveräns über die Weisheit der Richter. Die ablehnende bis feindselige Einfaltsmeinung der Medien lässt tiefblicken. Unsere Journalisten, die meisten links, haben offenkundig, nachweislich ein riesiges Problem mit der Demokratie.

Kommen wir zur inhaltlichen Seite. Ist es ein Verbrechen, die Abtreibung zu kritisieren, hinterfragenswert, gar verwerflich zu finden? Ja, sagen die meisten Zeitungen. Am heftigsten sprang mich eine Schlagzeile im Gratisblatt

20Minuten an: «Abtreibung ist ein Menschenrecht!» Dazu die Aufnahme einer offenbar berühmten Popsängerin, die den Bundesrichtern den ausgestreckten Mittelfinger zeigt. Das Bild sagt eigentlich alles über den brutalisierten Wahrheitsanspruch dieser Abtreibungsideologen, die sich über jede demokratische Diskussion und damit auch über den Rechtsstaat erhaben fühlen.

Zum Widerspruch allerdings reizt mich der Titel. Ist Abtreibung ein Menschenrecht? Ich habe mich beim Lesen instinktiv gefragt: Und was ist mit dem Menschenrecht des ungeborenen Menschen? Für mich ist der ungeborene Mensch, schon dieses faszinierende pulsierende Menschlein auf dem Ultraschallbild beim Frauenarzt, ein menschliches Lebewesen. Noch nicht fertig, noch nicht ausgewachsen, seiner selbst noch nicht bewusst, aber doch die schlafende, zwingende Vorstufe dessen, was ich heute bin, sozusagen die embryonale Urfassung meines Selbst, ohne die es mich nicht gäbe.

Nur darauf kommt es in dieser Debatte an: Ist man bereit, das, was im Körper einer Frau heranwächst, als menschliches Lebewesen zu bezeichnen? Wenn ja, dann ist es ein Problem, wenn wir uns ermächtigen, diesen unfertigen Menschen «abzutreiben», ehrlicher: zu töten, vielleicht deshalb, weil seine Zeugung unter fürchterlichen Umständen passierte oder weil dieser Embryo-Mensch, kommt er zur Welt, nicht in den Lebensplan der Eltern passt. Mit dem gleichen Argument übrigens könnte man jeden Menschen, der «nicht passt», beseitigen.

Nächste Frage: Ab wann ist ein Mensch ein Mensch? Und steht es uns Menschen überhaupt zu, den Zeitpunkt willkürlich festzusetzen, an dem ein Mensch zum Menschen wird?

Für mich ist etwas aus den Fugen geraten, wenn Abtreibung mit einem Ausrufezeichen zum Menschenrecht erklärt wird. Wenn wir Menschenrechte beschwören, und oft tun wir das zu Recht, dann darf damit nicht das Töten von Menschen, auch nicht ungeborenen, gerechtfertigt werden. Wer «Menschenrecht» sagt, meint damit alle Menschen: die starken, die schwachen, die jungen, die alten, die gesunden, die kranken, die dementen, die wachen, die schlafenden – und die ungeborenen, die im Mutterleib wachsen.

Es mag gute Gründe für Abtreibungen geben. Das Wort Menschenrecht sollte man dabei allerdings vermeiden. R. K.



DER PRAGMATICUS
FAKTEN. VERSTEHEN. HANDELN.
JEDEN ERSTEN SONNTAG | 23:15
SERVUS TV

Indiskretionen im Departement Berset, Was ist eine Frau?, Ex-Nato-Chef Rasmussen, Bundesrat als Briefträger

Letzte Woche hat die *Weltwoche* öffentlich gemacht, dass der Ex-Kommunikationschef im Innendepartement von Alain Berset (SP) in ein Strafverfahren wegen Amtsgeheimnisverletzung verwickelt ist. Peter Lauener ist seit Ende Mai krankgeschrieben und hat seine Stelle per Ende August gekündigt. Es fällt auf, dass die Indiskretionen aus dem Departement Berset regelmässig bürgerliche Politiker in ein schiefes Licht gestellt haben. Empfänger der amtsgeheimen Berichte der parlamentarischen Geschäftsprüfungsdelegation waren Journalisten von Tamedia. Die Verantwortung für das Leck trägt aber Bundesrat Berset. Seite 8



Indiskretionen: Bundesrat Berset.

Was ist eine Frau? Für Ulrich Kutschera, den Autor unserer Titelgeschichte, gibt die Sexualbiologie eine eindeutige Antwort: Entgegen der Behauptung von Gender-Ideologen definieren die weiblichen Eierstöcke die Frau. Alles, was das sichtbare «Frausein» ausmacht, bis hin zu den fettgepolsterten Körperrundungen, wird durch diese primären Sexualorgane gesteuert. Professor Ulrich Kutschera ist ein renommierter Evolutionsbiologe und Physiologe, der an der Universität Kassel sowie in Stanford und Berkeley lehrte. Er ist überzeugt, dass die Rechte jener Frauen, die ihr Frausein als etwas Natürliches empfinden, von der immer aufdringlicheren Gender-Ideologie bedroht werden. Seite 14

Der Schweizer Bundesrat hat sich erneut eine Steuerreformpaket von den wirtschaftskräftigsten Nationen aufdrücken lassen. Mit der

prompten Umsetzung tut die Landesregierung einmal mehr genau das, was man von ihr im Ausland erwartet – aber nicht unbedingt im Interesse des Landes ist. Diese devote Haltung gegenüber ausländischen Staaten hat sich seit dem Ausbruch des Ukraine-Krieges noch akzentuiert. Sanktionen, Solidarität bei der Übernahme von Flüchtlingen, eine engere Anbindung an die Nato – brav vollziehen wir die Befehle aus dem Ausland und lassen uns von fremden Staaten hineinregieren. Das bekommt unserem Lande je länger, desto schlechter. Seite 20

Anders Fogh Rasmussen zählt zu den Staatsmännern, die Putin aus langjährigen Kontakten kennen. Dreizehn Jahre hat der ehemalige Nato-Generalsekretär und dänische Minister-

präsident mit ihm verhandelt. «Die Lektion, die ich aus meinen Begegnungen mit Putin gelernt habe, ist, dass Besänftigungspolitik gegenüber Diktatoren nicht zu Frieden führt, sondern zu Krieg und Konflikten», sagte Rasmussen im Gespräch mit Urs Gehrig vor dem wegweisenden Nato-Gipfel in Madrid. Er spricht sich strikt dagegen aus, ukrainisches Territorium an Russland abzutreten, um eine Demütigung Putins zu vermeiden. Er sei mit dem ukrainischen Präsidenten Selenskyj im Gespräch darüber, mit welchen Sicherheitsgarantien eine «neutrale» Ukraine ausgestattet werden müsste. Dazu gehörten eine starke ukrainische Armee und Sicherheitsgewährleistungen von Drittstaaten. Seite 28

Ihre Weltwoche

IMPRESSUM

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

Chefredaktor: Roger Köppel. **Verlagsleitung:** Florian Schwab. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann.

Redaktion und Verlag: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, www.weltwoche.ch, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, verlag@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch

Kundenservice: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch.

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo.

Anzeigenverkauf: Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch. **Druck:** Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See, Mitglied der Schellenberg Gruppe AG.

Die Weltwoche wird auf **SCHWEIZER PAPIER** in der Schweiz gedruckt. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.



Leserangebot: «signinahotel» in Laax Bündnerland à la carte

Seit über fünfzig Jahren empfängt das «signinahotel» seine Gäste in Laax Murschetg. Das stilvolle Viersternehotel ist das ideale Domizil für erlebnisreiche Tage inmitten eines atemberaubenden Alpenpanoramas. Lassen Sie sich verwöhnen und geniessen Sie die Natur, eine reiche Palette an Aktivitäten, den Wellnessbereich sowie kulinarische Spezialitäten.

Als das Haus 1969 erbaut wurde, war es eines der ersten direkt an der Talstation Laax. Heute steht es inmitten des «rockresorts» mit seinen Valsler-Quarzit-Würfeln, das mit seiner beeindruckenden Architektur Design-Fans aus aller Welt begeistert. In dieser Umgebung hat das «signinahotel» seinen traditionellen Landhaus-Charakter bewahrt. Schneesport im Winter, Golfen, Wandern oder Biken im Sommer – das Bündner Ferienparadies lockt zu jeder Jahreszeit. Im Sommer und Herbst sorgen 250 Kilometer Wanderwege und 330 Kilometer Biker-Trails für Spass und Abenteuer. Dazu stehen unseren Gästen kostenlos E-Bikes zur Verfügung. Nach einem aktiven Tag lädt das «signinawellness» zum Entspannen ein. Im Erlebnisbad oder in der Saunalandschaft können Sie den Alltag hinter sich und die Seele baumeln lassen.

Zudem laden zahlreiche Restaurants in unmittelbarer Nähe zu einer kulinarischen Entdeckungsreise ein. Das Angebot reicht von traditioneller Bündner Küche über Wok-Gerichte bis zu Grillspezialitäten und exklusiven Gourmet-Kreationen. Im hoteleigenen «Ristorante Camino» verwöhnen wir Sie mit mediterranen Köstlichkeiten.



Platin-Club-Spezialangebot

Leserangebot: «signinahotel», Laax

Leistungen:

- Willkommensgetränk an der Hotelbar
- Reichhaltiges Frühstücksbuffet
- Kostenlose E-Bike-Nutzung
- Freier Zugang zum «signinawellness»

Spezialpreis:

Weltwoche-Abonnenten erhalten bis zum 24. Oktober 2022 eine Ermässigung von 10 Prozent auf die Übernachtung.

Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement über Internet: www.signinahotel.com
Telefon: +41 81 927 99 99
E-Mail: reservation@signinahotel.com
Nennen Sie bei Ihrer Buchung einfach das Stichwort «Weltwoche22».

Veranstalter:

www.signinahotel.com

www.weltwoche.ch/platin-club



Hofieren statt regieren: Bundesrat. Seite 20



Wann ist eine Frau eine Frau? Seite 14



Auf Kurs: Anders Fogh Rasmussen. Seite 28

DIESE WOCHE

- 3 Editorial
- 4 Intern
- 8 Eilmeldung
Gezielte Lecks im Departement Berset
- 9 Peter Rothenbühler
Lieber Roger Schawinski
- 10 Tagebuch Nicole Reist
- 13 Bern Bundeshaus
Sommaruga gegen die Bauern
- 14 Was ist eine Frau? Evolutionsbiologe
Ulrich Kutschera klärt auf
- 16 Erziehung der Gefühle
- 17 Personenkontrolle
- 17 News Bund putzt Gemeinde ab
- 18 Mörgeli Amtszeitbeschränkung:
mal schlecht, mal gut
- 18 SP will 10 502 Bundesstellen streichen
Armeeabschaffer in Kriegszeiten
- 19 Peter Bodenmann
Stehen im Sommer bald die AKW still?
- 20 Bundesrat als Briefträger
Befehlsempfänger in Bern
- 21 News Intrige bei der Evangelischen Kirche
- 22 Nachhaltigkeitskiller Velo
Kostenbilanz von ÖV und Fahrrad
- 23 Gut zu leben, ist die beste Rache
Jerry Hall ohne Rupert Murdoch
- 24 Freiwild im Freibad Migranten
okkupieren den öffentlichen Raum
- 25 Inside Washington
- 26 Russland und Amerika profitieren
Wie die Sanktionen wirken
- 27 Kurt W. Zimmermann
Weltpremiere im Wallis

- 28 «Erfolgreichste Friedensbewegung»
Ex-Nato-Chef Anders Fogh Rasmussen
- 31 Alles im Grünen
Wie die Briten Wimbledon erfanden
- 32 Georgiens Angst vor Russland
Die historischen Hintergründe
- 33 Schon welkt der Vorschusslorbeer
FDP-Chef Thierry Burkart
- 34 Das Schwein, der bessere Mensch?
Würdigung eines verkannten Haustieres
- 36 Ein Hauch DDR Blüten des
deutschen Bundesverfassungsgerichts
- 37 Mehr Geld für weniger Leistung
Gleichberechtigung im Frauenfussball
- 38 Tom Cruise
Hollywoods jüngster Dinosaurier
- 39 Anabel Schunke Abtreiben gegen rechts
- 40 Die grosse Hungersnot
Krisengefahr in Asien und Afrika
- 42 Forza Russia Italiens Allianz aus
Putin-Freunden und Pazifisten
- 43 Nena Schink Mein Leben als Quotenfrau
- 44 Henryk M. Broder Ich bin dann mal weg
- 46 Hans-Georg Maassen
Tieferer Rundfunk
- 47 Tamara Wernli Unsere Entscheidung!
- 48 Leserbriefe
- 49 Nachrufe Patrick Adams; John Bates
- 50 Beat Gygi
Strubbes Wetter für Post-Pensionen

UKRAINE-KRIEG: DIE RUSSISCHE SICHT

- 51 «Russland will die Ukraine schützen»
Antworten von Maria Sacharowa,
Sprecherin des Aussenministeriums

LITERATUR UND KUNST

- 57 Ikone der Woche
- 58 Schlossherr und Landstreicher
Matthias Steinmanns Provokationen
- 60 Bücher der Woche
- 63 Die Bibel
- 64 Mutter aller Fragen «What Is a Woman?»
- 66 Fernsehen «Mare TV»
- 66 Film «Elvis»
- 67 Ausstellung «Qanga: Le Groenland»
- 68 Ausstellung
«Anne Frank und die Schweiz»
- 69 Klassik Sibelius
- 69 Jazz Günter Baby Sommer & The Lucaciu 3

LEBEN HEUTE

- 70 Wunderbare Welt
- 70 Unten durch
- 71 Frauen
- 72 Thiel
- 72 Häuser
- 73 Was macht eigentlich? Ursula Haller
- 74 Essen / Wein
- 75 Auto / Objekt der Woche
- 76 Bei den Leuten Jura-Campus
- 78 Zeitzeichen
- 78 Fragen Sie Dania
- 79 Aperitif mit ...
Mauro Reina, Botschafter in Havanna
- 80 Menschen von morgen Dion Kacuri
- 82 Das indiskrete Interview
Dominique Rinderknecht

Drei-Flüsse Zauber – Rhein, Main und Donau



MS Thurgau Prestige ☀️☀️☀️☀️ Basel–Würzburg–Regensburg–Passau

9 Tage ab
CHF 1390* p.P.

- 1. Tag Basel** Individuelle Anreise nach Basel. Einschiffung ab 15.00 Uhr. Um 16.00 Uhr heisst es «Leinen los!».
- 2. Tag Strasbourg** Rundfahrt/-gang⁽¹⁾ durch Strasbourg.
- 3. Tag Miltenberg** Fahrt auf dem Main. Abends Möglichkeit, an einer Weinprobe⁽²⁾ in Bürgstadt teilzunehmen.
- 4. Tag Wertheim** Rundgang⁽¹⁾ durch Wertheim. Besuch des Glasmuseums mit Exponaten vom Luxusglas der Antike bis zur modernen Glasindustrie. Weiterfahrt nach Würzburg.
- 5. Tag Würzburg** Transfer⁽¹⁾ in die Innenstadt von Würzburg. Besuch der bischöflichen Residenz. Rundgang durch die Altstadt mit seinen Höfen und Burghäusern sowie den Baudenkmalern dieser Barockstadt.
- 6. Tag Bamberg** Ankunft und Transfer⁽¹⁾ in die Innenstadt mit Rundgang. Bauwerke von der Gotik bis zum bürgerlichen Barock zieren die Altstadt.
- 7. Tag Nürnberg** Die Stadt Nürnberg hat viele Namen und Attribute: Meistersinger Stadt, Dürerstadt, Stadt der Lebkuchen und Bratwürste, Stadt des Spielzeugs und des Christkindlesmarktes. Rundfahrt/-gang⁽¹⁾ durch Nürnberg mit seinen vielen Baudenkmalern innerhalb der Stadtmauern.
- 8. Tag Kelheim–Regensburg** Fahrt⁽¹⁾ mit dem Ausflugsboot zum Donaudurchbruch und zum Kloster Weltenburg. Rundgang⁽¹⁾ durch die Altstadt von Regensburg.
- 9. Tag Passau–St. Margrethen/Zürich** Ausschiffung und Busrückfahrt in die Schweiz. Individuelle Heimreise.

Passau–Basel

Gleiche Reise in umgekehrter Reihenfolge, detailliertes Programm online.



Festung Marienberg, Würzburg

Reisedaten 2022 Es het solangs het Rabatt

Basel–Passau	Passau–Basel
23.08.–31.08. 500	10.07.–18.07. 600
	31.08.–08.09. 500

Unsere Leistungen

- Kreuzfahrt in gebuchter Kategorie
- Vollpension an Bord
- Bustransfer Passau–St. Margrethen/Zürich oder v. v.
- Thurgau Travel Kreuzfahrtleitung
- Audio-Set bei allen Ausflügen

Nicht inbegriffen: An-/Rückreise nach/von Basel und Zürich/St. Margrethen, Verpflegung während der Busfahrt, Versicherungen, Ausflüge, Getränke, Trinkgelder (Empfehlung € 7–10 p.P./Tag), Auftragspauschale pro Person (entfällt bei Buchung über www.thurgautravel.ch)

Preise pro Person in CHF (vor Rabattabzug)

2-Bettkabine Hauptdeck hinten	1990
2-Bettkabine Hauptdeck	2090
Junior Suite Hauptdeck ⁽⁵⁾	2190
2-Bettkabine Mitteldeck, franz. Balkon	2590
Junior Suite Mitteldeck, franz. Balkon ⁽⁵⁾	2790
Junior Suite Oberdeck, franz. Balkon ⁽⁵⁾	2890
Master Suite Oberdeck (ca. 30 m ²), franz. Balkon ⁽⁵⁾	3490
Zuschlag Alleinbenutzung Hauptdeck	290
Zuschlag Alleinbenutzung Mitteldeck	890
Ausflugspaket (7 Ausflüge)	245



MS Thurgau Prestige*****

⁽¹⁾ Im Ausflugspaket enthalten, vorab buchbar | ⁽²⁾ Fak. Ausflug nur an Bord buchbar | ⁽⁵⁾ Nicht zur Alleinbenutzung möglich | Programmänderungen vorbehalten
Wegen niedrigen Brückenhöhen kann das Sonnendeck vom 3. bis 8. Tag nur vorne genutzt werden | *Günstigste Kategorie, Rabatt bereits abgezogen | Kurzfristig Treibstoffzuschlag möglich

Weitere attraktive Reisen!

11 Tage ab
CHF 2490 p.P.



Perlen des Nordens Berlin–Bremen–Amsterdam MS Thurgau Saxonia*****

Abreisedaten 2022

Berlin–Amsterdam, 11 T.: 30.07./20.08./24.09./15.10.
Amsterdam–Berlin, 12 T.: 09.08./30.08./04.10./25.10.

8 Tage ab
CHF 1390 p.P.



Zauberhaftes Südfrankreich Lyon–Mâcon–Arles–Avignon–Lyon MS Lord Byron*****

Abreisedaten 2022

01.08./08.08./15.08./26.09./03.10./
10.10./17.10.

8 Tage ab
CHF 1290 p.P.



Vielfältige Geschichte entlang des Rheins Basel–Köln–Amsterdam MS Antonio Bellucci*****

Reisedaten 2022

Basel–Amsterdam: 13.08.–20.08.
Amsterdam–Basel: 03.09.–10.09.

12 Tage ab
CHF 1290 p.P.



Flusstrio auf Rhein, Main und Mosel Basel–Würzburg–Trier–Basel MS Thurgau Silence*****

Abreisedaten 2022

22.08./17.09./28.09./21.10.



Informationen oder buchen
thurgautravel.ch
Gratis-Nr. 0800 626 550

Amriswilerstrasse 12, 8570 Weinfelden
Tel. 071 552 40 00, info@thurgautravel.ch

Thurgau Travel *

Pionier für weltweite Flusskreuzfahrten

Gezielte Lecks im Departement Berset

Der Ex-Kommunikationschef des Innendepartements ist in ein Strafverfahren verwickelt. Die Verantwortung trägt Bundesrat Alain Berset.

Christoph Mörgele

Letzten Freitag machte die *Weltwoche* öffentlich, warum Peter Lauener Knall auf Fall als Kommunikationschef im Departement des Innern zurückgetreten ist: Lauener ist in ein Strafverfahren wegen Amtsgeheimnisverletzung verwickelt. Er hat mutmasslich Tamedia-Journalisten mit vertraulichen Dokumenten bedient, die den Inhalt umgehend und vorzeitig veröffentlichten. Lauener wurde Ende Mai krankgeschrieben, die Anstellung endet am 31. August. Seine Stelle ist in Lohnklasse 30 eingeteilt (Jahresgehalt: 200 000 Franken).

Ob die Krankschreibung Laueners das Strafverfahren beeinträchtigt, ist unklar. Die Strafuntersuchung wurde eingeleitet aufgrund einer Anzeige der parlamentarischen Geschäftsprüfungskommissionen wegen einer gravierenden, mehrfachen Amtsgeheimnisverletzung rund um den Fall der Firma Crypto AG. Die Tamedia-Zeitungen, das Fernsehen SRF und die Ringier-Presse wollten die seit längerem zurückliegenden Ereignisse aus der Welt der Spionage zu einer riesigen Staatsaffäre aufblasen. Doch der Ausbruch der Covid-Pandemie setzte dem medialen Gemeinschaftsprojekt ein vorzeitiges, unspektakuläres Ende.

Politik des Durchsickerns

Wegen der Amtsgeheimnisverletzung setzte die Aufsichtskommission über die Bundesanwaltschaft mit dem ehemaligen Zürcher Obergerichtspräsidenten Peter Marti einen ausserordentlichen Staatsanwalt des Bundes ein, um die Lecks zu untersuchen. Offenbar ist Marti fündig geworden, denn er führt drei Verfahren, die miteinander zusammenhängen. Weil allfällig Beschuldigte eine Versiegelung von sichergestellten Beweismitteln verlangt haben, muss jetzt das Zwangsmassnahmengericht Bern über deren Freigabe entscheiden.

Klar ist: Tamedia und Ringier hatten Ohren und Augen auch während der Covid-Pandemie ganz nah am Departement von Berset. Sie konnten dank gezielter Indiskretionen die Anträge der Gesundheitsbehörden ihren Lesern jeweils noch vor den Bundesratssitzungen präsentieren. Im Fall der Crypto AG und des entsprechenden Be-

richts der Geschäftsprüfungsdelegation ist aber die Kommunikationspolitik des Durchsickerns an gewogene Medien gründlich schiefgegangen.

Es fällt auf, dass bei den Indiskretionen rund um die Crypto AG ausschliesslich Bürgerliche am Pranger standen. Generell ins öffentliche Fadenkreuz gerieten die Verteidigungsminister der letzten 25 Jahre, also Politiker von FDP, SVP, BDP und Mitte. Fein raus war von den Regierungsparteien einzig die SP, also die Partei von Alain Berset und Peter Lauener. Am 7. November 2020

Klar ist: Tamedia und Ringier hatten Ohren und Augen ganz nah am Departement von Berset.

nahm der *Tages-Anzeiger* den Ex-Chef des Nachrichtendienstes und gegenwärtigen Generalsekretär im Aussendepartement, Markus Seiler (FDP), ins Visier. Tatsächlich ist dieses Departement seit dem Amtsantritt von Ignazio Cassis (FDP) unter Dauerbeschuss der SP. Christian Levrat, damals Parteipräsident und Kampfgefährte seines Freiburger *compatriote* im Bundesrat, beleidigte Cassis als «Praktikanten» und wollte ihn gegen Berset austauschen.

Am 9. November 2020 online und gedruckt am folgenden Tag feuerte der *Tages-Anzeiger* eine volle Ladung auf den Wirtschaftsminister ab: «Parmelin gerät wegen Crypto unter Druck», «Parmelins Departement kriegt sein Fett ab». Beobachtern in Bern ist aufgefallen, dass Ber-

sets Medienbeauftragter Lauener den Journalisten eifrig Informationen zugesteckt hat, die SVP-Bundesrat Guy Parmelin in ein schlechtes Licht stellen. 2016 berichtete Christoph Lenz im *Blick* über eine angebliche «Bauland-Affäre» des früheren Waadtländer Weinbauern. Berset's Kommunikationschef hatte zuvor versucht, diese Story anderen Journalisten anzudienen. Offensichtlich wollte Berset's Umfeld verhindern, dass neben dem Freiburger Sozialdemokraten ein SVP-Mann aus der Romandie Strahlkraft im Bundesrat gewann.

«Institutioneller Schaden»

Die Indiskretionsaffäre erwischt Alain Berset jetzt auf dem falschen Fuss, zumal eben erst ein GPK-Bericht über die versuchte Erpressung durch eine Ex-Geliebte erschienen ist. Mittels einer mehrseitigen Stellungnahme hat Berset dabei zahlreiche Änderungen durchgesetzt, etwa den Ausdruck «ausserhehliche Beziehung» erfolgreich durch «frühere Beziehung» ersetzen lassen. Der neuste Politikskandal ist für ihn umso ernster, als die Geschäftsprüfungskommissionen beider Räte die Amtsgeheimnisverletzung im Fall Crypto AG als «schwerwiegenden institutionellen Schaden» beurteilen. SP-Nationalrätin Prisca Birrer-Heimo, Präsidentin der Geschäftsprüfungskommission, nennt den Vorfall «inakzeptabel» und «schwerwiegend».

Klar ist, dass alle sieben Bundesräte Empfänger des Berichtes waren. Wem genau durften sie ihn weitergeben? GPK-Präsidentin Birrer-Heimo spricht auch hier Klartext: «Die Empfängerin oder der Empfänger eines vertraulich klassifizierten Dokuments ist verantwortlich für das, was mit dem ihr oder ihm zugestellten Exemplar geschieht. Dies gilt auch, wenn sie oder er das Exemplar einer oder einem Unterstellten zur Bearbeitung überträgt.» Warum gab Bundesrat Alain Berset den nicht kommunizierbaren Bericht ausgerechnet seinem Kommunikationschef? Hat hier ein Bundesrat gezielt und unkollegial vertrauliche Informationen gestreut, die Amtskollegen belasten sollten? Für alle Genannten gilt die Unschuldsvermutung.



Lieber Roger Schawinski

Eigentlich wollte ich diese Woche dem lieben Gott schreiben. Die Redaktionsleitung meinte, ich solle ihn mal fragen, warum er uns dauernd strafe, mit Krieg, Covid, Klimawandel, Inflation und religiösen Fanatikern, die die Frauen unterdrücken. Nun muss der Herrgott halt noch warten, denn es gibt Wichtigeres zu kommentieren.

Diese Woche wurdest du mit dem Zürcher Journalistenpreis für dein Gesamtwerk geehrt. Das ist eine grosse Sache. Wobei es immer verdächtig ist, wenn man von den lieben Kollegen – endlich – gelobt wird. Es kann auch bedeuten, dass man den Preisträger nicht mehr für gefährlich hält.

Dir hat man ja den Erfolg als Medienpionier nie verziehen. Man hielt diesen Radio- und TV-Piraten, diesen aggressiven Interviewer fast für etwas Unschweizerisches, so mancher Kollege hat dich ins Pfefferland gewünscht. Nun, wo du gegen die achtzig gehst, schwin-



Läuft und läuft und läuft:
Journalist Schawinski.

det die Kritik, und die Ehrungen werden zunehmen, das ist leicht vorauszusagen, denn es wird schwierig, würdige Preisträger von deinem Format zu finden.

Ich selbst bin dir ein bisschen dankbar. Denn diese Kolumne gäbe es ohne dich nicht. Ja, auch das war deine Idee! Du schriebst in der Welt-

woche einen griffigen Brief an eine bekannte Persönlichkeit. Dann wurdest du nach Deutschland gerufen, der damalige Chefredaktor überraschte mich mit der Frage, ob ich die Nachfolge antreten möchte. Ich antwortete: «Ich überlege es mir mal.»

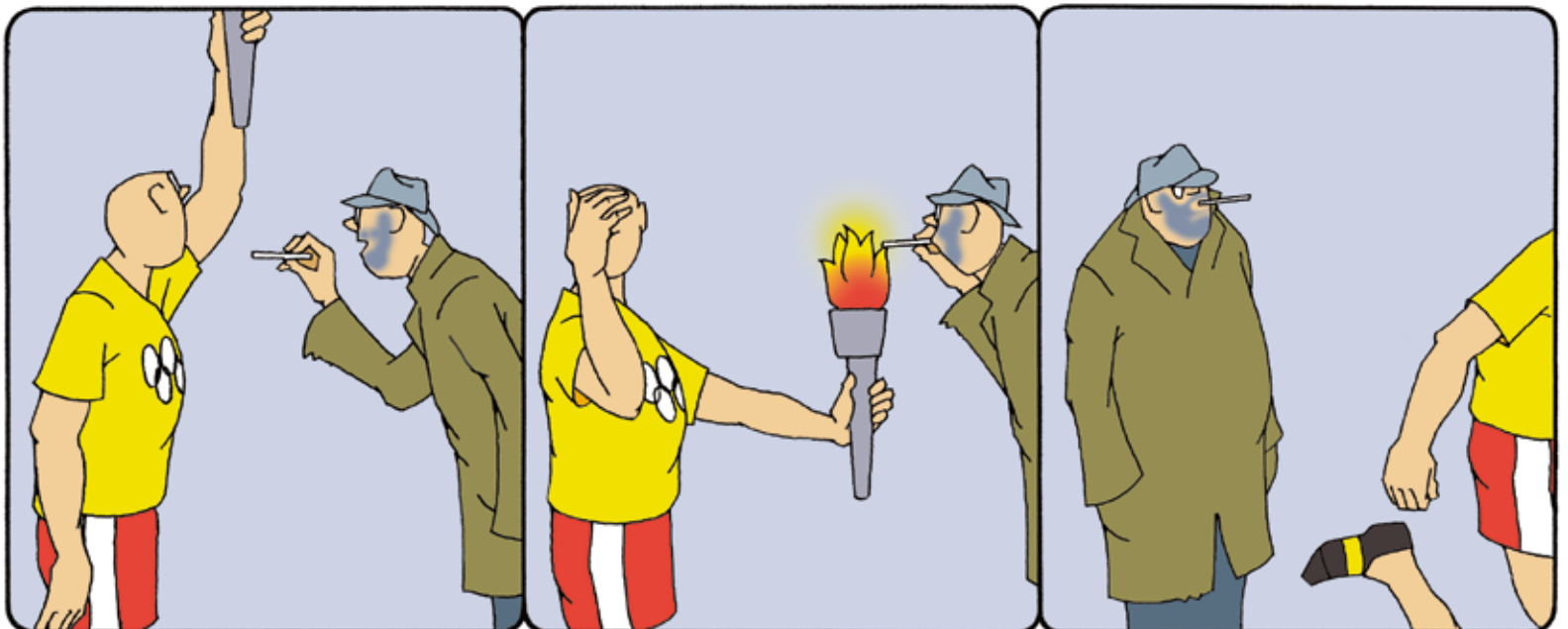
Denkste! Er meinte, die erste Kolumne müsse er heute Nachmittag erhalten. Also schrieb ich.

Es gibt ein kleines Erlebnis, das dich am besten charakterisiert: Bei einer Reise von befreundeten Journalisten nach New York gingst du morgens mit einem Kollegen joggen. Der andere hielt nach einem Kilometer an, um jemanden zu begrüßen. Du ranntest weiter, hast wohl gedacht, den habest du gut abgehängt.

Typisch Schawi: läuft und läuft und läuft. Wir freuen uns auf deine nächsten Schritte.

Mit freundlichen Grüssen
Peter Rothenbühler

BARTAK



TAGEBUCH

Nicole Reist



Am Startort in Oceanside, Kalifornien, realisierte ich sehr schnell: Unser Team funktioniert hervorragend. Innert kürzester Zeit waren alle Vorbereitungen abgeschlossen, und unsere Equipe war rennbereit. Deshalb ging ich die rund 5000 Kilometer lange Strecke mit grosser Gelassenheit und Zuversicht an. Und ich wusste: Ich muss gleich zu Beginn aufs Tempo drücken – in jener Phase also, in der man in der Lage ist, Druck auf die Pedalen zu bringen. Geschlafen habe ich in den zehn Tagen nicht viel mehr als neun Stunden – rund eine Stunde pro Tag.

Auf der Durchquerung der USA per Velo wird man mit unterschiedlichsten Schwierigkeiten konfrontiert. Schlechte Strassenverhältnisse, Autoverkehr – Witterungseinflüsse. Von Anfang an herrschte eine massive Hitze. In Prärie und Wüste waren es Temperaturen von bis zu 50 Grad. In dieser Phase sagte ich mir: «Da muss ich durch – und bald wird's kühler.» Aber es wurde nicht kühler. Bis am Schluss betrug die Tagestemperaturen über 40 Grad.

Nachdem ich zuvor schon zweimal bei den Frauen gewonnen hatte, startete ich diesmal mit einem klaren Ziel: dem Allzeittemporekord bei den Frauen. Leider lief nicht alles nach Plan. Rund 450 Kilometer vor dem Ziel stürzte ich. Zum Verhängnis wurde mir ein Hindernis auf der Fahrbahn. Wer die amerikanischen Strassen kennt, weiss, dass es dort allerhand grosse Schlaglöcher, Stellen ohne Asphalt oder einfach Dreck gibt. Und wenn man beim Ausweichen erneut auf eine verschmutzte Stelle trifft, hat man irgendwann keine Gelegenheit mehr, um zu reagieren. Ich verletzte mir die Adduktoren und zog

mir einen Bluterguss am Oberschenkel zu. Das war in den Appalachen, einem Gebirge, das sich im Osten des amerikanischen Kontinents von Neufundland in Kanada bis nach Alabama im Süden der USA durchzieht, in dem sich giftige Anstiege und rasante Abfahrten mit engen Kurven abwechseln.

Nach einer Schlafpause drehte ich auf einem Parkplatz ein paar Runden, um herauszufinden, ob Körper und Kopf noch funktionieren. Es funktionierte alles – und so entschieden wir uns, dass ich mit dem Rennen weitermachen würde. Aufgeben war keine Option.

So setzte ich die Fahrt fort. 300 Kilometer waren noch zu fahren – und wieder ging ich

Um das Trainingspensum bewältigen zu können, stehe ich nachts um 1.30 Uhr auf.

zu Boden. Der Oberschenkel schmerzte noch stärker. Zu diesem Zeitpunkt konnte ich bereits nicht mehr selbständig aufs Rad steigen. Das Rennen wurde zur Tortur. Doch ich schaffte es.

Nach 10 Tagen, 4 Stunden und 13 Minuten erreichte ich als erste Frau den Zielort Annapolis an der Atlantikküste. Ein Helfer musste mich aus dem Sattel heben. Gehen konnte ich praktisch nicht mehr. Rückblickend darf ich getrost sagen: Das war das härteste Rennen meines Lebens. Derart gelitten habe ich noch nie. Aber ich war froh, dass wir sicher ankamen, dass mein Team und ich es ins Ziel schafften. Wenn man mich vom Velo heben muss, dann fällt mir kein Zacken aus der Krone – das gehört im gewissen Sinn dazu. Nach dem Rennen tat mir alles weh. Aber angesichts der Stürze und der Belastung aufgrund der lan-

gen und anforderungsreichen Strecke ist es nichts als logisch, dass sich der Körper meldet.

In der Schweiz wartet der Alltag auf mich. Dass ich zu 100 Prozent dem Beruf der Hochbautechnikerin nachgehe, nimmt mir auch viel Druck. Sonst hätte ich das Gefühl, ich müsse velofahren. So aber kann ich mit Gelassenheit sagen: Mein Privileg ist es, velozufahren. Davon abgesehen, könnte ich mir meinen Sport allein durch Sponsoren nicht finanzieren. Die Gesamtkosten für das Race Across America belaufen sich auf zirka 60 000 Franken. Preisgeld gibt es keines. Als Siegerin erhielt ich eine Plakette aus Holz.

Meinem Sport ordne ich im Leben fast alles unter: Um das Trainingspensum bewältigen zu können, stehe ich nachts um 1.30 Uhr auf. Um fünf Uhr gehe ich ins Büro und arbeite bis 16 Uhr. Wenn möglich, mache ich noch etwas Überzeit, um diese später auch in den Sport zu investieren. Nach Feierabend folgt die nächste Trainingseinheit. Spätestens um 19.30 Uhr gehe ich ins Bett.

Werde ich gefragt, weshalb ich diese Strapazen auf mich nehmen, antworte ich immer dasselbe: um meine Grenzen kennenzulernen. Im Training konnte ich diese bisher immer weiter verschieben. Ob das zukünftig auch noch geht, wird sich zeigen.

Was ich jetzt als Nächstes mache? Zur Ruhe kommen und den Körper schonen. Denn der stand zehn Tage unter Höchstbelastung. Doch dann will ich so schnell wie möglich wieder aufs Velo.

Die 38-jährige Zürcherin Nicole Reist ist die erfolgreichste Extremradfahrerin der Welt. Zum dritten Mal gewann sie das Race Across America.



VIP-Spezialreise «Vielseitige Azoren» Portugiesische Inselträume

Grüne Täler, einsame Strände, heisse Quellen und malerische Küstendörfer: Fernab vom Massentourismus bieten die Azoren ein unvergessliches Ferienerlebnis. Auf unserer 8-tägigen Exkursion erleben Sie den Zauber der neun Inseln mitten im Atlantik!

Nach der Ankunft in Ponta Delgada auf der Insel São Miguel lassen wir beim Abendessen im Fünfsternehotel «Grand Hotel Açores Atlântico» den Tag ausklingen. Am nächsten Morgen besuchen wir das vulkanische Furnas-Tal mit seiner unberührten Bilderbuch-Vegetation und Aussicht auf den Furnas-See. Mineralquellen, der botanische Garten und eine Tee-Plantage sind die Höhepunkte am Nachmittag.

Am dritten Tag stechen wir in See. Gut möglich, dass uns auf der Schifffahrt Walfische und Delfine ihre Reverenz erweisen. Der fakultative Ausflug am vierten Tag führt uns zum Vulkankomplex Sete Cidades. Auf dem Weg geniessen wir das spektakuläre Panorama auf die Caldera. Traditionelle Architektur bewundern wir in Ribeira Grande.

Einem Stadtrundgang durch Ponta Delgada folgt am fünften Tag ein Inlandflug zur Insel Terceira. In Angra do Heroísmo checken wir ins Viersternehotel «Terceira Mar» ein. Der zum Unesco-Weltkulturerbe zählende Stadtkern, den wir tags darauf besichtigen, gilt als kulturelles Juwel der Azoren.

Entlang der Südküste führt unsere Reise am siebten Tag über traumhafte Bergstrassen nach São Sebastião. Über Porto Martins fahren wir weiter nach Serra do Cume, wo wir eine Höhle, das Weinmuseum sowie ein Naturschwimmbaden aus Lavagestein besichtigen. Am achten Tag heisst es dann auch schon Abschied nehmen.

Immer wieder erleben wir den einfachen Lebensstil und die unkomplizierte Freundlichkeit der Inselbewohner, die den Aufenthalt zum unvergesslichen Erlebnis machen.



DIE WELTWOCH

 **REISEGARANTIE**

Platin-Club-Spezialangebot

VIP-Spezialreise «Vielseitige Azoren»

Reisetermin:

18. bis 25. September 2022

Leistungen:

- Flüge Zürich–Ponta Delgada und Terceira–Zürich
- Inlandsflug Ponta Delgada–Terceira
- Flughafen- und Hoteltransfers
- 4 Übernachtungen mit Halbpension auf São Miguel
- 3 Übernachtungen mit Halbpension auf Terceira
- 2 Mittagessen
- Transfer, Eintritte und Ausflüge gemäss Programm
- Deutsch sprechende Reiseleitung

Zusätzlich buchbar:

Ausflug «Sete Cidades und Lagoa do Fogo». Fr. 95.–

Preis (pro Pers. im DZ):

Mit *Weltwoche*-Abo: Fr. 2800.–
Für Nichtabonnenten: Fr. 3100.–
Einzelzimmerzuschlag: Fr. 580.–

Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement über Telefon 091 752 35 20 oder per E-Mail an info@mondial-tours.ch

Veranstalter:

Mondial Tours MT SA, 6600 Locarno

www.weltwoche.ch/platin-club



DIE WELTWOCHEN

Neue App, neue Website.
Jetzt testen.

Steigen Sie ein, fliegen Sie mit!

Sommaruga gegen die Bauern

Die Umweltministerin wirft den Agrarproduzenten Knüppel zwischen die Beine. Sie gefährdet die Ernährungssicherheit in der Schweiz.

Seit dem Angriff von Russland auf die Ukraine predigt SP-Bundesrätin Simonetta Sommaruga die energetische Selbstversorgung der Schweiz. «Bei Gas, Öl und Uran ist die Schweiz zu 100 Prozent vom Ausland abhängig», sagte sie in einem Interview mit dem *Blick*. «Davon müssen wir loskommen.»

Dieses Credo gibt besonders in der Landwirtschaft zu reden. Der Schwyzer SVP-Nationalrat Marcel Dettling findet es jedenfalls etwas fadenscheinig, wenn die SP-Bundesrätin moniert, wir seien bei der Energie zu stark auf Importe angewiesen. «Wir sind auch bei der Ernährung stark auf Importe angewiesen», sagt Dettling. «Beim Weizen mussten in den letzten Jahren 100 000 Tonnen mehr eingeführt werden.» Es stört ihn und auch andere Produzenten, dass Sommaruga beim Strom die Versorgungssicherheit zur obersten Maxime erhebt, der Ernährungssicherheit jedoch nicht die gleiche Priorität einräumt und diese mit ihren Umweltauflagen sogar noch gefährdet.

Epischer Streit über Pestizide

Denn die Bundesrätin benützt ihr Bundesamt für Umwelt (Bafu), um beim Bundesamt für Landwirtschaft (BLW) Einfluss zu nehmen. Als Umweltfachbehörde ist das Amt automatisch an den Arbeiten zur Weiterentwicklung der Agrarvorlagen beteiligt. Da die beiden Behörden politisch völlig unterschiedlich ticken, fliegen manchmal die Fetzen. Vor drei Jahren gab es einen fast epischen Streit über Grenzwerte zur Beurteilung der Pestizidbelastung im Wasser. Der Krach wurde öffentlich, weil ein internes Protokoll des Wasserforschungsinstituts der ETH, der Eawag, an die Medien durchsickerte. Darin wurde beanstandet, dass Guy Parmelin den Eawag-Forschern einen Maulkorb verpassen wollte, nachdem diese einzelnen Parlamentariern ein Faktenblatt hatten zukommen lassen, beim Gewässerschutz bestehe Handlungsbedarf. Den politischen Hintergrund bildete die Pflanzenschutzinitiative, die 2021 an der Urne gescheitert ist.

Der Landwirtschaftsminister und die Umweltministerin geraten auch in der Landes-



Immer engere Grenzen:
Bundesrätin Sommaruga.

regierung regelmässig direkt aneinander, weil die Bernerin gerne an seinen Agrarvorlagen herumflickt. Sie will mehr Umwelt- und Klimaschutz, er will das auch, aber ohne die Branche mit extremen Reformen vor den Kopf zu stossen. Da sich Sommaruga im Bundesrat häufig durchsetzt, wird für den Romand fast

Dort, wo Sommaruga konkret etwas für die Agrarwirtschaft tun könnte, lässt sie die Zügel schleifen.

jedes Papier, dass er in die Regierung trägt, zur Zitterpartie. Kein Wunder, gingen Parmelins Landwirtschaftsexperten letzte Woche vor der Publikation ihres neusten Berichtes über die Ausrichtung der Landwirtschaftspolitik fast wie auf Eiern. Sie befürchteten, Sommaruga und ihr Bafu könnten in letzter Minute doch noch irgendwie dazwischenfunken, wie im April, als der Wirtschaftsminister ein neues Massnahmenpaket vorgelegt hatte. Er musste dafür zweimal Anlauf nehmen, weil sich Sommaruga querlegte – aber am Ende ging sie wieder einmal als Siegerin vom Platz.

Gegen den Willen des Landwirtschaftsministers setzte sie bei den sogenannten Nährstoffverlusten ein Reduktionsziel von 20 Prozent bis zum Jahr 2030 durch. Von Nährstoffverlusten spricht man, wenn ein Teil der ausgebrachten Gülle in tiefere Schichten durchsickert. Diese Massnahme lasse sich praktisch nicht umsetzen, heisst es in der Agrarbranche. Sommaruga drückte auch Biodiversitätsflächen für die Landwirtschaft durch, was die Bewirtschaftung des Bodens für die Produzenten einschränkt.

Widersprüchliche Eingriffe

Das alles hat einen Einfluss auf die Nahrungsmittelproduktion – die Folge davon sind zum Beispiel zehn Millionen Kilo weniger Fleisch und 280 Millionen Liter weniger Milch. Dabei müssen wir heute schon tonnenweise Butter importieren. Und das ist nicht alles: Die geplante Ausscheidung von grosszügigeren Grundwasserschutzzonen, die ebenfalls im Bafu in Bearbeitung ist und durch einen Parteikollegen Sommarugas im Parlament gesetzgeberisch aufgegleist wurde, bedeutet weitere 10 Prozent weniger Produktionsflächen für die Bauern.

Wie bizarr und widersprüchlich Sommaruga bei ihren Eingriffen in die Agrarpolitik vorgeht, lässt sich anhand der laufenden Raumplanungsrevision aufzeigen. Hier engagiert sich die Bernerin mit Herzblut für den Erhalt von Kulturland, worunter Bauern Fruchtfolgeflächen verstehen. Umgekehrt setzt sie mit ihrer Umwelt- und Klimapolitik den Landwirten bei der Nutzung ihrer Ackerflächen immer engere Grenzen.

Dort, wo die SP-Bundesrätin ganz konkret etwas für die Agrarwirtschaft tun könnte, lässt sie dagegen die Zügel schleifen. Nach der Abstimmung über das neue Jagdgesetz inklusive Wolfsregulierung, die von den Stimmbürgern abgelehnt wurde, versprach sie schnell eine neue Vorlage. Aber seither hat sich nicht mehr viel getan – zum Leidwesen der Schafhalter, denen der Wolf die Tierbestände arg dezimiert.

Was ist eine Frau?

Gender-Ideologen behaupten, der Mensch könne sein Geschlecht selbst wählen. Ich kann Sie beruhigen: Die Sexualbiologie ist in dieser Frage sehr eindeutig.

Ulrich Kutschera



Das primäre Geschlecht des Menschen.

Jeder hat das schon einmal erlebt: Ein kleines Kind ruft verzweifelt nach seiner «Mama». Bei diesem populären Wort handelt es sich um die Kurzform eines zoologischen Fachbegriffs – «Mammalia», das heisst «Säugetiere» oder auch «Brust» beziehungsweise «Muttermilch». International tätige Biologen, zu denen ich zähle, wissen, dass der Notruf «Mama!» beispielsweise auch in den USA oder in China und in anderen Ländern der Erde ausgestossen wird; es ist ein weltweit bekanntes Universalwort. Und hiermit sind wir beim Thema angelangt: «Was ist eine Frau?»

Am 23. Juni 2022 publizierte das Onlinemagazin *Sportschau.de* einen Artikel mit dem Titel «Trans-, Inter- und nicht-binäre Menschen: DFB passt Spielrecht an – <Fussball steht für Vielfalt>» (Diversität). In der zweiten Zeile wird die Frage aufgeworfen: «Wann ist eine Frau eine Frau?» Die neue Regelung wird

ab der nächsten Saison gelten, und dann haben «Menschen mit dem Personenstandseintrag divers» oder «ohne Angaben» beziehungsweise Personen, «die ihr Geschlecht haben angleichen lassen», wie auch «transgeschlechtliche Spieler» freie Wahl – sie können sich als Mann oder Frau ausgeben, ja sogar das «Geschlecht wechseln».

Lob der Vielfalt

Ein sogenannter Queer-Beauftragter der deutschen Bundesregierung sowie der Bundesverband Trans* lobten diese Entscheidung, da jetzt endlich eine «Akzeptanz und Teilhabe von LSBTQ im Fussball» gewährleistet sei.

Da ich seit über vierzig Jahren als Zoologe die Sexualbiologie und die Evolution verschiedener Lebewesen erforsche (u. a. als Gastprofessor in Stanford und an der University of California, Berkeley) und dazu zahlreiche Publikationen und Fachbücher vorweisen

kann, erlaube ich mir nachfolgend eine deutlich formulierte Stellungnahme.

Vorab: Selbstverständlich ist die Bestrebung nach «Diversität» zu begrüssen, denn ohne Vielfalt in natürlichen Fortpflanzungsgemeinschaften, Populationen genannt, gäbe es keine natürliche Auslese und damit auch keine Evolution. Nur Menschen beziehungsweise Tiere, die sich zweigeschlechtlich (sexuell) fortpflanzen, leben in ihren Kindern weiter: Mann und Frau geben bei der Zeugung, also dem zellulären Sex-Akt, jeweils die Hälfte ihres Erbguts an den entstehenden Nachwuchs weiter; die nachkommenlosen Konkurrenten sterben in diesem darwinischen Daseinswettbewerb (*struggle for life*) aus, sie sind demnach die «Verlierer» der Evolution.

Nur die Vielfalt (Diversität) der Frauen – gross, klein, dick, dünn, blond, schwarzhaarig usw. – erlaubt es, dass die im Tier- und Menschenreich nachgewiesene «geschlecht-

liche Zuchtwahl», auch sexuelle Selektion genannt, stattfinden kann. Oder anders formuliert: Die Männer konkurrieren in der Regel um die Gunst der attraktiven, jung-fertilen Frauen, in allen Kulturen der Erde, vom Nordpol bis zum Äquator.

Zwei gleichwertige Hälften

Diese vor 150 Jahren von Charles Darwin (1809–1882) in seinem Werk «Abstammung des Menschen und die geschlechtliche Zuchtwahl» zusammengetragenen Einsichten zählen heute unter dem Kürzel «darwinische Geschlechter-(Sex-)Rollen» zum bestätigten biologischen Wissen. Hiermit sind wir beim Begriff «Sexus», das heisst beim biologischen Geschlecht, angelangt, und können die Menschheit bezüglich des Fortpflanzungsgeschehens in zwei gleichwertige Hälften unterteilen: Frauen, also weibliche Personen, die wenige, relativ grosse, nährstoffreiche Eizellen produzieren, und Männer, die als Begatter agieren und hierbei einen Überschuss kleiner Sexualzellen, Spermien genannt, freisetzen. Seit über 200 Jahren existiert diese einfache Regel, die in Hunderten Fachpublikationen bestätigt ist und nur ganz

Evolutionenbiologisch betrachtet, sind Frauen Eizellen-Bereitstellerinnen mit Gebärfunktion.

wenige natürliche Ausnahmen kennt (Intersex-Tiere/-Personen, bestenfalls 0,1 Prozent der Population).

Evolutionenbiologisch betrachtet, sind Frauen somit Eizellen-Bereitstellerinnen mit Gebärfunktion, wobei die Ernährung des erzeugten Nachwuchses via Muttermilch erfolgt. Dieser Grundsatz der evolutionär herausgebildeten Zweigeschlechtigkeit, Sexualdimorphismus genannt, gilt für Zwitter (Hermaphroditen), wie zum Beispiel Regenwürmer, ebenso wie für echte Zweigeschlechter (Gonochoristen, mit männlichen und weiblichen Individuen).

Frauen sind somit – sexualbiologisch betrachtet – Gonochoristen, die Eizellen hervorbringen, von einem Mann befruchtet werden können und zum Gebären und Säugen des Nachwuchses fähig sind.

Geschlechtsorgane und Chromosomen

Zurück zum Notschrei «Mama!». Unsere «DFB-Vielfalt-Geschlechter-Gläubigen» werden jetzt einwenden: Auch manche Männer haben «weiblich ausgeformte» Brüste, und diese oft bartlosen «Softies» fühlen sich «feminin», ja sie geben diese Empfindung sogar in Personenstandseintragungen als «nicht-binäre Geschlechtsidentität» an.

Hier antwortet der Evolutionsbiologe: Die als Fettgewebe ausgebildeten «männlichen Brüste» sind keine weiblichen Strukturen. Übergewichtige Herren produzieren keine Muttermilch, da die Milchdrüsen fehlen. Männer haben daher funktionslose Brustwarzen, und diese entwicklungsbiologischen Relikte sind ein Schlüssel zum Verständnis des «Frauseins».

Wie ich in dem aktuellen Buch «Strafsache Sexualbiologie. Darwinische Wahrheiten zu Ehe und Kindeswohl vor Gericht» ausführlich dargelegt habe, ist die Frau das primäre Geschlecht des Menschen und anderer Säugetiere. Kurze Begründung: Nach der Zeugung im Mutterleib entstehen, von seltenen Ausnahmen abgesehen, Befruchtungsprodukte (Zygoten), die entweder einen XX- oder den XY-Geschlechtschromosomensatz aufweisen.

Erst ab der sechsten Schwangerschaftswoche werden aus diesen weiblich (XX) beziehungsweise männlich (XY) angelegten Zygoten dann entweder Embryonen mit Eierstöcken (Ovarien) und Vagina-Anlage oder Embryonen mit Hoden (Testes) und Penis-Anlage gebildet. Die sich entwickelnden Mädchen, die nachgeburtlich zu Frauen heranreifen, sind somit durch Ovarien gekennzeichnet. Und diese primären Sexualorgane definieren, gemeinsam mit dem Geschlechtschromosomensatz (XX), das Frausein – unabhängig davon, ob diese Damen später einmal Mütter werden oder nicht.

Das Kopulationsorgan der Frau (Vagina) ist ebenso wie die mit Milchdrüsen ausgestattete Brust ein sekundäres Sexualorgan, hervorgerufen durch geschlechtsspezifische Sexualhormone, die in den Eierstöcken gebildet werden. Die weiblichen Ovarien definieren somit die Frau. Alles, was das sichtbare «Frausein» ausmacht, bis hin zur fettgepolsterten Körperrundung, wird durch diese primären Sexualorgane gesteuert: die monatlich bis etwa zum 50. Lebensjahr heranreifenden Eizellen, die Gebärmutter (Uterus), die Menstruation wie auch alle jene Strukturen, die zur sexuel-

len Reproduktion des Grosssäugers Mensch notwendig sind.

All das sind sexualbiologische Fakten, die aber von unseren «Vielfaltsgläubigen-mehrals-zwei-Geschlechter-Ideologen» als «Biologismen» missverstanden werden. Mit irgendeinem «Ismus» hat die biologische Forschung aber nichts zu tun; deren Ziel ist es, die Fortpflanzung der Lebewesen über Gene-

Mit irgendeinem «Ismus» hat die biologische Forschung nichts zu tun.

rationen hinweg zu ergründen und diese Evolution, von Darwin als «Abstammung mit Abänderung» umschrieben, zu verstehen.

Gender-Irrungen

Als Hauptgrund all dieser «diversen 0,1-Prozent-Gender-Irrungen» – jetzt sogar im deutschen Fussball – muss jeweils das von John Money (1921–2006) im Jahr 1955 erfundene Konzept der «Gender-Rolle», auch «Geschlechtsidentität» genannt, angeführt werden. Im Gegensatz zur «darwinischen Sex-Rolle», die im Dienst der zweigeschlechtlichen Fortpflanzung steht, ist Moneys «Gender-Identität» bis heute ein nicht klar definierter Mythos geblieben: ein subjektives Gefühl von Mann- oder Frau- oder Anderssein, losgelöst von der Sexualbiologie und Evolution des Menschen.

Money, der als nachkommenloser, vermutlich bisexuell veranlagter Mann keinen Bezug zur Familie mit leiblichen Kindern hatte, konnte mit seiner noch heute populären Gender-Religion unter Ignorierung des biologischen Geschlechts (Sex) weltweit eine Sekte «gläubiger Homo-sapiens-Vielgeschlechter» gewinnen. Diese die Biologie des Menschen leugnenden Ideologen sind aber nicht selten durch Kinderlosigkeit gekennzeichnet und haben daher ein gestörtes Verhältnis zum Frau- und Muttersein.

Als Neofeminist setzte ich mich ein für die Rechte der Frauen, die von Gender-Ideologen bedroht werden. Diese führen sich in unserer übersättigt-degenerierten Gesellschaft immer aufdringlicher auf – zum Nachteil jener weiblichen Personen, die ihr Frausein als etwas Natürliches empfinden und sich dazu bekennen.

Ulrich Kutschera ist ein in Deutschland und den USA tätiger Evolutionsbiologe und Physiologe, siehe www.evolutionsbiologen.de.

Ulrich Kutschera: Strafsache Sexualbiologie. Darwinische Wahrheiten zu Ehe und Kindeswohl vor Gericht. Tredition, Hamburg

Im Internet: www.evolutionsbiologen.de/media/files/flyer-2—auflage.pdf



Oase des Gotthardmassivs

Dann kam vor ein paar Tagen Andermatt in mein Leben.



Pingpongspiel des Wichtigen und Unwichtigen.

Die Idee der Oase lag mir stets näher als jene des Biotops. Wahrscheinlich, weil die Oase, dieses kleine, blühende, kämpferische, lebensbejahende Wunder im nackten Sand und Fels der Welt, weit weg und unter einem wolkenlosen Himmel liegt, ein Sein im Nichts ist, die Insel der Nomaden, das Refugium der Karawanen mit all der perlenden Üppigkeit von Tausendundeiner Nacht. Biotope waren für mich immer der sehnsüchtige Versuch einigermaßen heruntergewirtschafteter Zivilisationen, Oasen des verlorenen Natürlichen zu schaffen, um mit dieser kleinen, intakten Welt auf dem Boden wurmreicher Erde voller wilder Blüten und surrender Insekten ihre eigenen Verwüstungen für Augenblicke zu vergessen.

Die Unterscheidung zwischen Oase und Biotop ist, das wird mir jetzt klar, hinfällig, weil natürlich im Einzugsgebiet der Biosphäre jede Oase ein Biotop und jedes Biotop eine Oase ist. Ich kenne Oasen, Siwa in Ägypten, Tafilalet in Marokko, beides Orte, in die ich eintauchte wie in einen Göttergarten, dahinfloss wie ein kleiner Fluss, unter Palmen die Seele rauschen hörte und in jene dieser Stimmungen geriet, die einem leider viel zu selten widerfährt; dass die Zeit stillsteht und man an der Ewigkeit schnuppert.

Biotope kannte ich nur vom Sehen, bin an ihnen vorbeigejoggt, vorbeigewandert, alles ohne innere Anteilnahme. Dann kam

vor ein paar Tagen Andermatt in mein Leben. Andermatt ist die Oase des Gotthardmassivs, eine, deren Schicksal es lange war, dauernd beschossen und gelöchert und im Donner explodierender Munition zu vibrieren und im Pulverrauch zu sein. Die Übungen im Bereiche der Zerstörungskraft liessen die Oase karg werden und doch wachsen, es gab Geld und Arbeit, nur Schönheit gab es nie. Dann, die Geschichte ist bekannt, kam ein Investor aus dem Land der Oasen, aus Ägypten, Samih Sawiris, und machte sich daran, Andermatt aufzupäppeln und mit Biotopen zu versehen, eines nannte er «The Chedi», ein grosses Kleinod von einem Hotel, das andere «Andermatt Swiss Alps».

Ich war dort als Teilnehmer des ersten *Weltwoche*-Open, als Repräsentant dieser Zeitung; es war beschwerlich in der Oase anfangs. Da war dieser Wind, der ins Tal hinunterrauschte wie einst die Schallwellen der Explosionen. Ich fragte einen Einheimischen, den ehemaligen Ski-Olympiasieger und Präsidenten des Golfclubs und einen der smartesten Männer dieses Landes, Bernhard Russi, ob das hier normal sei mit dem Wind. Das sei für sie hier noch kein Wind, bloss Air-Condition, sagte er. Für uns, die wir nicht in der harten und kargen Szenerie der Landschaft und des Dorfes aufgewachsen sind, war es mindestens der windigste Tag im Jahr bis anhin; kein optimaler Tag, um einen Hartgummiball mittels eines Schlägers und eines Hüftschwungs zu einem Geschoss werden zu lassen.

So feuerten wir unsere Bälle, und oft landeten sie für immer verloren in den vielen Biotopen entlang der Fairways, unauffindbar im unzählbar blühenden Gestrüpp, und nach zwei Löchern fand ich, dass Biotope einem das Leben schwermachen. Fünf Stunden lief ich durch diese Golfplatzoase, die Hälfte aller Biotope kenne ich jetzt.

Erst später, im «Chedi»-Biotop, lernte ich das wahre Wesen, die eigentliche Kraft von Oasen kennen, ihr kleines, grosses Wunder, ihre Zauberkraft. Mir kam in den Sinn, was ich viel zu lange vergessen hatte; dass Oasen und Biotope nicht unbedingt eine Landschaft brauchen und zwangsläufig Wüstenähnliches um sich herum. Die wahren Oasen liegen in der Seele.

So kamen aus allen Himmelsrichtungen ein paar Dutzend Leute zusammen, jeder mit seinem Weg im Gepäck, jeder seine eigene Karawane, jeder sein eigenes Biotop. Die meisten waren sich unbekannt, und alle setzten sich hin an das Lagerfeuer, das Licht und die Wärme einer Oase bei Nacht. Und wir erzählten uns Geschichten vom Leben und vom Sein, vom Kleinen und vom Grossen, vom Pingpongspiel des Wichtigen und Unwichtigen, vom Werden und von der Vergänglichkeit.

Vielleicht ist das das Geheimnis der Oase und die Anziehungskraft der Biotope; sie sind eine kleine Welt, die so gross wird, dass die grosse klein wird und nur noch flackert wie eine Fata Morgana.

PERSONENKONTROLLE

Keller-Sutter, Cassis, Fuchs, Sellon, Hodgson, Johnson, Egli, Silbereisen, Habeck, Weil, Merz, Kubicki



Zum Weinen: Beatrice Egli.

Karin Keller-Sutter und **Ignazio Cassis**, nach Harmonie strebende Magistraten, zelebrierten anlässlich der FDP-Delegiertenversammlung in Andermatt UR für einmal das traute Beisammensein. Jedenfalls gaben sie sich grosse Mühe, wie ein zusammengeschweisstes Team aufzutreten. Den beiden sagt man sonst wegen der bevorstehenden Wiederwahl im Dezember 2023 eine gewisse Rivalität nach, weil nicht sicher ist, ob die FDP ihre zwei Bundesratssitze wird verteidigen können. Der Schein hielt denn auch nicht lange. Beim Thema Kritik am Bundesrat, wo die beiden vor den Delegierten Stellung bezogen, erklärte Keller-Sutter, sie wünsche sich im Bundesrat eine «stärkere Streitkultur», Cassis dagegen eine «friedvolle Streitkultur». Da waren sie also wieder, die disharmonischen Töne des FDP-Duos. (hmo)

Martin Fuchs, Zürcher Weltranglistenerster der Springreiter, sorgte für eine Premiere im Pferdesport. In Mailand gewann er auf **The Sinner** vor seiner amerikanischen Freundin **Paris Sellon** auf **Remix**. «Das ist ein einzigartig schönes Gefühl», sagte Fuchs, dessen Vater **Thomas** schon in der Weltelite ritt, unter anderem mit der unvergesslichen Traumstute **Dollar Girl**. «Dass jemand vor seiner Freundin einen Grand Prix gewinnt, das hat es in unserem Sport noch nie gegeben», sagt er. «Ich bin megastolz auf die beiden.» Der historische Sieg ist auch ein gutes Omen: für die Reit-Europameisterschaften nächstes Jahr in Rom. (ah)

Roy Hodgson, Kommandant der **Queen**, führte die Schweizer Nationalmannschaft 1994 das erste Mal nach 28 Jahren wieder an eine WM-Endrunde. Der legendäre Fussballtrainer wurde unlängst von Premierminister **Boris Johnson** in die **St Paul's Cathedral** in London gerufen und



Grosse Ehre: Roy Hodgson.

zum **Commander of the Order of the British Empire** ernannt. «Sir» darf sich der 74-Jährige damit noch nicht nennen. Aber was nicht ist, kann noch werden. Nach seinen letzten Engagements bei **Crystal Palace** und **Watford** wartet Hodgson mit staatsmännischer Gelassenheit auf die nächste Herausforderung. (tre)

Beatrice Egli, Fremdgeherin, sorgt in der Schweiz für **Misstöne**. Ihren Auftritt am **Open Air Wildhaus** im **Toggenburg** sagte der Schlagerexport aus **Lachen** ab – um am selben Abend in der «grossen Schlagerstrandparty 2022» des deutschen Vorzeigebarden **Florian Silbereisen** zu gastieren. Die Präsidentin des Schweizer Fanklubs von **Beatrice Egli** (mit über 3000 Mitgliedern) war über das «Fremdgehen» des Stars derart empört, dass sie ihren Verein sofort auflöste. Dem **Blick** sagte die Fanchefin: «Als **Beatrice** «Mini Schwiiz, mini Heimat», sang, musste ich weinen. Danach war es für mich vorbei.» (tre)

Boris Johnson, Partylöwe, ist von seinem Kindheitstraum weiter denn je entfernt. Mit fünf Jahren wollte der derzeit von Skandalen und Wahlschlappen verfolgte Briten-Premier nach Angaben seiner Schwester hoch hinaus: «Er wollte König der Welt werden.» Derzeit ist allerdings fraglich, ob er überhaupt sein vergleichsweise bescheidenes Amt behält. (ky)

Robert Habeck, **Kassandra**, hat mit seiner **Dusch-Beichte** («Nie länger als zwei Minuten») eine Bekenntniswelle ausgelöst. Niedersachsens Regierungschef **Stephan Weil** hält es wie der Wirtschaftsminister und duscht kurz – aber «ohne Stoppuhr». CDU-Chef **Friedrich Merz** duscht korrekt mit **Solarstrom**. Pragmatisch ist FDP-Mann **Wolfgang Kubicki**: «Ich dusche so lange, bis ich fertig bin.» (ky)

Ukraine-Flüchtlinge: Bund putzt Gemeinde ab

Am 22. Juni erkundigte sich die Gemeinde **Freienbach** bei der Abteilung für Integration im Departement von SVP-Regierungsrat **Andreas Barraud** über das Vorgehen bei männlichen ukrainischen Flüchtlingen. Der Ortschaft mit 15 000 Einwohnern wurden bis heute zirka hundert Kriegsvertriebene zugewiesen. Wenn der Zustrom aus dem Osten Europas weiter anhält, soll der Ort noch einmal so viele aufnehmen. Die Fürsorgestelle der Gemeinde stellte nun fest, dass nicht bloss Frauen und Kinder, sondern auch Männer im erwerbsfähigen Alter und ohne Nachwuchs **Freienbach** zugewiesen wurden.

Darum meldet sich die zuständige Ortsbehörde beim Kanton: Weshalb Ukrainer mit Jahrgang 1987 ohne Kinder den Schutzstatus S erhalten hätten. Diese Personen müssten doch in der Ukraine Militärdienst leisten, oder ob man da womöglich falsch informiert sei. Die Frage war mehr als berechtigt. Denn die Gemeinde befürchtet, dass eine Rückkehr für solche Fälle praktisch ausgeschlossen ist, weil sie in ihrer Heimat ja als **Deserteure** gelten.

Statt einer Information bekam die Gemeindeverwaltung vom kantonalen Chef des Bereiches Integration eine dreiste Abfuhr: Es sei schon interessant, dass sich die Fürsorgebehörde **Freienbach** für ukrainisches Kriegsrecht interessiere, das übrigens Diskussionen ausgelöst habe, ob es die Menschenrechte verletze. Es gebe viele Gründe, warum Männer nicht Wehrdienst leisten könnten oder müssten. Von **Desertion** könne man erst reden, wenn die Person in der Armee war.

Die Tonalität der Antwort überrascht. Die Gemeinden tragen immerhin die Folgekosten von Bundesrätin **Karin Keller-Sutters** grosszügiger Flüchtlingspolitik. Ist es da nicht oberste Pflicht, etwas genauer hinzuschauen? Laut Staatssekretariat für Migration (SEM) sind gegen 9000 der ukrainischen Flüchtlinge Männer im erwerbsfähigen Alter. Ob es sich dabei nur um Familienväter mit drei Kindern handelt, die vom Militärdienst suspendiert sind, hat das SEM nicht präzisiert. Die Frage wird sich aber bald stellen, ob man ukrainische Kriegsflüchtlinge, die sich der Rekrutierung durch Flucht in die Schweiz entzogen haben, überhaupt noch zurückschicken darf. Bei den Asylbewerbern aus **Eritrea** wurde **Desertion** als Asylgrund zugelassen, was heftige Kritik ausgelöst hat. *Hubert Mooser*

MÖRGELI

Amtszeitbeschränkung: mal schlecht, mal gut

«Das Zauberwort heisst Amtszeitbeschränkung», verkündete Swissinfo. Um gleichzeitig zu warnen: «Im Zuge der Autokratisierung hebeln Herrscher Amtszeitbeschränkungen zunehmend aus.» Der öffentlich finanzierte Informationskanal schimpfte über Chinas Xi Jinping, Russlands Putin und Weissrusslands Lukaschenko. Auch der *Blick* ärgerte sich grün und blau über die «unbeschränkte Verlängerung der Amtszeit» des chinesischen Staats- und Parteichefs. Dieser habe viel «von seinem Freund Wladimir Putin gelernt». Und der *Tages-Anzeiger* zeterte: «Zeitliche Barrieren erschweren das Regieren der Immergleichen. Darum hasen autoritäre Herrscher solche Grenzen, umgehen sie mit Tricks (siehe Wladimir Putin) oder schaffen sie gleich ganz ab (siehe Xi Jinping).»

Pfui Teufel, wenn sich ältere Männer verzweifelt an die Macht klammern und nicht loslassen können. Es sei denn, es handle sich um Schweizer Sozialdemokraten. Bei deren Mätzchen und Trickereien reagieren unsere Medien mit viel Verständnis und Wohlwollen. Beispielsweise, wenn im Kanton Waadt der SP-Fraktionschef Roger Nordmann wegen einer statutarisch geregelten Amtszeitbeschränkung nicht mehr antreten dürfte. Weshalb jetzt die kantonale SP flugs ihre eigenen Statuten aushebelt. Damit der parlamentarische Dinosaurier im Jurassic Park des Nationalrats weiterleben darf. Und nicht in den Ständerat wechseln muss, wobei Nordmann in der internen Ausmarchung gegen Pierre-Yves Maillard verloren hätte.

Rechtssicherheit war gestern. Doch der *Sonntagsblick* jubelt über eine «Lektion in Taktik». Der *Tages-Anzeiger* feiert die Rechtsbeugung der SP-Statuten als «Kompromiss» und «Ausnahmeregelung». Und zitiert zum unwürdigen Kuhhandel freudig Maillard, der von einer «Abmachung» spricht, «die auf Effizienz abzielt, die die Partei zusammenbringt, anstatt sie zu spalten». Genau mit diesen Worten haben auch Xi Jinping, Putin und Lukaschenko die Verlängerung ihrer Amtszeit begründet. Journalisten sind fürchterlich. Politiker sind noch fürchterlicher: Es geht ihnen um Leben und Tod. Und um ihre Wiederwahl.

Christoph Mörgeli

SP will 10 502 Bundesstellen streichen

Die Sozialdemokraten wollen weiterhin unsere Armee abschaffen, auch wenn nun einige Exponenten in den Krieg ziehen wollen.

Hans Kaufmann

Von den 12 215 Mitarbeitern des Eidgenössischen Departements für Verteidigung, Bevölkerungsschutz und Sport (VBS) arbeiten 10 502 für die eigentliche Landesverteidigung (Vollzeitstellen, inkl. Armasuisse). Die SP will gemäss Parteiprogramm die Armee abschaffen. Dies bedeutet somit auch eine Streichung von 10 502 Bundesstellen. Damit könnte man zwar 1,59 Milliarden Franken an Personalkosten einsparen, denn die Verteidiger der Schweiz verdienen mit durchschnittlich 151 000 Franken Personalkosten pro Beschäftigten recht gut. Dass dann aber wohl die Arbeitslosenkasse einen Teil dieser Kosten übernehmen müsste, wenn diese Militärfachleute keinen geeigneten Ersatzjob in der Privatwirtschaft fänden, versteht sich von selbst. Gerade in Bergregionen sind Beschäftigungen bei der Armee von grosser Bedeutung. Man könnte einen Teil dieser über 10 000 Leute selbstverständlich auch für den Ausbau des Grenzschutzes einsetzen, aber dies wäre wohl nicht im Sinne der SP.

Waffenexporte in Konfliktregionen

Es zeigt sich einmal mehr, dass führende linke Politiker die Konsequenzen ihrer Parteiprogramme nicht zu Ende gedacht haben. Dass ausgerechnet die SP, von der einige Bundesparlamentarier am Futtertopf der Gewerkschaft der Beschäftigten der öffentlichen Hand (VPOD) hängen, fast 28 Prozent des Bundespersonals (Ende 2021: 37 972 Vollzeitstellen) abbauen wollen, ist wohl vielen Beamten, die SP gewählt haben, nicht bewusst.

Derzeit versuchen SP-Exponenten angesichts der veränderten militärischen Bedrohungslage in Europa ihr Parteiprogramm zu relativieren, einige von ihnen treten geradezu als Kriegshetzer auf. Statt die dauerhafte bewaffnete Neutralität, wie in unserer Verfassung festgeschrieben, zu verteidigen, wollen sie im EU- und Nato-Verband als Kriegspartei gegen Russland auftreten. Sogar Waffenexporte in Konfliktregionen, bislang ein Sakrileg, werden in Erwägung gezogen. Aber dies ändert nichts an der armeefeindlichen Grundeinstellung, wie die Volksinitiative gegen die Beschaffung neuer Kampfflugzeuge für die

Schweizer Armee zeigt. Diese dient ausschliesslich dazu, unsere Armee zu demontieren.

Einige halten es dennoch für unfair, dass der Bundesrat die entsprechenden Verträge schon im Herbst 2022 unterschreiben wolle, obwohl die Unterschriftensammlung weitgehend abgeschlossen sei und die Einreichung der Initiative bevorstehe. Sie glauben, der Bundesrat müsste bis zur Volksabstimmung über die SP-Initiative zuwarten. Diese Meinung ist problematisch. Ein Abwarten der Abstimmung würde Tür und Tor für Missbräuche öffnen.

Die SVP oder eine andere politische Kraft könnte etwa kurz vor der Abstimmung über die SP-Initiative eine neue Initiative beispielsweise zum Kauf von 50 statt nur 36 Kampfflugzeugen starten. Ob die Linke dann ebenso zu Toleranz und Fairness aufrufen und zwei Jahre zuwarten würde, bis die entsprechenden Unterschriften gesammelt und eingereicht wären, muss bezweifelt werden.

Liebe ist...



... jemand, der dich nie vergisst.

Stehen im Sommer bald die AKW still?

Ohne genügend Kühlwasser muss Frankreich die Mehrheit seiner Reaktoren stilllegen.



Strom wird gehandelt wie Tomaten. Zurzeit kostet eine Kilowattstunde Strom – ohne Verteilkosten – 25 Rappen. In der Schweiz gibt es 673 Verteiler von Strom. Und somit gut 5000 meist überbezahlten Verwaltungsräte und Verwaltungsrätinnen. Fast alles Männer und fast keine Frauen.

Die meisten von ihnen beginnen zu schwitzen, weil ihre Gesellschaften keine eigene Produktion haben. Sie müssen bis zum 31. August 2022 der Elcom mitteilen, wie stark die Strompreise in ihrer Region explodieren werden. Die meisten halten noch den Deckel auf dem Topf.

Niemand weiss, wie schnell die Reise in Sachen Strompreise wohin geht. Im Worst Case kann es bereits in diesem Sommer mehr als nur tätschen.

Stromlücke 1 — Die PO-Ebene trocknet aus. Wenn die Trockenheit in Europa anhält, muss Frankreich in diesem Sommer 60 Prozent seiner Atomkraftwerke abstellen. Schlicht und einfach, weil auch die Rhone und die Loire zu wenig Wasser führen werden.

Stromlücke 2 — Lange glaubte der Westen, Russland sei auf die Gaslieferungen nach Europa angewiesen. Jetzt haben viele Angst davor, dass Putin ab Ende Juli 2022 kein Gas mehr liefern wird. Scheint durchaus denkbar.

Viola Amherd hätte – statt Tarnkappenbomber zu bestellen – alle Quartiere und Industriebetriebe schrittweise mit Notstromaggregaten ausstatten müssen. Guy Parmelin hätte dafür sorgen müssen, dass alle – auch alle privaten – Heizöl-Tanks immer platschvoll wären. So wie ich das in dieser Kolumne

seit Jahr und Tag immer wieder und absolut vergeblich gefordert habe.

Stattdessen wollte Simonetta Sommaruga zwei grosse Gaskraftwerke bauen, obwohl wir gar keine Gasspeicher haben. Und Viola Amherd und Guy Parmelin können das Wort Diesel-Notstromaggregate immer noch nicht buchstabieren.

Und zum Dessert fordert die SVP, man solle mit Putin reden. Wer soll mit Putin reden? Putin will nicht reden, sondern seine klar definierten Ziele durchsetzen: Erstens möglichst weite Teile der Ukraine anektieren. Zweitens die Restukraine militärisch neutralisieren.

Ab 2030 wird Europa in selber produzierten, günstigen, da neuen erneuerbaren Energien schwimmen.

Drittens die Fesseln der Oligarchen sprengen. Und viertens weiter Gas und Öl liefern. Kriege, wie jene in der Ukraine, hören in der Regel erst auf, wenn beide Parteien ausgeblutet sind. Das kann noch dauern.

Ist alles verloren? Oder wird alles wieder gut? Ist das Glas halb voll, oder halb leer? Die deutschen Grünen scheinen mir die Gunst der Stunde zu nutzen.

Energiepreise rauf: Bisher wollten die Meisten, die den ökologischen Umbau befürworteten, die Energiepreise schrittweise und berechenbar erhöhen. Um genau so einerseits die Effizienz und andererseits die Produktion der neuen, erneuerbaren Energien zu erhöhen. Vorgesehen war, die Klimasteuern ganz oder

teilweise zurückzuerstatten. Jetzt explodieren – weil es zu wenig Gas und Strom gibt – die Preise. Und der Staat muss einen Teil der Kaufkraftverluste kompensieren. Alles wie angedacht, nur halt viel schneller und chaotischer zugleich. Wir rutschen in eine Stagflation. Und die EU-Staaten werden gezwungen sein, sich wegen der Rückerstattungen nominal stärker zu verschulden. Kein Problem, denn real sinken die Schulden, was alle monetaristischen Heulsusen übersehen.

An die Ärsche frieren: Kurzfristig werden wir die Heiztemperaturen senken müssen. Und weniger und vorab weniger schnell Autofahren dürfen. Alle gewerblichen und industriellen Prozesse werden optimiert.

Licht am Ende des Tunnels: Für den deutschen Finanzminister Lindner dauert dieses Debakel drei bis fünf Jahre. Bis dann werden die neuen erneuerbaren Energien, die Flüssiggasimporte und die erzielten Effizienzgewinne die Lage beruhigen. Und ab 2030 wird Europa in selber produzierten, günstigen da neuen erneuerbaren Energien schwimmen. Europa wird – im Gegensatz zu den USA, Russland und China – wirtschaftlich gestärkt aus der Krise kommen, gerade weil wir vorerst leiden werden.

Steckt hinter all dem ein genialer grüner Masterplan? Oder pflügt die normative Kraft des Faktischen alles um? Einen Plan gab es, wie immer in bewegten Zeiten, nicht. Deshalb ist die Koalitionsvereinbarung der Ampel-Regierung Schrott von gestern.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz

Bundesrat als Briefträger

Statt zu regieren, reagiert die Landesregierung fast nur noch auf Marschbefehle aus dem Ausland. Das dient nicht den Interessen des Landes.

Hubert Mooser

Wer regiert die Schweiz? Vergangene Woche beschloss der Bundesrat, die Wünsche der OECD und der G-20-Staaten – oder besser gesagt jene des amerikanischen Präsidenten Joe Biden – zu erfüllen. Finanzminister Ueli Maurer (SVP) betonte zwar bei der Präsentation der Vorlage, es gebe keine internationale Verpflichtung, diese Regulierung umzusetzen. «Wir sind aber überzeugt davon, dass wir das machen wollen», sagte er. Wenn die Schweiz diese Mindeststeuer nicht einführe, hätten andere Staaten das Recht, die Differenz zwischen dem OECD-Tarif und dem Schweizer Steuerregime einzuziehen, so Maurer weiter.

Es geht um eine Mindestbesteuerung von 15 Prozent für international tätige Unternehmen mit Umsätzen von über 750 Millionen Franken. Diese neue Regelung zwingt Kantone mit tieferen Steuersätzen, einige Unternehmen in Zukunft höher zu taxieren. «Mit dem aktuellen Vorschlag des Finanzministers können wir wenigstens dafür sorgen, dass das Geld in der Schweiz bleibt», erklärt Wirtschaftspolitiker Thomas Matter (SVP).

Angst vor schwarzen Listen

Der Bundesrat macht damit einmal mehr das, was das Ausland von ihm erwartet. Wir brechen dafür mit unseren Überzeugungen. Mit Ausnahme linker und grüner Politiker verteidigen hierzulande nämlich alle den Steuerwettbewerb unter den Kantonen – weil Wettbewerb gut für den Wohlstand und für den Fortschritt ist. International sind wir nun aber für Steuerharmonisierungen. Das passt nicht zusammen.

Die Mindeststeuer ist längst nicht alles. Der zweite Teil des OECD-Reformpakets, das Maurer ebenfalls schon angekündigt hat, sieht vor, dass globale Konzerne – unabhängig von Standort oder Sitz – einen Teil ihrer weltweiten Gewinne an jene Länder zurückfliessen lassen, wo sie Geschäfte tätigen. Wir werden wohl auch hier die internationalen Erwartungen erfüllen.

Man hätte allerdings auch versuchen können, die Staatengemeinschaft von den Vorteilen des erfolgreichen Schweizer Systems zu über-

Bern

zeugen. Nationalrat Matter findet es unerhört, dass wir von der EU laufend Gesetze und Regulierungen übernehmen, obwohl allen klar sein sollte, dass die EU kein Erfolgsmodell ist. «Viele Mitgliedsländer stehen wirtschaftlich schlechter da als wir», betont er. Seit dem Brexit verfüge die EU über keine Finanzplätze von weltweiter Bedeutung mehr. «Trotzdem lassen wir uns von Brüssel Regeln aufschwätzen.»

Zuweilen faucht der Bundesrat bei internationalen Verhandlungen oder im Streit mit dem Ausland zuerst wie ein Tiger. Um dann doch als Teppichvorleger zu landen. Wer erinnert sich nicht an jenen aus heutiger Sicht etwas vollmundigen Spruch des früheren Finanzministers Hans-Rudolf Merz (FDP) von 2008? Das Ausland werde sich am Bankgeheimnis die Zähne ausbeissen, warnte er. Dann gab die Regierung auf der ganzen Linie nach, und das Schweizer Bankgeheimnis für Ausländer war bloss noch Geschichte.

Darum ist es nicht erstaunlich, wenn in Bern in den letzten Jahren bei den Parlamentariern zuweilen der Verdacht aufkam, der Bundesrat habe sich als Regierungsmannschaft verabschiedet und operiere eigentlich bloss noch als Briefträger internationaler, supranationaler Organisationen und fremder Staaten. Sogar Mitte-Präsident Gerhard Pfister, inzwischen zum feurigen Internationalisten gereift, kriti-

Zuweilen faucht der Bundesrat wie ein Tiger. Um dann doch als Teppichvorleger zu landen.

sierte noch vor elf Jahren während der Debatte über fremde Richter, dass die Landesregierung im heiklen Gleichgewicht zwischen aussenpolitischer Handlungskompetenz und innenpolitischer Abstützung nicht immer das nötige staatspolitische Feingefühl zeige.

Führte das vielleicht auch dazu, dass wir von der Rangierung des einst bestregierten Landes auf Platz vier abgerutscht sind, hinter Kanada, Japan und sogar Deutschland? Zu einer guten Regierungsführung gehört eben auch, dass die



Abschied vom bestregierten Land:

Schweiz bei internationalen Verhandlungen Verträge abschliesst, die im Interesse des eigenen Landes sind. Doch inzwischen müsse man fast die Luft anhalten, wenn unsere Bundesrätinnen und Bundesräte ins Ausland fliegen, spötteln einzelne Parlamentarier.

Polanski-Verhaftung auf Wunsch der USA

Dass die früheren Aussenminister Micheline Calmy-Rey (SP) und Didier Burkhalter (FDP) Auslandsreisen missbrauchten, um Asylbewerber im Bundesratsjet in die Schweiz einzufliegen, kann man zwar als eine grosse Eselei bezeichnen. Doch verglichen mit dem, was uns die Bundesräte sonst noch zurückbringen, ist das bloss ein Klecks. Auf Drängen der USA, der EU, von Deutschland und der OECD haben wir den automatischen Informationsaustausch mit dem Ausland eingeführt. Wir vollziehen auf internationalen Druck auch eine Unternehmenssteuer-Reform nach der andern. Dafür müssen Akteure wie der frühere deutsche Finanzminister Peer Steinbrück (SPD) uns bloss als verängstigte Indianer beschimpfen und mit Peitsche und Kavallerie drohen, sollten wir nicht einlenken.

Wie stark wir uns vom Ausland hineinregieren lassen, zeigte sich bei der Verhaftung von Filmregisseur Roman Polanski. Der Filmemacher wollte am Filmfestival in Zürich 2009 einen Preis abholen. Statt auf dem roten Teppich landete er hinter Gittern. Die damalige Justizministerin Eveline Widmer-Schlumpf (BDP) liess Polanski auf Geheiss der USA und eines US-Staatsanwaltes festnehmen und danach wochenlang im Gefängnis schmoren. Später



Bundesrat 2022.

war die Bündnerin als Finanzministerin eine treibende Kraft bei der Beerdigung des Schweizer Bankgeheimnisses.

Eine für die Schweiz folgenschwere Reise tat Doris Leuthard (CVP/Mitte) als Chefin des Departements für Umwelt, Verkehr, Energie und Kommunikation (Uvek) 2015, als sie in Paris einen Klimaschutzvertrag mit strengen CO₂-Reduktionszielen abholte. Unter ihrer Nachfolgerin Simonetta Sommaruga (SP) wurden diese Ziele noch verschärft. Bei der Klimakonferenz in Glasgow 2021 moderierte die SP-Bundesrätin sogar eine internationale Arbeitsgruppe, um einen Zeitplan für den Klimaschutz der Staaten zu definieren. Das liefert ihr nun die Rechtfertigung, um bei uns Massnahmen rasch durchzusetzen – mit teils fatalen Folgen für die Stromversorgung und die Ernährungssicherheit.

Befehlsempfänger fremder Staaten

Seit Russland die Ukraine überfallen hat, scheint es, als sei der Bundesrat bloss noch Befehlsempfänger der EU und der USA. Statt selbstbewusst wie in der Vergangenheit eine Umgehung der Sanktionen gegen Russland zu verhindern, liess sich Bundespräsident Ignazio Cassis (FDP) zur direkten Übernahme der EU-Sanktionen verleiten und damit in einen Wirtschaftskrieg gegen Putin hineinziehen. Im Ausland berichteten Medien wie die *New York Times*, die Schweiz habe ihre Neutralität aufgegeben. Russland setzte uns prompt auf die Liste «unfreundlicher Staaten».

Am 27. März 2022 reiste Justizministerin Karin Keller-Sutter nach Brüssel und offenbarte

im Fernsehen SRF am Rande der Veranstaltung, die Schweiz sei solidarisch mit den Flüchtlingen aus der Ukraine. Ein paar Tage später aktivierte Brüssel die EU-Richtlinie zu einem vorübergehenden Schutz für ukrainische Flüchtlinge. Diese Richtlinie war für die Schweiz als assoziierter Staat nicht direkt anwendbar. Aber Keller-Sutter sorgte dafür, dass sie auch hier weitestmöglich angewandt wurde. Im Verhältnis zur Bevölkerungszahl und Grösse des Landes nehmen wir viel mehr Flüchtlinge aus der Ukraine auf als Staaten wie Italien oder Frankreich. Ist dies im Interesse unseres Landes?

Die Verteidigungsministerin Viola Amherd (Mitte) gilt nicht als Vielfliegerin. Aber wenn sie einmal ins Ausland reist, bringt auch sie uns garantiert ein vergiftetes Geschenk zurück – wie nach ihrer Visite vom 9. Mai 2022 in Washington, D. C. Sie traf sich dort unter anderem mit Vize-Verteidigungsministerin Kathleen H. Hicks. Kaum zurück, schwärmte die Oberwalliserin von der künftigen sicherheitspolitischen Zusammenarbeit mit den USA, als habe man sie gerade zu einem Debütantinnenball eingeladen. Auch ohne einen Nato-Beitritt der Schweiz bestehe Spielraum für eine verstärkte Kooperation mit den transatlantischen Partnern, ohne die Neutralität aufgeben zu müssen, gab sie zu verstehen.

Es wird Zeit, dass die Landesregierung unser Land regiert und nicht nur die Diktate und Direktiven aus dem Ausland vollzieht. Oder anders gesagt: Der Bundesrat muss regieren und nicht bloss reagieren. Nur um Briefträger zu spielen, verdienen unsere Bundesräte fünfmal zu viel.

Intrige bei der evangelischen Kirche

In der Evangelisch-reformierten Kirche Schweiz (EKS) hat sich am 13. Juni ein kaum beachtetes Novum ereignet: Bei der Gesamterneuerungswahl des Rates (Exekutive) verweigerte die Synode einem Ratsmitglied, das erneut kandidierte, die Wiederwahl. Das war seit der Gründung der EKS vor hundert Jahren noch nie vorgekommen. Die Abwahl betraf den 61-jährigen Daniel Reuter, der dem Rat seit 2016 angehört und nun auf Ende 2022 ausscheidet.

Reuter war auch in anderen kirchlichen Gremien engagiert, so im Zürcher Kirchenrat und administrativ in einer Aargauer Kirchgemeinde. Er hatte kirchlichen Parlamenten angehört und wirkte in diversen – auch staatlichen – Parlamentsdiensten, teilweise in leitender Funktion. An der Business School des Zürcher KV ist er als Dozent tätig. Es fehlt ihm also nicht am Rüstzeug für die Fortsetzung der Arbeit im Rat.

Reuter musste weg – egal wie

Seine Abwahl hat andere Gründe: Zum einen hatte er dem Ratspräsidenten Gottfried Locher, als dieser vor zwei Jahren wegen angeblicher «Grenzüberschreitungen» diskreditiert wurde, intern die Stange gehalten, indem er für ein korrektes Vorgehen plädierte. Dafür gab es gute Gründe, denn was Locher begangen hatte, war schlimmstenfalls unvorsichtig und hatte nie zu einer Klage geführt. Locher wurde schliesslich durch das Kessel-treiben zum Rücktritt gezwungen.

Zweitens zählt Reuter zu den eher konservativen Protestanten mit Sympathien für den Pietismus. Politisch ist er bürgerlich-liberal verortet, wie es übrigens noch vor einigen Jahren in der Kirche die meisten waren. Dessen ungeachtet wurde er von den Hilfswerken, die ja eher links ticken, sehr geschätzt, wie eine Dankadresse des Heks-Präsidenten Walter Schmid zeigt.

Aber Reuter musste weg, egal wie. Plötzlich galten zwei Ratsmitglieder aus dem gleichen Kanton als nicht tragbar, obwohl das schon mehrmals vorgekommen war. Und die Frauengruppe wollte mehr Frauen im Rat. Es werden nun fünf von sieben sein. Ob die Synode ebenso weiblich ist wie der Rat, verschweigt die EKS-Homepage. Dämlich ist sie aber zweifellos.

Peter Ruch

Nachhaltigkeitskiller Velo

Viele glauben, dass ÖV und Fahrrad die Gesellschaft weniger belasten als das Auto. Tatsächlich ist es genau umgekehrt.

Reiner Eichenberger

Vernünftiges Verkehrsverhalten bedingt, die Nutzen und Kosten der verschiedenen Verkehrsarten möglichst umfassend abzuwägen. Dafür brauchen wir Kostenwahrheit. Sie wird heute flagrant verletzt. Während die Nutzen des Rumfahrens «intern» bei den einzelnen Verkehrsteilnehmern anfallen, fallen die Kosten grossenteils «extern» bei Dritten an, etwa als Umwelt-, Unfall- und Lärmschäden.

Das Ziel der Politik muss deshalb sein, die externen Kosten möglichst zu internalisieren, also den Verkehrsbenutzern aufzuerlegen. Nur so haben diese Anreize, ihr Verkehrsverhalten an die wahren gesellschaftlichen Kosten anzupassen. Wer seine Kosten nicht trägt, fährt zu viel und zu energieintensiv und fordert einen überrissenen Ausbau «seines» Verkehrsträgers.

Heute glauben viele, die externen Kosten sprächen gegen das Auto und für ÖV und Velos. Tatsächlich ist es gerade umgekehrt. Die externen Kosten der verschiedenen Verkehrsmittel durch Umwelt-, Klima-, Unfall-, Lärmschäden und so weiter werden vom Bundesamt für Raumentwicklung (ARE) akribisch berechnet und regelmässig aufdatiert.

40,6 Rappen pro Personenkilometer

Im Personentransport betragen die externen Kosten jährlich und in Milliarden Franken 7,3 für das Auto, 0,6 für den Schienenverkehr, 0,3 für Tram und Bus sowie 0,6 für den Veloverkehr. Letztere spiegeln die von Velofahrern selbstverursachten Unfälle und Heilungskosten.

Aber Vorsicht: Diese Zahlen sind für eine vernünftige Verkehrspolitik irrelevant. Der Verkehr schädigt die Allgemeinheit auch durch die ihr aufgehalsten Infrastruktur- und Betriebskosten, und die Zahlen müssen im Verhältnis zur Verkehrsleistung gesehen werden. Leider weist das Amt die Summe aller externen Kosten pro Personenkilometer nicht aus. Seine Publikationen beinhalten aber alle Grundlagen für ihre Berechnung.

Diese ergibt Folgendes: Die externen Kosten im Sinne der Belastung der Allgemeinheit betragen in Rappen pro Personenkilometer 7,3 für

Autoverkehr, 24,5 für Schienenverkehr, 50,1 für Tram/Bus und 40,6 für das Velo. Hoppla! Richtig gerechnet, belastet das Auto die Gesellschaft am wenigsten.

Für eine vernünftige Verkehrspolitik sind noch einige weitere Aspekte relevant: Das ARE argumentiert, Velofahren sei zwar sehr gefährlich, aber das Trampeln mache gesund. Doch seine Berechnungen überschätzen den Gesundheitseffekt wohl stark. Sie vernachlässigen, dass viele Velofahrer eher sportlich sind und deshalb weniger von zusätzlicher Bewegung profitieren als Fussgänger. Aber selbst unter Berück-

Studien zufolge sollen Velofahrer rund einen Viertel so viel Energie wie sparsame Kleinwagen verbrauchen.

sichtigung des amtlich überschätzten Gesundheitsnutzens sinken die externen Kosten des Velofahrens nur auf rund 22 Rappen, betragen also immer noch rund das Dreifache des Autos.

Für eine vernünftige Verkehrspolitik zählen nicht nur die hier dargestellten Durchschnittskosten, sondern auch die Grenzkosten, also die Kosten pro zusätzliche oder eingesparte Kilometer. Sie hängen auch von den Umsteigebeziehungen zwischen den verschiedenen Verkehrsmitteln ab. Bei Förderung des Velos steigen

vor allem Fussgänger und ÖV-Benützer aufs Velo um, wobei der Veloverkehr klar höhere Externalitäten als der Fussgängerverkehr hat. Zudem drohen seine externen Kosten zu explodieren. Solange das Velo vor allem bei gutem Wetter genutzt wird, sind seine Infrastrukturkosten pro Personenkilometer gewaltig, während bei der Infrastruktur von Auto und ÖV nichts eingespart werden kann, weil sie bei schlechtem Wetter weiterhin den ganzen Verkehr übernehmen müssen. Wenn aber das Velo bei Regen, Schnee und in der Nacht voll eingesetzt wird, und erst recht, wenn vermehrt Alte Velo fahren, explodieren die Unfallkosten dramatisch.

Perpetuum mobile?

Wie umfassend spiegeln die ARE-Zahlen die Externalitäten? Das Wichtigste ist drin, also auch Klima, vor- und nachgelagerte Prozesse, Platzverbrauch et cetera. Natürlich kann man manche Details und Annahmen kritisieren, etwa betreffend Platzverbrauch oder Klimawirkung des ÖV, die das ARE klar unterschätzt. Allerdings werden dadurch die Relationen nicht verändert. Das Auto dominiert Velo und ÖV weiterhin.

Und es gibt noch einen richtigen Bock in den Zahlen: Obwohl es schwergewichtig um Umwelt, Energie und Klima geht, wird das Velo als Perpetuum mobile behandelt. Die Energie, die die Fahrer zusätzlich aufwenden müssen, wird vernachlässigt. Doch auch Velofahren braucht Energie. Studien zufolge sollen Velofahrer rund einen Viertel so viel Energie wie sparsame Kleinwagen verbrauchen. Angesichts des Energieverbrauchs von Töffli ist das kaum überraschend. Wenn aber Velofahrer ihre Zusatzkalorien aus Fleisch oder manchen hochverarbeiteten veganen Produkten gewinnen, sind sie gesellschaftlich noch schädlicher als Töffli.

Die Velorevolution funktioniert also nicht. Mit der Förderung des Veloverkehrs steigt die gesamte Belastung für die Gesellschaft. Das heisst aber nicht, dass nun aller Verkehr mit den heutigen Autos erfolgen soll. Vielmehr heisst es, dass wir unbedingt Kostenwahrheit brauchen. Mit ihr würden die gesamte Mobilität und die Verkehrspolitik viel vernünftiger.



Gut zu leben, ist die beste Rache

Jerry Hall wird nach der überraschenden Trennung von Rupert Murdoch blonder und blendender aussehen denn je – während ihre Ex-Männer vor sich hinbröckeln.

Julie Burchill

Warum lässt sich ein milliarden-schwerer Pressezar wie der 91-jährige Rupert Murdoch von einem in die Jahre gekommenen Supermodel wie der 65-jährigen Jerry Hall scheiden? Dass Letztere gern ein paar Cocktails trinkt, begleitet von ein, zwei Zigaretten, scheint kein plausibler Grund zu sein, auch wenn Gerüchte dies behaupten. Man würde meinen, Murdoch hätte ihr Vorstrafenregister gründlich studiert, bevor er sie 2016 zu seiner vierten Ehefrau machte, also zwei Jahre nachdem sie der Zeitschrift *Good Housekeeping* erzählt hatte: «Ich rauche, ich trinke, ich mag Wein, ich nehme gern Sonnenbäder, ich trinke Kaffee. Ich tue alles Mögliche, das man nicht sollte.» Damals hatte Hall als Freund einen Genetiker, der zehn Jahre jünger war als sie. «Das alles perlt an mir ab. Ich mache mir keine Sorgen. Ich bin 58, das ist ziemlich alt. Ich sehe für mein Alter ziemlich gut aus, und das genieße ich.»

Ewiges *rock chick*

Die ersten misogynen Reaktionen in den sozialen Medien – Hall sei eine schamlose sechzigjährige Profiteurin, die jemanden entdeckt habe, der sich noch besser ausnehmen lasse – wurden rasch widerlegt, als man nicht nur hörte, Murdoch habe sich seiner rüstigen reifen Gattin gegenüber wie ein missbilligender Vater verhalten, sondern auch, er habe mit ihr per SMS Schluss gemacht. «Klar ist, dass er sie verlassen hat», sagte eine Quelle. Und eine andere: «Ich war richtig schockiert, als ich das hörte. Ihre Ehe hat funktioniert, und jeder, der die beiden privat zusammen erlebt hat, wird Ihnen sagen, dass Jerry ihn über alles liebt, so dass das jetzt aus heiterem Himmel kommt.»

Wie ist es möglich, dass Murdoch von einem Mann, der an seinem Hochzeitstag verlauten liess: «Zehn Tage lang oder überhaupt keine Tweets mehr! Fühle mich wie der glücklichste Mann der Welt», binnen sechs Jahren zu einem wurde, der seine Frau so wenig respektiert, dass er ihr nicht einmal ins Gesicht sagen kann, ihre Beziehung sei vorbei?

Meine Theorie ist, dass hier wie bei so vielen missglückten Liebesbeziehungen zwei Fehlein-

schätzungen vorlagen: Er glaubte, er bekomme eine zahme Vorzeigefrau, die Wellness und Yoga betreibe und die er in New York vorführen könne, bevor man früh zu Bett gehe. Stattdessen musste er feststellen, dass sie ein altes *rock chick* war, das, nachdem es aus seiner texanischen Heimat nach Paris und London aufgebrochen war, eine Vorliebe für den anrühigen europäischen Lebensstil entwickelte. Sie glaubte, sie sei mit



Abenteurerin im besten Sinn:
Murdoch, Hall bei der Hochzeit, 2016.

einem Mann zusammen, der so welterfahren sei, dass er ihr eine lange Leine lassen würde. Doch er stellte sich als alter Miesepeter heraus.

Hall ist eine Abenteurerin im besten Sinn, eine bewundernswerte Frau, die das Leben als grosses Abenteuer geniessen möchte, statt verhätschelt, verkuppelt und dann verschmäht zu werden, wie das im Lauf der Geschichte für Frauen üblich war. Sie ist auch vermögend, denn mit elf begann sie schon zu arbeiten, indem sie Ställe ausmistete. Ein paar Monate bevor sie Murdoch

kennenlernte, spielte sie in einem Weihnachtsmärchen in der Provinz die böse Stiefmutter aus «Schneewittchen». Tatsächlich ist sie sehr grosszügig: Als sie hörte, ein am Asperger-Syndrom leidendes Teenager-Mädchen habe sich in eines ihrer Pferde verliebt, schenkte sie es dem Mädchen. Die Mutter des Mädchens sagte: «Es war überwältigend, dass jemand so nett sein kann, ein Akt unglaublicher Freundlichkeit.»

Spezialisiert auf das Schlafzimmer

Hall macht den Eindruck, ihr Glück in vollen Zügen zu geniessen – im Gegensatz zu manchen Jammerlappen, die im Showbusiness Erfolg gehabt haben. Ihre Hasser werden bestimmt mit Gusto zitieren, was sie zum Rat ihrer Mutter gesagt hat, wie eine Frau einen Mann bei der Stange halten könne: «Sei ein Dienstmädchen im Wohnzimmer, eine Köchin in der Küche und eine Hure im Schlafzimmer.» Da sagte ich: «Für

Sie glaubte, sie sei mit einem Mann zusammen, der so welterfahren sei, dass er ihr eine lange Leine lassen würde.

die ersten beiden Posten besorge ich mir Angestellte und konzentriere mich auf den Schlafzimmerteil.» Nie hat sie behauptet, sie sei die geborene Krankenschwester und Betreuerin griesgrämiger alter Männer.

In der Grande Dame mit der millionenschweren Kunstsammlung und dem Vermögen von zwanzig Millionen steckt noch immer das Mädchen, das vor einem gewalttätigen Vater flüchtete und sich bei Rodeos und beim *leg wrestling* hervortat («Du liegst am Boden und versuchst, dein Bein in das deiner Gegnerin einzuhaken»), erzählte sie jeweils und wollte dies zur Bestürzung ihres damaligen Lebenspartners Bryan Ferry vorführen). Sie wird sich wieder aufrappeln, blonder und blendender aussehend denn je, während ihre Ex-Männer vor sich hinbröckeln. Sie verleiht dem Spruch «Gut zu leben, ist die beste Rache» neuen Glanz.

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer

Freiwild im Freibad

Die Okkupation des öffentlichen Raums durch Migranten nimmt zu. Warum tut niemand etwas dagegen?

Anabel Schunke

Ich kann mich gut an eine Situation im letzten Sommer erinnern. In einer Gruppe von drei Frauen und zwei Männern besuchten wir einen Badesee. Normalerweise kein Ort, an dem sich sonderlich viele junge Männer mit Migrationshintergrund herumtreiben, die aus irgendwelchen Gründen das gechlorte Wasser in den Freibädern zu bevorzugen scheinen.

An diesem Tag war nicht allzu viel los. Nicht annähernd vergleichbar mit den Horden im Insulaner Freibad in Berlin Steglitz, den hundert Migranten, die aufeinander losgingen, wie man unlängst in einem viralgegangenen Video bestaunen durfte. Dennoch hatte sich eine Gruppe aus zirka sechs relativ kleingewachsenen jungen Männern – womöglich aus Afghanistan – in das See-Freibad verirrt.

Wir, meine beiden Freundinnen und ich, wurden beäugt. Ausgiebig und eindringlich. Nein, vielmehr angestarrt. Unentwegt. Wie ein Stück Vieh. Und das so ungeniert, dass es selbst unseren männlichen Begleitungen auffiel. In einer solchen Situation will man als Frau nur noch weg, urplötzlich, und sich etwas anziehen.

Leises Verschwinden der Frauen

Ich weiss nicht, ob ich in den Jahren vor 2015 auf einer Insel der Glückseligen gelebt habe, weil ich mich bis dato nie unwohl im Bikini am See oder in einem Freibad gefühlt habe. Den einen oder anderen Spanner und andere unangenehme Gestalten gab es sicher auch schon vor zwanzig oder dreissig Jahren. Angebaggert wurde man im Freibad auch schon vor der Flüchtlingskrise.

Aber es geht nicht ums Anbaggern und auch nicht ums weniger stilvolle Hinterherpfeifen. Es geht um Blicke, die anders sind als alles, was ich als europäische Frau zuvor gewohnt war. Um Blicke von Männern, deren Kultur aus religiöser Prüderie und vollkommener Tabuisierung von Sexualität zu einem permanenten *overload* im Kopf führt. Die dich als Frau an-

starren, als hätten sie zum ersten Mal in ihrem Leben einen unverhüllten Frauenkörper gesehen – und vermutlich ist das oft auch der Fall.

Diese Blicke sind neu, und sie begegnen mir erst seit ein paar Jahren. Im Freibad. In der Disco. Manchmal gibt es das nicht minder schamlose Antatschen von sämtlichen Körperteilen obendrauf. Ohne Einverständnis, ohne dass man es will. Einmal ging einer so weit, dass ich ihn schubste, so dass er im Klub quer über die Tanzfläche flog. Viele andere Frauen wehren sich nicht. Junge Mädchen schon gar nicht.

Umso wichtiger ist es, diese Frauen und Mädchen zu schützen. Darauf aufmerksam zu machen, dass wir hier nicht von unbeholfenen

Flirtversuchen sprechen, sondern von einem «Clash of Civilisations». Das, was abgeht, ist Viehbeschau. Nichts anderes. Missbrauch durch Blicke, die nicht selten mit körperlichem Missbrauch enden.

Seit Jahren diskutieren wir in Deutschland jeden Sommer über die in Freibädern sichtbar werdende Desintegration von mehrheitlich muslimischen Zuwanderern. Über Massenschlägereien wie im Insulaner Freibad in Steglitz oder an einem Badesee im Saarland. Und auch immer wieder über sexuelle Übergriffe auf teilweise extrem junge Mädchen wie zuletzt in Kaufbeuren in Bayern, wo eine Gruppe von mehreren jungen Männern zwei erst zwölfjährige Mädchen im Wasser bedrängte.

Geändert hat sich nichts. Und das, obwohl bereits 2015/16 Berichte über vermehrte sexuelle Übergriffe auf Frauen und Mädchen in Freibädern laut wur-

Es geht um Blicke, die anders sind als alles, was ich als europäische Frau zuvor gewohnt war.

den. Das Ergebnis waren Broschüren und Verhaltensregeln in Bilderform, die den Badegästen erklären sollten, dass man Frauen nicht einfach so antatschen darf.

Man überbot sich regelrecht mit immer unsinnigeren Massnahmen wie etwa Klebetattoos, auf denen zwischen zwei Engelsflügeln die Aufschrift «No» stand. Als handle es sich um eine Art Gütesiegel, das dem armen Zuwanderer erklären soll, welche Frauen belästigt werden dürfen und welche nicht. Welch zivilisatorischer Fortschritt!

Wenn ich sage, dass wir in Deutschland darüber diskutieren, meine ich Diskussionen, die fast ausnahmslos in den sozialen Medien geführt werden. In der Politik interessiert man sich bisweilen – abgesehen von der AfD – nicht für die Zustände, die in immer mehr deutschen Freibädern vorherrschen. Wahrscheinlich



Kein Ort für Mädchen: Badi in Berlin.

auch deshalb, weil die eigenen Kinder lieber im heimischen Pool planschen als im öffentlichen Freibad.

Vor allem aber, weil Frauenrechte und allgemeine Sicherheit schon lange auf dem Altar des linken Antirassismus geopfert wurden. Nicht rechts oder Nazi sein – das wissen wir spätestens seit der Kölner Silvesternacht – ist in der Bundesrepublik wichtiger als die körperliche und seelische Unversehrtheit von Frauen und Mädchen. Im Zweifel muss man eben noch ein paar Broschüren mehr drucken und Bildchen zeichnen, die erklären, was eigentlich selbstverständlich sein sollte und nunmehr zur Disposition gestellt wird: die Freiheit der Frau.

Als gehörte ihnen alles hier

Dabei muss jedem klar sein: Die Okkupation des öffentlichen Raums durch mehrheitlich junge Männer mit Migrationshintergrund geht immer einher mit der sukzessiven Verdrängung anderer Teile der Bevölkerung, hier vor allem Frauen. Dieses Verschwinden erfolgt leise und vor allem nicht öffentlich. Denn öffentlich möchte niemand etwas dazu sagen. Da hat das linke und migrantische Spektrum mit der Drohkulisse des Rassismusvorwurfs ganze Arbeit geleistet.

Hinter den Kulissen sieht es anders aus. Hier zeugen Tausende Mails, die ich in den letzten Jahren bekommen habe, davon, wie massiv sich die Zuwanderung auf das Leben von Frauen hierzulande ausgewirkt hat und wie oft die Lösung für viele schlicht darin liegt, gewisse Orte zu meiden, den eigenen Bewegungsradius einzuschränken.

Schenkt man der Bundesinnenministerin Glauben, dass die grössere Gefahr hierzulande vom Rechtsextremismus ausgeht, liegt das in der Angst vieler Frauen begründet, abends in der Bahn oder tagsüber im Freibad auf einen glatzköpfigen Neonazi zu treffen. Die Realität, das wissen wir alle, sieht anders aus.

Es ist jene Diskrepanz zwischen der Alltagswirklichkeit des Bürgers und der Wahrnehmung vieler Politiker, die zu einer massiven Entfremdung zwischen Politik und eines wachsenden Teils der Gesellschaft geführt hat. Die zur Folge hat, dass viele wütend reagieren, wenn eine SPD-Politikerin vorschlägt, das Oben-ohne-Baden für alle einzuführen, ohne vorab erst einmal dafür zu sorgen, dass sich Frauen überhaupt wieder in den hiesigen Freibädern sicher fühlen können.

Es war der US-amerikanische Ökonom Milton Friedman, der einst feststellte, dass man offene Grenzen oder einen Wohlfahrtsstaat haben kann. Dasselbe gilt für die freie Gesellschaft an sich und für Frauen im Speziellen. Die politische und gesellschaftliche Kultur eines Landes wird nicht allein durch festgeschriebene Gesetze geprägt, sondern durch die Menschen, die tagtäglich ihre Werte in diesem Land leben. Je mehr Menschen aus frauenfeindlichen Ländern in Deutschland

leben, desto frauenfeindlicher wird es auch hier. Zumal vor allem in der Bundesrepublik keinerlei Anstrengungen unternommen werden, die Einhaltung von Werten und Gesetzen einzufordern und die Nichteinhaltung entsprechend hart zu sanktionieren.

Ein jeder kann hier machen, was er will. Nur eben der Deutsche nicht. Nirgends zeigt sich das anschaulicher als in den Videos im Netz, in denen sich Horden von jungen Männern in den Innenstädten und Freibädern aufführen, als gehörte ihnen alles hier.

Dennoch gibt es eine Tatsache, die nicht unerwähnt bleiben darf: Es waren Frauen, die überdurchschnittlich oft am Bahnhof standen und Asylbewerber begrüßten. Die links oder grün und damit diese Zustände wählen. Es sind Frauen, die migrationskritische Frauen häufig als Rassisten bezeichnen, wenn diese auf solche Zustände aufmerksam machen. Und es sind Frauen,

Wer das alles unter dem Deckmantel des Antirassismus hinnimmt, betreibt Verrat an uns Frauen und Mädchen.

en, die immer wieder auf Zuwanderer reinfallen, weil sie keine Lust mehr auf den domestizierten deutschen Soja-Malte haben.

Gefahr für die innere Sicherheit

Und trotzdem sollte das nicht darüber hinwegtäuschen, dass es auch die anderen gibt, die das nicht gewählt haben und dieser Gefahr machtlos gegenüberstehen. Die wie ich seit Jahren darüber schreiben oder längst verschüchtert schweigen und sich leise zurückziehen. Junge Mädchen wie die Zwölfjährigen in Kaufbeuren, die ein Recht auf ein selbstbestimmtes, freies Leben haben. An jedem Ort. Zu jeder Zeit.

Wer meint, eine solche kulturelle Kluft liesse sich mit Integrationsangeboten beseitigen, ist ein Idiot. Wer die Zustände in unseren Freibädern und andernorts unter dem Deckmantel des Antirassismus hinnimmt, betreibt darüber hinaus aktiven Verrat an uns Frauen und Mädchen in diesem Land. Wer noch mehr muslimische und afrikanische Männer ins Land lässt, ist eine Gefahr für die innere Sicherheit.



INSIDE WASHINGTON

Dämmerung in Amerika

Letzten Freitag entschied der US Supreme Court: «Die Verfassung verleiht kein Recht auf Abtreibung.» Damit wurde die «Roe v. Wade»-Entscheidung von 1973 entkräftet, nach der eine Frau «ein fundamentales, aber nicht absolutes Recht hat, eine Schwangerschaft zu beenden». Die Einschränkung betraf das «legitime Interesse der Regierung, die Gesundheit der werdenden Mutter und das werdende Leben zu schützen». Anders gesagt: Es ist kompliziert.

Eine Gallup-Umfrage ergab, dass 50 Prozent der Amerikanerinnen und Amerikaner Abtreibungen nur unter bestimmten Umständen erlauben möchten, während weitere 13 Prozent finden, Abtreibungen sollten verboten werden. Doch Nuancen sind immer die ersten Opfer von Kulturkämpfen. Die Kongress-Abgeordnete Jackie Speier rüstet sich zum Kampf. Die Demokratin aus Kalifornien erklärte auf MSNBC: «Es herrscht Krieg, und wir müssen einsehen, dass wir uns dafür bewaffnen müssen.» Dies trotz ihrer Befürwortung strengerer Auflagen für Waffenbesitz. Die Politikspezialistin von NBC News Susan Del Percio warnt, es könnte zu «politisch begründeten Gewaltausbrüchen» kommen, wie sie die USA seit über hundert Jahren nicht mehr gesehen haben.

Einiges tut sich bereits. Laut Senator Chuck Grassley haben schon vor der Entscheidung vom letzten Freitag Protestierende «mindestens vierzig gewalttätige Angriffe auf crisis pregnancy centers [in denen man Schwangeren von einer Abtreibung abrät], religiöse Einrichtungen und andere Organisationen von Abtreibungsgegnern unternommen». Einheimische Terroristen versprechen unter dem Banner «Janes Rache»: «Wenn Abtreibung gefährdet ist, bist es auch du.» Wenn die «Demokratie in der Dunkelheit stirbt», wie der Slogan der *Washington Post* besagt, dann ist für die USA die Dämmerung angebrochen.

Amy Holmes

Russland und Amerika profitieren

Die Sanktionen gegen Russlands Wirtschaft zeitigen unbeabsichtigte Effekte. Russland und die USA gewinnen, Europa verliert.

Gunther Schnabl

Leipzig

Der Krieg von Russland gegen die Ukraine hat einen Wirtschaftskrieg der westlichen Industrieländer gegen Russland nach sich gezogen. Russische Vermögen im Ausland wurden konfisziert. Die Rohstoffimporte aus Russland werden eingeschränkt, und viele westliche Unternehmen – darunter Siemens, McDonald's und Ikea – haben die Exporte nach beziehungsweise die Produktion in Russland eingestellt. Die erhofften Effekte sind nur teilweise eingetroffen. Der Handelsbilanzüberschuss Russlands ist auf ein historisches Niveau angestiegen, und der Rubel zeigt sich nach einem ersten Schwächeanfall robust. Woran liegt das?

Entscheidend ist die Handelsstruktur Russlands. Das rohstoffreiche Land kann Rohstoffe günstig abbauen und exportieren. Seine westlichen Nachbarn haben lange Zeit diese günstig importiert und unter anderem für die Produktion von Industriegütern genutzt. Russland war ein guter Kunde. Die Wirtschaftsstrukturen beider Regionen haben sich ergänzt. Der Handel hat zu Wohlfahrtsgewinnen auf beiden Seiten geführt.

Handelsbilanzüberschüsse

Die Preise von Rohstoffen schwanken stärker als die von Industriegütern. Das gilt insbesondere für Rohöl, das auf internationalen Spotmärkten in Dollar gehandelt wird. Für Gas bestehen (wohl auch wegen der für den Transport notwendigen Pipelines) längerfristige Lieferverträge, die oft in Euro abgeschlossen wurden. Seit der Jahrtausendwende haben die Niedrigzinspolitiken der westlichen Industrieländer die Öl- und Rohstoffpreise stark nach oben getrieben, die Ölpreise (WTI) von gut 30 Dollar pro Barrel im November 2001 auf 130 Dollar im Juni 2014.

Die Nachfrage nach Energie- und Rohstoffen reagiert schwach auf steigende Preise, da diese Güter für Produktion, Mobilität und Wohnqualität unabdingbar sind. Deshalb sind seit der Jahrtausendwende bis zum Jahr 2014 nicht nur die Öl- und Rohstoffpreise, sondern auch die Exporte und der Handelsbilanzüberschuss (Exporte minus Importe) Russlands stark angestiegen.

Auch die Einnahmen der russischen Regierung, die unter anderem über Fördersteuern und Exportzölle mit dem Öl- und Gasexport eng verbunden sind, haben zugenommen. Da Handelsbilanzüberschüsse immer mit entsprechenden Kapitalexporten einhergehen, haben der russische Staat und viele russische Oligarchen hohe Auslandsvermögen angehäuft.

Ab 2014 sind die Öl- und Rohstoffpreise allerdings eingebrochen. Das führte zu einem deutlichen Rückgang der Einnahmen des russischen Staates und zu weniger Wachstum. Nachdem lange Zeit ein Grossteil der russischen Bevölkerung angesichts eines wachsenden

Die Konfiszierung des russischen Auslandsvermögens hat die Elite schmerzhaft getroffen.

Wohlstands auf politische Mitsprache verzichtet hatte, hat das zu politischer Unzufriedenheit beigetragen. Der starke Einbruch des Ölpreises in der Corona-Krise hat das Land nochmals getroffen.

Mit dem Angriff auf die Ukraine sind die Öl- und Rohstoffpreise nun wieder stark angestiegen, da diese sensibel auf geopolitische Krisen reagieren. Die Sanktionen des Westens haben die Unsicherheit zusätzlich erhöht und

die Preise weiter nach oben getrieben. Die Exporte Russlands sind damit, gerechnet in Dollar, sehr stark angestiegen. Gleichzeitig sind wegen der Sanktionen die Importe Russlands aus den westlichen Industrieländern unter Druck. Die Handelsbilanz Russlands hat sich deutlich verbessert, und der Regierung stehen wieder mehr Mittel zur Verfügung. Der Tausch der Exporterlöse in Rubel hat diesen aufgewertet.

Kapitalflucht aus Europa

Für Russland ist die Bilanz also gemischt. Die Konfiszierung des russischen Auslandsvermögens hat die Elite schmerzhaft getroffen. Man kann sich in London und an der Côte d'Azur nicht mehr blicken lassen. Von den Sanktionen im Energiebereich hat Russland eher profitiert. Bei den langfristigen Gasverträgen können nun alte Verträge mit geringen Preisen durch neue mit Drittstaaten wie China oder Indien zu höheren Preisen ersetzt werden (sofern eine ausreichende Transportinfrastruktur besteht). Präsident Putin scheint von einem stärkeren Rückhalt in der Bevölkerung zu profitieren.

Auf Europa kommen deutlich höhere Lasten zu. Es müssen langfristige Gaslieferverträge mit niedrigen Preisen durch neue, teure Verträge ersetzt werden, wohl denominated in Dollar statt in Euro. Die Gasproduktion der Fracking-Industrie in den USA ist deutlich teurer als in Russland. Die Transport- und Transaktionskosten sind für Europa höher. Zudem fällt für viele europäische Unternehmen Russland als Exportmarkt und/oder Produktionsstandort weg.

Hingegen ist die Abhängigkeit der USA von russischen Rohstoffen und Energie geringer. Wichtige Interessengruppen profitieren, weil sich für die Fracking- und Militärindustrie neue Chancen ergeben. Die Kapitalflucht aus Europa in die USA dürfte sich beschleunigen. Die internationale Rolle des Dollars wird gestärkt.



Gunther Schnabl ist Professor für Volkswirtschaftslehre. Er leitet das Institut für Wirtschaftspolitik der Universität Leipzig.

Weltpremiere im Wallis

Im Wallis werden Journalisten zu Verlagsbesitzern. Dahinter steht eine spezielle Unternehmerfigur.



Journalisten haben einige Talente. Aber ein Talent fehlt ihnen. Sie haben keinen Mut zum unternehmerischen Risiko.

Ich kenne kaum einen Journalisten, der Risikokapital aufnimmt, damit Mitarbeiter bezahlt und so ein Unternehmen gründet. Das ist Journalisten zu riskant. Allenfalls machen sie sich selbständig und halten sich dann als Ein-Mann-Firma über Wasser.

Damit sind wir im Wallis. Dort haben soeben acht Journalisten eine ungewohnte Risikofreude an den Tag gelegt. Sie investieren pro Kopf 500 000 Franken und kaufen damit ihr eigenes Verlagshaus auf.

Es ist eine schöne Geschichte aus dem Oberwallis. Fredy Bayard, der Besitzer des *Walliser Boten*, verkauft seine Tageszeitung an seine führenden Mitarbeiter. Zugleich verkauft er ihnen auch sein Radio Rottu.

Bayard macht diesen Management-Buy-out nicht aus Not. Der *Walliser Bote* hat zuletzt bei Abonnenten wie Werbeumsätzen deutlich zugelegt. Radio Rottu ist beim Publikum seit je die Zugnummer unter den Lokalsendern.

Bayard verkauft den Verlag an insgesamt sechzehn seiner Kadermitarbeiter. Acht davon kommen aus dem Journalismus, acht aus dem Verlag. Der Verkaufspreis liegt bei rund acht Millionen Franken. Die sechzehn Neo-Besitzer müssen pro Kopf eine halbe Million aufbringen und sich dafür verschulden. Ein erster Teil des Kredits ist ein Verkäuferdarlehen von Ex-Alleinbesitzer Bayard, ein zweiter Teil kommt von der Walliser Kantonalbank.

Von den Käufern interessieren uns natürlich primär die acht Journalisten, drei Frau-

en und fünf Männer, weil sie unsere Meinung widerlegen, dass es sich bei dieser Spezies um finanzielle Angsthassen handelt. Vier stammen aus der erweiterten Chefredaktion des *Walliser Boten*, drei sind die Top-Leute von Radio Rottu, dazu kommt die gemeinsame Online-Chefin.

Wir erleben damit vermutlich eine Weltpremiere. Ich habe überall nachgeschaut, aber nirgendwo eine vergleichbare Transaktion ge-

Die Journalisten widerlegen unsere Meinung, dass es sich bei dieser Spezies um Angsthassen handelt.

funden. Im klassischen Zeitungsgewerbe gab es bis heute keine Management-Buy-outs. Insofern liefert das Wallis hier eine einzigartige Innovation.

Der Mann hinter der Weltpremiere ist Fredy Bayard. Er ist 59 und ein sogenannter Jungverleger. Jahrzehntlang kannte er nur die Welt der Mode, wo er zu den Branchengrößen bei Boutiquen gehörte. 2018 übernahm er als Erstes die Mengis-Gruppe in Visp mit dem *Walliser Boten*, Radio Rottu und einer Druckerei. 2020 kaufte er die Gassmann-Gruppe in Biel hinzu, mit dem *Bieler Tagblatt*, dem *Journal du Jura*, dem Magazin *Terre & Nature*, einem Radio- und einem TV-Lokalsender und einer Druckerei.

Beide Kaufobjekte waren nicht in grandiosem Zustand. Bayard musste sie nicht gerade totalsanieren, aber doch deutlich auf Kurs bringen. Das gelang ihm im Wallis beeindruckend schnell.

Ich habe ihn einmal gefragt, warum er als Quereinsteiger in der Verlagswelt so schnell Erfolg haben konnte. «Ich denke immer nur vom Kunden her», sagte Bayard und fügte an, zu seiner Verblüffung habe sich diese Wahrheit in der Zeitungsbranche noch nicht so richtig herumgesprochen. Er sagte es laut lachend.

Bayard ist der Typus Frohnatur. Vor über dreissig Jahren startete er in der Modebranche, wo er mit seiner Ladenkette zuletzt auf einen Umsatz von über hundert Millionen Franken kam. 2017 verkaufte er die Mehrheit der Firma an die Führungskräfte des Unternehmens.

Seitdem ist der Management-Buy-out sozusagen sein Hobby geworden. Er hält es, bei einem motivierten Team, für das ideale Zukunftsmodell der Nachfolgelösung. 2020 verkaufte er seine Walliser Druckerei an die sechs leitenden Mitarbeiter, 2021 tat er dasselbe bei *Terre & Nature*. 2022 macht er nun Journalisten und Verlagsmitarbeiter rund um den *Walliser Boten* zu Besitzern ihres Medienhauses.

Wenn das so weitergeht, dann können auch die Chefs seiner Blätter und Sender in Biel damit rechnen, demnächst von Angestellten zu Besitzern zu werden. Es sei noch etwas früh, sagt Bayard, aber wenn das Top-Team dort gut abliefern, sei das durchaus eine Option. Es wäre dann sein fünfter Management-Buy-out.

Ich habe Bayard dann gefragt, ob er eigentlich Weltmeister in der Disziplin werden wolle, alle eigenen Unternehmen seinen Mitarbeitern zu überlassen. «Jeder tut halt das», sagte Frohnatur Bayard laut lachend, «was er am besten kann.»

«Wir sind die erfolgreichste Friedensbewegung der Geschichte»

Der ehemalige Nato-Generalsekretär Anders Fogh Rasmussen plädiert für entschlossene Härte im Umgang mit Putin. Gebietsabtretungen an Russland seien ein falsches Signal an Autokraten.

Urs Gehriger

Während dreizehn Jahren hat Anders Fogh Rasmussen immer wieder mit Putin verhandelt. Zunächst als dänischer Premierminister (2001 bis 2009), danach als Nato-Generalsekretär (2009 bis 2014). Der russische Präsident habe sich während dieser Zeit «sehr verändert».

Den Vorwurf, der Westen habe die Sicherheitsbedenken Russlands nach dem Zusammenbruch des Sowjetimperiums zu wenig ernst genommen, weist der Däne entschieden zurück. Er selbst habe immer wieder Brücken zu Putin gebaut. Allerdings habe man durchaus Fehler gemacht. «Wir haben Putins Brutalität und Ambitionen unterschätzt», so der selbsterklärte Abstinenzler und Fitnessfanatiker.

Zurzeit steht Rasmussen mit dem ukrainischen Präsidenten Selenskyj im Kontakt über die Modalitäten eines Friedens. Ein neutraler Status der Ukraine sei nicht auszuschliessen, doch ein solcher müsste an präzise Sicherheitsbedingungen geknüpft werden. Bis es so weit sei, könne es dauern. Ein baldiger Frieden sei nicht in Sicht. Putin habe Interessen an einem verlängerten Krieg, um seine Ziele zu erreichen.

Weltwoche: Herr Rasmussen, nicht lange ist es her, da hat Frankreichs Präsident Macron die Nato für «hirntot» erklärt. Hat Putins Angriffskrieg gegen die Ukraine die Nato wieder so weit zum Leben erweckt, dass sie in der Lage ist, ihre Mitgliedstaaten zu verteidigen?

Anders Fogh Rasmussen: Auf jeden Fall. Ich denke, der ultimative Beweis dafür ist der Wunsch vieler Länder, allen voran Finnland und Schweden, der Nato beizutreten. Länder, die eine Sicherheitsgarantie wollen, würden keiner Organisation beitreten, die «hirntot»



«Beschwichtigungen gegenüber Diktatoren führen nicht zum Frieden, sondern zu Krieg und Konflikten»: Rasmussen.

ist. Paradoxerweise hat Putin der Nato viel Kraft und Enthusiasmus verliehen. Er wollte weniger Nato. Jetzt bekommt er mehr Nato.

Weltwoche: Als Nato-Generalsekretär haben Sie von 2009 bis 2014 das Bündnis aggressiv in Richtung Osten orientiert. Putin hat wiederholt gewarnt, Russland fühle sich von der Nato bedroht. Denken Sie, dass die Nato-Erweiterung seinen Einmarsch in die Ukraine provoziert hat?

Rasmussen: Ganz und gar nicht. Es gibt nur eine Person, die für diesen Angriff auf die Ukraine verantwortlich ist, und das ist Putin. Die Anschuldigungen gegen die Nato und die Anschuldigungen, dass die Nato eine Bedrohung für Russland darstelle, sind lächerlich. Die Nato ist von Natur aus eine Verteidigungsorganisation. Wir hatten nie die Absicht, Russland anzugreifen, und die Nato ist nicht erweitert worden, weil wir uns für mehr Mitglieder eingesetzt haben. Nein, die Nato wurde erweitert, weil Russlands Nachbarn die Mitgliedschaft beantragt haben, um Sicherheitsgarantien zu erhalten. Ich denke, anstatt der Nato etwas vorzuwerfen, was eindeutig lächerlich ist, sollte der Kreml ein wenig über die Tatsache nachdenken, dass die Nachbarn Russlands verzweifelt nach einer Sicherheitsgarantie gegenüber Russland suchen.

Weltwoche: «Die Nato kann ihre Sicherheit nicht auf Kosten der Sicherheit anderer Länder garantieren», warnte Putin 2008 auf dem Nato-Gipfel in Bukarest. Haben Sie damals die Sicherheitsbedenken Russlands wirklich ernst genug genommen?

Rasmussen: Wir haben viel getan, um Russland die Hand zu reichen. Die erste Nato-Erweiterung fand 1999 mit Polen, der Tschechischen Republik und Ungarn statt.

Zwei Jahre zuvor hatten wir die Nato-Russland-Grundakte verabschiedet. Neben anderen Schritten akzeptierten wir eine ständige russische Vertretung im Nato-Hauptquartier. So konnte diese mit eigenen Augen unsere Arbeit verfolgen und sehen, dass die Nato nicht gegen Russland gerichtet ist. Die nächste Erweiterung fand im Jahr 2004 statt. Zwei Jahre zuvor hatten wir den Nato-Russland-Rat gegründet.

Als ich 2009 mein Amt als Nato-Generalsekretär antrat, machte ich es zu einer meiner Prioritäten, eine strategische Partnerschaft mit Russland aufzubauen. Wir waren transparent und offen gegenüber Russland, aber wir haben auch viele Fehler gemacht.

Weltwoche: Welches war der schlimmste Fehler?

Rasmussen: Wir haben die Brutalität und die Absichten von Putin unterschätzt. Vor ein paar Tagen habe ich mir meine Notizen von einem vertraulichen Treffen zwischen Putin und der Nato anlässlich des Bukarester Gipfels im Jahr 2008 angesehen. Bei diesem Treffen machte er bemerkenswerte Aussagen. Er behauptete, die Ukraine sei eigentlich keine unabhängige Nation, sondern altes russisches Territorium. Er sagte, Kiew sei die Mutter aller russischen Städte. Er sagte, die Krim sei bereits 1954 auf einer Sitzung des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei unrechtmässig an die Ukraine übergeben worden. Wenn man die Brutalität betrachtet, die er später an den Tag legte, sind diese Aussagen bemerkenswert, aber wir haben ihn nicht ernst genommen. Hätten wir das getan, hätten wir wohl anders reagiert, als er vier Monate nach diesen Erklärungen Georgien angriff und Abchasien und Südossetien in Georgien de facto besetzte. Wir hätten auch anders reagiert, als er 2014 die Krim einnahm und Teile des Donbass besetzte. Nun hat Putin erneut seine Ambitionen offenbart. Vor ein paar Tagen verglich er sich in St. Petersburg mit Peter dem Grossen. Er versucht nicht einmal, seine wahre Absicht zu verschleiern, nämlich die Eroberung dessen, was er als altrussisches Gebiet betrachtet.

Weltwoche: Wie war die Chemie zwischen Ihnen und Putin? Hatten Sie das Gefühl, einem verlässlichen Partner gegenüberzusitzen?

Rasmussen: Putin hat sich verändert in der Zeitspanne von 2002, da ich als dänischer Ministerpräsident ihn zum ersten Mal getroffen hatte, bis 2014, als ich als Nato-General-

«Leider unterstreicht Putins Angriff auf die Ukraine exemplarisch die Existenzberechtigung der Nato.»

sekretär mit ihm verhandelte. Zu Beginn war Putin eigentlich sehr positiv gegenüber den Beziehungen zum Westen eingestellt. Wenn man seine öffentlichen Äusserungen als neuer Präsident liest, hatte er sogar die Idee eines Nato-Beitritts Russlands ins Spiel gebracht.

Weltwoche: Putin hat die Idee mehrmals geäussert. Er behauptet, Russland sei abgewiesen worden.



«Viele Fehler»: mit Wladimir Putin, 2002 (oben); mit Ueli Maurer und Didier Burkhalter, 2012 (Mitte); mit James Cameron, 2014 (unten).

Rasmussen: Nein, nein, nein, das ist nicht wahr. George Robertson, der damalige Nato-Generalsekretär, mit dem ich vor ein paar Tagen gesprochen habe, hatte Putin zugehört und ihn über das Verfahren für die Bewerbung um eine Mitgliedschaft informiert, er hatte also nichts ausgeschlossen. Aber Putin und Russland hatten sich nie beworben, so dass wir darüber nie zu entscheiden hatten.

Weltwoche: Wann hat sich Putin geändert?

Rasmussen: Ich hatte ihn 2002 zum ersten Mal getroffen, und er hatte sich enthusiastisch für eine Stärkung der Beziehungen zwischen Russland und dem Westen ausgesprochen. Dann änderte er seine Meinung. Das war nach der Rosenrevolution in Georgien im Jahr 2003 und der Orangen Revolution in der Ukraine im Jahr 2005. Er dachte, dass Amerika im Allgemeinen und die CIA im Besonderen genau die gleiche Art von farbiger Revolution in Moskau anstrebten, um sein Regime loszuwerden.

Weltwoche: Halten Sie das für eine völlig abstruse Vorstellung?

Rasmussen: Natürlich war es eine abstruse Vorstellung. Im Jahr 2007 machte er dann seine Überlegungen öffentlich. Das tat er auf der Münchner Sicherheitskonferenz, wo er die berühmte Rede hielt mit dem Satz, die «grösste geopolitische Katastrophe des [letzten] Jahrhunderts» sei der Zusammenbruch der Sowjetunion. Von diesem Zeitpunkt an traf er negative Entscheidungen in Bezug auf die Beziehungen Russlands mit dem Westen. Er griff Georgien 2008 und die Ukraine 2014 und 2022 an. Er hat sich stark verändert. Die Lektion, die ich aus meinen Begegnungen mit Putin gelernt habe, ist, dass Beschwichtigungen gegenüber Diktatoren nicht zu Frieden führen, sondern zu Krieg und Konflikten. Als ich als neuer Nato-Generalsekretär ihn im Dezember 2009 zum ersten Mal in Moskau traf, trat er sehr aggressiv auf. Er war damals Premierminister und Medwedew Präsident. Er sagte zu mir: «Jetzt, wo Sie die Führung eines Relikts des Kalten Krieges übernommen haben, sollten Sie die Nato abschaffen.» Das waren seine Begrüssungsworte.

Weltwoche: Was haben Sie ihm geantwortet?

Rasmussen: Ich habe ihm gesagt, dass ich der Anführer der erfolgreichsten Friedensbewegung der Geschichte geworden sei und dass es meine Absicht sei, diese Bewegung zu stärken.

Weltwoche: Der Kalte Krieg ist ja schon lange vorbei. Wie können Sie die Existenz dieses Fossils des Kalten Krieges rechtfertigen? Was ist die Daseinsberechtigung der Nato?

Rasmussen: (Lacht) Leider unterstreicht Putins Angriff auf die Ukraine meiner Meinung nach exemplarisch die Existenzberechtigung der Nato. Ein atomar bewaffneter Staat hat einen friedlichen Nachbarn angegriffen. Deshalb haben Finnland und Schweden beschlossen, einen jahrzehntelangen, im Falle Schwedens sogar 200 Jahre währenden bündnisfreien Status quasi über Nacht zu ändern, weil sie aus dem Angriff auf die Ukraine eine Lehre gezogen haben.

Weltwoche: Ein grosses Hindernis auf dem Weg zu einem Nato-Beitritt Schwedens und Finnlands ist der türkische Präsident Recep Tayyip Erdogan. Der *Economist* bezeichnete Erdogans Regierung kürzlich als «tickende Zeitbombe» der Allianz. Macht die Türkei der Nato mehr Ärger, als sie wert ist?

Rasmussen: Was die Mitgliedschaft Finnlands und Schwedens angeht, so denke ich, dass wir die Hindernisse aus dem Weg räumen werden. Was die Türkei angeht, so bin ich natürlich besorgt über die Entwicklung, die innenpolitische Entwicklung, sowie über den Kauf

von russischem Militärgerät. Das ist ein Problem. Dennoch, mein Fazit ist, dass wir die Türkei brauchen. Sie hat nach den USA das zweitgrösste Militär innerhalb der Nato. Sie ist eine Brücke zwischen dem Westen und dem Osten. Wir brauchen sie, und ich denke, wir sollten einen kritischen Dialog mit der Türkei führen, anstatt sie aus der Nato zu werfen. Abgesehen von der Tatsache, dass wir keinen formellen Mechanismus für den Ausschluss von Mitgliedern haben. Das wäre ein langwieriger juristischer Prozess.

Weltwoche: Der frühere US-Aussenminister Henry A. Kissinger sagte am Gipfel in Davos, dass die Ukraine Territorium abtreten sollte, um Frieden mit Russland zu schliessen. Er sagte: Idealerweise sollte man eine Rückkehr zum Status quo ante anstreben, was bedeuten würde, dass die Ukraine einen Grossteil des Donbass und der Krim endgültig aufgeben müsste. Wäre das nicht der richtige Weg?

Rasmussen: Ich denke wirklich, dass Kissingers Erklärung eine gefährliche Aussage ist, denn das würde bedeuten, einen atomar bewaffneten Staat dafür zu belohnen, dass er einen friedlichen Nachbarn angegriffen hat. Es würde ein schlechtes Signal an Autokraten in der ganzen Welt senden. Ich bin überzeugt, dass sich das ukrainische Volk nicht ergeben wird. Solange russische Truppen auf ukrainischem Boden stehen, wird es Konflikte und Krieg geben. Ich denke, es ist allein Sache von Selenskyj und seiner Regierung, die Bedingungen festzulegen, unter denen sie ein mögliches Friedensabkommen oder einen Waffenstillstand mit Russland akzeptieren werden.

Weltwoche: Während der Friedensgespräche im März erklärten ukrainische Offizielle, ihr Land sei bereit, sich für dauerhaft neutral zu erklären – und damit auf die Aussicht auf einen Nato-Beitritt zu verzichten. Wäre es um des Friedens willen nicht klug, die Ukraine als neutralen Pufferstaat zu sichern?

Rasmussen: Was die mögliche Nato-Mitgliedschaft der Ukraine betrifft, so möchte ich Sie daran erinnern, dass wir bereits 2008 beschlossen haben, dass die Ukraine Mitglied der Nato wird. Jetzt ist es in der ukrainischen Verfassung verankert. Selenskyj hat angedeutet, dass die Ukraine unter bestimmten Bedingungen vielleicht auf den Antrag auf Nato-Mitgliedschaft verzichten und den Status eines neutralen Landes akzeptieren könnte. Aber, und das ist wichtig, er hat hinzugefügt: Dann brauchen wir alternative Sicherheitsgarantien als Ersatz für das, was wir durch die Nato-Mitgliedschaft hätten erreichen können.

Weltwoche: Welche könnten das sein?

Rasmussen: Das könnten viele Dinge sein. Tatsächlich hat Selenskyj mich vor einigen Tagen gebeten, eine Gruppe internationaler

Experten zu leiten, die ihm und seiner Regierung Empfehlungen geben soll, welche Sicherheitsgarantien eine mögliche Nato-Mitgliedschaft ersetzen könnten.

Weltwoche: Nämlich?

Rasmussen: Natürlich könnte man erstens der Ukraine erlauben, selbst ein robustes Militär zu haben, denn das ist letztlich ihre einzige Sicherheitsgarantie. Zweitens könnte eine Reihe von Bürgerschaftsstaaten der Ukrai-

«Die Schweiz könnte einen Beitrag zur Gesamtverteidigung Europas leisten.»

ne international Sicherheitsgarantien geben. Dazu könnten die USA, das Vereinigte Königreich, Frankreich, Deutschland und die Türkei gehören. Wir haben jetzt damit begonnen, darüber nachzudenken. In Kürze werden wir veröffentlichen, wer die Mitglieder dieser Gruppe sein werden. Das ist wirklich eine wichtige Initiative.

Weltwoche: Könnte das die Stationierung von schweren Waffen der Alliierten auf ukrainischem Territorium beinhalten – etwas, was Russland nach eigenen Angaben am meisten fürchtet?

Rasmussen: Es gibt viele Aspekte, die hier zu berücksichtigen sind. Auch die zumindest vorübergehende Entsendung einer internationalen Friedensstruppe zur Überwachung eines Friedensabkommens und zur Verhinderung einer russischen Invasion ist eine Option. Es gibt viele Ideen, die auf dem Tisch liegen. Es geht darum, einen ähnlichen russischen Angriff auf die Ukraine in Zukunft zu verhindern.

Weltwoche: Wie kann dieser Krieg beendet werden? Glauben Sie, dass er bald beendet sein wird?

Rasmussen: Nein. Ich denke, wir haben es mit einem langwierigen Konflikt zu tun. Russland ist ein Experte für langwierige Konflikte. Die Russen sind schon seit Jahrzehnten in Transnistrien und Moldawien. In Georgien sind die Russen seit 2008. Auf der Krim und

im Donbass sind sie seit 2014. Tatsächlich könnte Putins Interesse in einem langanhaltenden Konflikt liegen, in dem er die Ukraine so weit destabilisieren und schwächen kann, dass er den russischen Interessen dient. Ich denke, das ist jetzt das grösste Risiko. Deshalb müssen wir den Ukrainern alle Waffen liefern, die sie brauchen, um diesen Krieg zu gewinnen, und die Finanzierung von Putins Kriegsmaschine durch ein Öl- und Gasembargo stoppen.

Weltwoche: Halten Sie es langfristig für möglich, Russland als Nato-Mitglied aufzunehmen? Die Nato könnte eine globale Sicherheitsarchitektur werden, von Vancouver bis Wladiwostok, wenn man bedenkt, dass Russland sich über elf Zeitzonen erstreckt.

Rasmussen: Das ist eine theoretische Frage. Im Moment ist das natürlich nicht möglich. Ganz und gar nicht. Wir haben die Schwächen des russischen Militärs in diesem Krieg gesehen. Russland entspricht definitiv in keiner Weise den Nato-Standards.

Weltwoche: Eine Frage zur neutralen Schweiz. Als Reaktion auf Putins Angriff auf die Ukraine hat unsere Regierung begonnen, eine engere Zusammenarbeit mit der Nato zu prüfen. Wie könnte aus Ihrer Sicht eine solche Zusammenarbeit aussehen?

Rasmussen: Es könnte zum Beispiel eine Partnerschaft sein, wie wir sie seit vielen Jahren mit Finnland und Schweden haben. Finnland und Schweden sind die engsten Partner, die wir haben. Sie erfüllen alle Nato-Standards, militärisch, und alle demokratischen Standards.

Weltwoche: Welchen Wert könnte eine engere Zusammenarbeit mit der Schweiz für die Nato haben?

Rasmussen: In einer engen Partnerschaft, wie wir sie mit Finnland und Schweden hatten, könnte es gemeinsame Übungen geben, militärische Zusammenarbeit, um sicherzustellen, dass das Schweizer Militär die Nato-Standards erfüllt, dass seine militärische Ausrüstung kompatibel ist und es mit dem Nato-Militär zusammenarbeiten kann. Das wäre ein erster Schritt.

Weltwoche: Könnten Sie sich eine Mitgliedschaft der Schweiz in der Nato vorstellen?

Rasmussen: Ich weiss es nicht, aber ich würde sagen, wenn die Schweiz der Nato beitrete, könnte sie aufgrund ihrer geografischen Lage und ihres starken Willens, die Schweiz zu verteidigen, wirklich einen Beitrag zur Gesamtverteidigung Europas leisten.



«Eine besonders realistische Plastik aus dem 21. Jahrhundert...»

Anders Fogh Rasmussen, 69, war Premierminister Dänemarks (2001–2009) und Nato-Generalsekretär (2009–2014). Nach seiner Polit-Karriere wurde er Berater bei Goldman Sachs, Boston Consulting Group und Citi. Heute leitet er die Stiftung Alliance of Democracies, die sich für die Förderung von Demokratie, freien Märkten und für die Eindämmung von Autokraten in aller Welt einsetzt. Das Gespräch fand in Zürich statt, wo Rasmussen als Gastreferent am Swissmem-Industrietag geladen war.

Alles im Grünen

Wie die Briten Wimbledon erfanden und jeden Sport auf Rasen.

Peter Hartmann

Er war zuletzt 2021 rutschig, tückisch, wie nie erlebt in den 149 Jahren zuvor, der «heilige» Rasenteppich in Wimbledon. Die Tennis-Queen Serena Williams blieb stöhnend liegen, und Novak Djokovic beklagte sich, er sei noch nie so häufig hingefallen. Am Ende siegte er dennoch. Aber weshalb die sakrale Umschreibung für diesen Rasen, eigentlich ein robustes Gewächs der Sorte Weidelgras aus Deutschland (lateinisch: *Lolium perenne*), dessen Samen überall in Gartengeschäften erhältlich ist?

Heilig? Mit himmlischem Dünger versorgt? Ein so unausrottbares journalistisches Klischee wie Unkraut. Gemeint ist eher eine leicht ironische Bewunderung für die Traditionsversessenheit der Briten.

Rasen ist unproduktiv, landwirtschaftlich unnütz, dekorative Zierfläche für Eigenheimbesitzer, die sich am Rasenmäher abmühen, weil ohne diesen Schnitt aus dem Rasen eine natürliche Blumenwiese würde mit vielen Insekten. Nachahmerische Nachfahren des Adels, der seine Schlösser mit der imponierenden verschwenderischen Leere von Grasland umgab.

Ort für bukolische Picknicks

Der All England Lawn Tennis and Croquet Club gründete das Tennisturnier 1877, weil ihm das Geld fehlte für eine Rasenwalze, und es kamen 200 Zuschauer. Im heutigen Wimbledon wird seit 1922 gespielt. *Lawn* ist die Bezeichnung für Rasen, ursprünglich auch für eine Waldlichtung, Ort für bukolische Picknicks, wie sie auch in Wimbledon zelebriert werden mit den Erdbeerschalen.

England erfand den Sport auf dem Rasen, der auch *turf*, *pitch*, *green* oder einfach *grass* genannt wird. Es entstand Rugby und daraus Fußball, Cricket, Pferderennen, Golf, alles im Grünen. Tennis jedoch war buchstäblich das Spiel der Könige, seit dem frühen Mittelalter zuerst in Frankreich gepflegt als *jeu de paume*, gespielt anfänglich wie eine Art Squash mit eingebundenen Handflächen und in geschlossenen Hallen. Schon William Shakespeare verwendete das Wort «Tennis», abgeleitet wahrscheinlich vom französischen *tenez*.



Ohne Schnitt würd's eine Blumenwiese mit Insekten.

In Wimbledon ist Neil Stubble als Head of Courts and Horticulture verantwortlich für den perfekten Zustand der insgesamt neunzehn Plätze, namentlich des Centre Court von 23,77 Meter Länge und 8,28 Meter Breite, den er besser kennt als sein Bett. Der oberste Groundsman befiehlt eine Truppe von sechzehn Greenkeeper, die jährlich neun Tonnen Grassamen streuen und während des Turniers auch die vorgeschriebene Länge der Grashalme von acht Millimetern adjustieren.

Star des Personals ist indes der Falke Rufus, der in den frühen Morgenstunden Jagd auf umweltverschmierende Tauben macht und Füchse vertreibt. Vor zehn Jahren wurde Rufus in seinem Käfig aus dem parkierten Auto seiner Falknerin geklaut, nach dem Empörungsturm in den Medien aber nach drei Tagen anonym an eine Tierklinik in Putney zurückgegeben.

Aber auch der Rasen als Spielfeld mächtiger Interessen wächst und entwickelt sich weiter. Er erobert die Wüste, zum Ruhme des Winzigstaates und Energieriesen Katar mit der Fußball-Weltmeisterschaft. Der Fußballrasen ist unabhängig geworden von Jahreszeiten mit der Rasenheizung. Widerstandsfähiger mit hybriden Verbindungen von natürlichen Halmen und synthetischen Fasern bis zum eigentlichen

Kunstrasen (ungeliebt von den meisten Spielern, weil er die Fussgelenke strapaziert und an der Haut Schürfwunden hervorruft).

Licht und Lüftung

Fast alle grossen Stadien in Europa sind mit Hybridrasen ausgelegt – San Siro (Milan und Inter), Camp Nou (Barcelona), Parc des Princes (Paris St-Germain), die beiden Arenen in Manchester, Anfield Road (Liverpool). Das natürlich spriessende Gras verwächst mit den artifiziellen Fasern zu einer dichten Unterlage. Dieser Teppich kann bei Abnutzung, beispielsweise durch Rock- und Pop-Konzerte, rasch ersetzt werden durch Rollrasen oder Fertigrasen. Auch die ausgetretenen Problemzonen direkt vor den Toren können so leicht erneuert werden.

Allerdings bleiben Licht und Lüftung, also die Natur, unabdingbar. Im fast geschlossenen Kessel von San Siro etwa stirbt die Grasnarbe ständig ab, für die TV-Übertragungen wird das Terrain grün eingefärbt. Der Rasen ruiniert das Stadion. Die Klubs fordern wegen der vielen Verletzten in ihren Millionenkadern eine total neue Arena von der Besitzerin, der Stadt Mailand.

Wie rutschig ist die Tradition auf dem unheiligen, Rätsel aufgebenden Rasen in Wimbledon?

Georgiens Angst vor Russland

Die Mehrheit der Georgier sieht Russland heute als ernste Gefahr. Hierfür muss man auch die historischen Hintergründe beleuchten.

Andreas Limburg

Am 26. Mai 1918 erklärte die Demokratische Republik Georgien ihre Unabhängigkeit vom russischen Zarenreich – oder was davon noch übrig war – und gab sich eine moderne, auf der Gleichheit aller Menschen beruhende Verfassung. Der Traum währte nur drei Jahre; dann marschierte die Sowjetarmee ein und blieb bis 1991.

Am 9. April 1991 erklärte Georgien zum zweiten Mal seine Unabhängigkeit, diesmal von der Sowjetunion – oder was davon übriggeblieben war. Im Hintergrund unterstützte Moskau aber bereits die prorussischen Autonomiebewegungen in den georgischen Provinzen Südossetien und Abchasien. Letztere war ein beliebtes Feriendomizil der Zaren- und Sowjetrussen an der Schwarzmeerküste. Nach während Jahrhunderten wechselndem Autonomiestatus wurde die Sowjetrepublik Abchasien 1931 – ähnlich wie die Krim in die Ukraine – von Josef Stalin in die Sowjetrepublik Georgien eingegliedert.

Massaker der Russen

Mit dem Zerfall des Sowjetreichs keimten die abchasischen Autonomiebestrebungen wieder auf. 1992 kämpften russische Soldaten auf der Seite der abtrünnigen Abchasier und vertrieben über 200 000 Georgier aus Abchasien. Es kam zu Massakern russischer Soldaten an Georgiern, die mit Butscha vergleichbar sind. Nach dem Waffenstillstand vom Mai 1994 verblieben um die 1500 russische Soldaten als «Friedenstruppen» in der neuen Republik Abchasien. Bis heute wird diese militärisch und wirtschaftlich durch Russland kontrolliert. Die Renten werden von Moskau überwiesen, russische Pässe wurden an die Bevölkerung verteilt. Ähnlich verhielt es sich mit der Region Südossetien.

Allerdings war der dortige Waffenstillstand vom Juni 1992 ein brüchiger. Der Konflikt mit Georgien flackerte immer wieder auf, bis die Südosseten 2006 in einer Volksbefragung für die Unabhängigkeit von Georgien stimmten. Ausser Russland und prorussischen «Republiken» wie Abchasien anerkannte niemand die Rechtmässigkeit des Referendums. Es kam zum Augustkrieg von 2008. Nachdem Russland den

Südosseten unverzüglich mit einem militärischen Grossaufgebot zu Hilfe gekommen war, zogen sich die Georgier zurück und erklärten einseitig eine Waffenruhe. Dennoch rückte die russische Armee auf georgisches Gebiet vor und zerstörte Einrichtungen bis Gori, der Geburtsstadt Stalins. Erst unter internationalem Druck

Die Parallelen des Status quo in Georgien zur Situation in der Ukraine vor dem 24. Februar 2022 sind frappant.

stellte Russland die Kampfhandlungen ein und zog sich auf südossetisches Gebiet zurück, wo russische Soldaten bis heute stationiert sind.

Russland hat sich nach der Perestroika keineswegs damit abgefunden, dass mit dem Kollaps des Kommunismus auch die letztlich immer gewaltsame Kontrolle über andere Länder und Völker verlorengegangen ist. Wie die Beispiele Südossetien, Abchasien oder auch Transnistrien zeigen, versuchte das «moderne», angeblich friedliche Russland sofort, die früheren Interessengebiete wieder zu kontrollieren.

Die Parallelen des heutigen Status quo in Georgien zur Situation in der Ukraine vor dem 24. Februar 2022 sind frappant: Im Südwesten liegt die prorussische Republik Abchasien, wohin Russland seine Soldaten zu «gemeinsamen Manöverzwecken» – analog zur Situation in Weissrussland im Januar und Februar 2022 – verlegen kann. Weiter nördlich sollen im russisch kontrollierten Südossetien schon bald Wahlen stattfinden. Wie bei der Krim 2014 darf die mit russischen Pässen beschenkte Bevölkerung in einer

«freien und demokratischen» Abstimmung darüber befinden, ob sie zu Russland gehören will. Der Abstimmungstermin vom 17. Juli 2022 wurde gerade aufgehoben, angeblich damit die Südosseten und Moskau die Details noch genauer aushandeln können. Georgien wird den offensichtlichen Ausgang dieser «Volksbefragung» nicht anerkennen können. Russland hat dann aber die Voraussetzungen geschaffen, um – wie in der Ukraine – seinen Landsleuten zu «helfen», sprich: in Georgien einzumarschieren.

35 000 Soldaten und 15 Kampffjets

Tiflis ist heute, nebst den üblichen russischen Touristen, voll mit ukrainischen Flüchtlingen und Russen, die vor Putin, einer Einberufung in die Armee und vor all dem, was sie nicht mehr mit ihrem Gewissen vereinbaren können, geflohen sind. Das dürfte Putin ein Dorn im Auge sein. Ob der eher prorussische Kurs der georgischen Regierung Putin davon abhalten könnte, in Georgien einzumarschieren, ist fraglich. Russland geht es um mehr als nur ein bisschen Kontrolle, denn diese hatte es bereits seit 1994/2008 in Georgien und seit 2014 in der Ukraine.

Für einen Angriff spricht die unterschiedliche militärisch-strategische Ausgangslage: Im Gegensatz zur über 250 000 Mann starken Armee der Ukraine verfügt Georgien mit einer Bevölkerung von knapp vier Millionen nur über eine Berufsmarine von 35 000 Soldaten und fünfzehn Kampfflugzeuge. Zwar bestehen auf dem Papier 120 000 aktive Reservisten. Von den russischen Militärbasen in Südossetien bis zur georgischen Hauptstadt Tiflis sind es aber nur sieben Kilometer. Da bleibt kaum Zeit, Geländeverluste wieder wettzumachen, Kräfte nachzuführen oder Reservisten zu mobilisieren. Die militärische Überlegenheit Russlands macht der georgischen Bevölkerung zu Recht Angst.

Sollte Russland in der Ukraine seine Ziele erreichen und Teile der Armee für neue Aufgaben freistellen können: Was kann Putin dann noch von einem Einmarsch in Georgien abhalten?



Zurück zur analogen Spionage

Andreas Limburg ist Rechtsanwalt in Zürich und hat durch Heirat familiäre Beziehungen in Georgien.

Schnell welkt der Vorschusslorbeer

Thierry Burkart verärgert die Camionneure, deren Verbandschef er ist. Auch die scheinharte Asylpolitik des neuen FDP-Chefs verfängt nicht.

Marcel Odermatt

Bern

Privat läuft es rund für Thierry Burkart. Am 15. Oktober kommt es auf dem prächtigen Habsburger-Schloss Wildegg zur Politikerhochzeit des Jahres. Der FDP-Präsident und Aargauer Ständerat hat zum grossen Apéro geladen, um mit ihm und seiner Partnerin auf die Ziviltreuung anzustossen.

Während das persönliche Glück des 46-Jährigen perfekt ist, steigt die Unzufriedenheit der Astag-Mitglieder. Seit September 2020 amtiert Burkart als Präsident des Nutzfahrzeugverbands. Trotz seiner Wahl zum FDP-

Chef wollte er das hochdotierte Amt behalten. Die Transportbranche kämpft mit grossen Herausforderungen. Während der Pandemie litten die Personentransportunternehmen, nun ächzen alle unter horrenden Energiekosten. Auch Lieferengpässe bei neuen Fahrzeugen, Ersatzteilen et cetera sorgen bei vielen Betrieben für Schwierigkeiten. Burkart habe auf diese Probleme noch keine Antworten präsentiert, heisst es von verschiedenen Seiten.

Abkehr vom Verband

Das Fass zum Überlaufen brachte sein erfolgloses Agieren bei der versuchten Senkung der Diesel- und Benzinpreise. Die Astag forderte in einem Schreiben an Bundesrat und Parlament, die Treibstoffpreise in der Schweiz analog zum Ausland zu reduzieren. Doch Burkart gelang es nicht einmal, seine eigene Partei für dieses Unterfangen zu gewinnen.

Die freisinnige Fraktion lehnte die Anträge im National- und Ständerat ab. «Leider konnte Astag-Zentralpräsident Thierry Burkart seine FDP bei wichtigen Vorstössen nicht überzeugen, und die SVP stand praktisch alleine da», konstatiert Transportunternehmerin und SVP-Nationalrätin Stefanie Heimgartner, die als Vizepräsidentin der Astag Sektion Aargau fungiert.

Darauf angesprochen, räumt Burkart ein: «Ich habe in- und ausserhalb der FDP-Fraktion mit verschiedensten Mitgliedern des Parlaments



«Konsequent bürgerlich»? Ständerat Burkart.

gesprachen und sie zu überzeugen versucht. Es ist mir offensichtlich zu wenig gelungen.» Der Astag-Chef betont, bei seinen Gesprächen mit den Parlamentarierinnen und Parlamentariern hätten die kritischen Stimmen immer auf die Position von Bundesrat Maurer verwiesen. «Gegen seinen Stellungsbezug in dieser Frage war nur schwer anzukommen.» Der SVP-Finanzminister wehrte sich gegen die Vorschläge seiner Partei.

Laut Astag-Insidern wollen jetzt einzelne Mitglieder der mächtigen Organisation den Rücken kehren. Zu diesen Unternehmen gehört die Giezendanner Transport AG in Rothrist. Geschäftsführer und SVP-Nationalrat Benjamin Giezendanner sagt dazu: «Die Astag hat in jüngster Zeit bedauerlicherweise an Schlagkraft verloren. Sie

Es erstaunt nicht, dass viele SVP-Vertreter über die jüngsten Avancen von Burkart verärgert reagieren.

hat sich verzettelt, und ihr fehlt eine klare Strategie, um sich für die Interessen des Transportgewerbes starkzumachen.»

Doch nicht nur für sein Mandat bei der Nutzfahrzeugorganisation muss Burkart Kritik einstecken. Der FDP-Chef erklärte an der Delegiertenversammlung, dass das Migrations-thema wieder zurückkomme. Die Partei wolle

darauf vorbereitet sein. Sie verabschiedete deshalb ein «Forderungspapier», das eine konsequente Flüchtlingspolitik verlangt, zum Beispiel durch Wegweisung von abgewiesenen Asylbewerbern oder durch mehr Härte bei Einwanderung ins Sozialsystem.

SVP-Exponenten werfen Burkart billigen Wahlkampf vor. Tatsächlich haben die Freisinnigen in jüngster Zeit dieses Thema gefürchtet wie der Teufel das Weihwasser. Sie weigerten sich partout, mit der SVP eine härtere Gangart einzuschalten.

Die Volkspartei lancierte in den vergangenen zwei Jahren sieben Vorstösse zu dem Thema. Einmal ging es darum, dass Umwelt oder Klima kein Asylgrund sein dürfe. Ein anderes Mal sollen Aufenthalts- und Niederlassungsbewilligungen widerrufen werden können, wenn eine Person ihren Asylstatus verliert. Beim Familiennachzug wollte die SVP besser abgeklärt wissen, ob es sich tatsächlich um Verwandte handelt. All diese Vorschläge fanden keine einzige Stimme bei den Ratsmitgliedern der FDP.

Schicksalhafte Abstimmung

Es erstaunt deshalb nicht, dass viele SVP-Vertreter über die jüngsten Avancen von Thierry Burkart etwas erstaunt bis verärgert reagieren. Nach neun Monaten im Amt hat der Politiker, der sich als «konsequent bürgerlich» bezeichnet, ausgerechnet in diesem Lager bereits viel Kredit verspielt. Schnell welkt der Vorschusslorbeer.

Und das zu einem ungünstigen Zeitpunkt: Schliesslich braucht es den Schulterchluss von SVP und FDP, um die Reform AHV 21 im September durchzubringen. Die schicksalhafte Abstimmung, die darüber entscheidet, ob die Bürgerlichen in dieser Legislatur doch noch einen wichtigen Erfolg erringen, findet just drei Wochen vor der Hochzeit von Burkart statt. Bleibt zu hoffen, dass er sich zu diesem Zeitpunkt mehr über Privates freuen kann als über Politisches ärgern muss.

Das Schwein, der bessere Mensch?

Würdigung eines verkannten Haustieres, das uns im Innern ähnlich sieht. Und auf das wir bald ebenso angewiesen sein könnten wie umgekehrt.

Andreas Pospischil

Vor einigen Monaten wurde einem Patienten das Herz eines genetisch modifizierten Schweines implantiert. Mit diesem Schritt von den theoretischen Überlegungen einer Organübertragung von Tier zu Mensch zur praktischen Durchführung erreichte die Beziehung zwischen Mensch und Schwein eine neue Dimension. Leider übertrug man mit dem transplantierten Organ auch das Virus der Cytomegalie der Schweine; der Patient erkrankte daran und überlebte bedauerlicherweise nur wenige Tage.

Weil die Übertragung dieses Virus inskünftig vermieden werden kann, wird es beim herrschenden Mangel an menschlichen Spenderorganen nicht bei dieser ersten Xenotransplantation bleiben. Sind wir damit auf dem Weg, Mischwesen von Mensch und Schwein zu erzeugen, wie sich dies Ambroise Paré 1579 in seinem Buch «Les Œuvres» vorstellte?

Organe vom Schwein

Die Anatomie der Organe eines Schweins und deren Funktionen gleichen jenen des Menschen weitgehend. So ist das Schwein – wie der Mensch – ein «Allesfresser». Und die Nieren eines Menschen funktionieren beispielsweise genau wie beim Schwein und sind auch strukturell kaum zu unterscheiden.

Bereits in der griechischen Kultur gewannen Ärzte wie Hippokrates Kenntnisse über die Anatomie des Menschen durch Zufallsbeobachtungen bei grundsätzlich gestatteten Autopsien menschlicher Leichen oder durch Sektion von Tierkörpern, bevorzugt von Schweinen. Das Konzil von Tours verbot im Jahr 1163 die Öffnung menschlicher Leichen, so dass man vermehrt auf Untersuchungen am «Modelltier» Schwein zurückgriff. Später, in der Renaissance, zeigte das berühmte siebenbändige Lehrbuch der Anatomie des Menschen von Andreas Vesalius auf der Frontseite die Abbildung eines zur Obduktion vorbereiteten Schweins und belegt damit die Verwendung von Schweinen zur Darstellung der Anatomie des Menschen.

Auch der Zürcher Stadtarzt Konrad Gessner (1516–1565) schrieb in seinem Werk «Historia

animalium» den Innereien von Ferkeln oder Säuen eine grosse Menschenähnlichkeit zu und empfahl daher angehenden Anatomen, an diesem Objekt Seziererfahrungen zu sammeln. Dazu hielt Gessner fest: «Das Schwein ist ein gar gemeines gebräuchliches und nützliches Tier.»

Im Laufe der Jahrhunderte geisterte die Übertragung von tierischen Organen auf den Menschen immer wieder durch die einschlägige

Als Symbol für Fruchtbarkeit, Wohlstand und Reichtum wurden Schweine bevorzugte Opfertiere.

medizinische und fantastische Literatur. Doch wissenschaftliche Arbeiten zur Xenotransplantation konkretisierten sich erst im 20. Jahrhundert. Voraussetzung dafür war nicht zuletzt die Züchtung gentechnologisch modifizierter, transgener Schweine, wodurch Abstossungsreaktionen bei menschlichen Empfängern von Transplantaten vermindert werden konnten.

Eine Reihe von Schriftstellern hat sich zum Verhältnis von Schwein und Mensch geäussert. So schrieb Gottfried Benn: «Die Krone der Schöpfung, das Schwein, der Mensch.» Edgar Allan Poe meinte: «Menschen sind senkrechte Schweine.» Winston Churchill: «Hunde blicken zu uns auf, Katzen schauen auf uns herab, und Schweine behandeln uns als Gleichgesinnte.» Der Wiener Satiriker Helmut Qualtinger äusserte sich dazu lapidar: «Der Mensch is a Saul!» Und der österreichische Verhaltensforscher und Nobelpreisträger Konrad Lorenz skizzierte sogar eigenhändig eine parallele Entwicklung der Domestikation des Menschen und bezeichnet dies als «Verhausschweinung des Menschen». Dazu hielt er fest: «So wie das Hausschwein hat auch der zivilisierte Mensch Merkmale eingebüsst, die seinen Vorfahren ein Überleben in der Wildnis ermöglicht haben.»

Frühe Kulturgeschichte

Ein Blick in die Kulturgeschichte der Beziehung Mensch–Schwein zeigt, dass am Anfang das Wildschwein als Jagdbeute stand, wie

es Felszeichnungen in der Höhle von Altamira im Nordwesten Spaniens, vor zirka 16 000 Jahren entstanden, belegen. Sogar 40 000 Jahre alt sind Illustrationen auf den Wänden der Höhle Leang Bulu Sipong 4 im indonesischen Sulawesi. Warum unsere Vorfahren diese Darstellungen angefertigt haben, ist nicht geklärt.

Die Darstellung eines Wildschweins als mögliche Jagdbeute könnte wohl in dieser Zeit eine sehr grosse Bedeutung gehabt haben, insbesondere da es – wie auch heute noch – aufgrund seiner eher nächtlichen Futtersuche schwer zu erlegen ist. Auch sind Wildschweine durch die scharfen Stosszähne durchaus wehrhaft und gefährlich. In der griechischen Mythologie symbolisiert dies die Jagd auf den Kalydonischen und Erymanthischen Eber, wobei diese als Abkömmlinge der gewaltigen Sau Phaia Felder nahe der altgriechischen Stadt Kalydon in Griechenland verwüsten. Eine derartige Jagdbeute kann nur ein Held erlegen, wie vielfach auf griechischen Vasen dargestellt.

Als Symbol für Fruchtbarkeit, Wohlstand und Reichtum wurden Schweine bevorzugte Opfertiere, wie es das Schweineopfer des Marcus Aurelius am Konstantinbogen in Rom zeigt, einem dreitorigen Triumphbogen zur Erinnerung an den Sieg Kaiser Konstantins in der Schlacht an der Milvischen Brücke über seinen Rivalen Maxentius im Jahr 312.

Das Schwein in den Religionen

Schliesslich fand das Schwein durch seine vielfältige Bedeutung auch den Weg in verschiedene Religionen. Besondere Beachtung verdient in diesem Zusammenhang das Nahrungstabu für den Verzehr von Schweinefleisch in der Thora und im Koran, das trotz verschiedenster Versuche nicht vollständig befriedigend erklärt werden kann. Sowohl islamische als auch jüdische Gelehrte lehnen solche Interpretationen als «menschliche Auslegungsversuche des göttlichen Willens» ab und berufen sich auf den Willen Gottes, den ein Mensch weder interpretieren kann noch darf.

Auch in den christlichen Religionen ist das Schwein möglicherweise als Ersatz für heid-



Krone der Schöpfung.

nische Schweineopfer angekommen. Ins katholische Brauchtum sind Schweine mit der Verehrung verschiedener «Schweine-Heiliger» in weiten Teilen Europas eingegangen. Neben den vier überregional bekannten Schutzpatronen des Schweins, Sankt Antonius, Sankt Blasius, Sankt Leonhard und Sankt Wendelin, existieren noch 61 weitere lokal verehrte Schutzpatrone des Schweins. Der bedeutendste «Schweine-Heilige» ist zweifellos Sankt Antonius, dessen Beistand die Menschen von der Bretagne bis Estland und von Flandern bis Italien erflehten. Auf Wallfahrten wurden ihm, fast wie in heidnischer Zeit, Schweinsköpfe, -füsse, -ohren, aber auch Schmalz oder Spanferkel geopfert.

Nach ihm ist auch das Antoniusfeuer benannt, eine gleichermassen für Mensch und Schwein gefährliche Infektionskrankheit, die mit Heilpflanzen wie Saurank (*Scrophularia nodosa*) und Schweinekraut (*Epilobium angustifolium*) behandelt wurde. Das seuchenartige Auftreten

Bis ins Mittelalter dürfte die Waldweide die wichtigste Form der Schweinehaltung gewesen sein.

führte zur Gründung des Antoniter-Ordens im 11. Jahrhundert, einer Bruderschaft zur Pflege der Kranken. Dieser Orden besass das Privileg, seine Schweine in den Städten frei umherlaufen zu lassen, wobei sie durch Glöckchen an den Ohren kenntlich gemacht waren. Das Stehlen dieser Schweine war bei strenger Strafe verboten und sollte darüber hinaus noch Unglück

bringen. Die Abschaffung dieses Privilegs erfolgte im Verlauf des 15. Jahrhunderts – es hielt sich in einzelnen Regionen aber noch bis zu zweihundert Jahre länger. Wilhelm Busch hat dieser Tradition in seinem Buch «Der heilige Antonius von Padua» ein Denkmal gesetzt und schrieb zu seiner Karikatur: «Willkommen! Gehet ein in Frieden! / Hier wird kein Freund vom Freund geschieden. / Es kommt so manches Schaf herein, / Warum nicht auch ein braves Schwein!»

Auch die chinesische Kultur ehrt das Schwein, indem es als Symbol für Glück, Reichtum und Wohlstand im Horoskop in Form eines Jahres des Schweins (1935, 1947, 1959, 1971, 1983, 1995, 2007, 2019 und 2031) auftritt.

Das Nutztier

Im Neolithikum, etwa 12 000 bis 15 000 Jahre vor Christus, beginnt der Mensch, sich in ersten Siedlungen niederzulassen und Wildtiere zu domestizieren. Schweine, Ziegen, Schafe und Rinder werden durch Züchtung Schritt für Schritt zu landwirtschaftlichen Nutztieren. Nicht zu vergessen sind dabei Hunde, die der Mensch aus dem Wolf zum Wachhund erzieht.

Bis ins Mittelalter dürfte in weiten Teilen Europas die Waldweide die wichtigste Form der Schweinehaltung gewesen sein. Im Herbst wurden zur Eichelmast bevorzugt die damals weitverbreiteten Mischwälder aufgesucht, zu den übrigen Zeiten trieb man die Tiere in die Randbereiche der Niederwälder. In Gebieten mit günstigen klimatischen Voraussetzungen wurden die Tiere ganzjährig im Freiland gehalten.

Die immer weiter um sich greifenden Waldrodungen in Mittelalter und Neuzeit erschwerten die bäuerliche Schweinehaltung zunehmend, da die Waldweide als wesentliche wirtschaftliche Grundlage in vielen Gebieten nicht mehr ausreichend zur Verfügung stand. Die Schweine wurden daraufhin in Ställen gehalten.

Schweinerassen und Schweinehaltung

Die «Hausschweine» des Mittelalters und der Antike ähnelten in ihrem Aussehen eher Wildschweinen als einer unserer heutigen Schweinerassen. Diese sind nämlich zumeist jünger als zweihundert bis dreihundert Jahre, viele sogar jünger als hundert Jahre. Im Lauf der Jahrhunderte hat der Mensch durch Züchtung weltweit etwa siebenhundert Schweinerassen geschaffen. In der Schweiz werden laut Pro Specie Rara etwa zwanzig Rassen gehalten.

Die Haltungsbedingungen von Schweinen in der schweizerischen Landwirtschaft unterscheiden sich deutlich von jenen in den Nachbarländern. So werden auf hiesigen Betrieben im Durchschnitt deutlich weniger Tiere unter besseren Bedingungen gehalten als etwa in Deutschland, Frankreich, Italien und Österreich.

Schweinefleisch ist ein geschätztes Lebensmittel, von dem in der Schweiz im Jahr 2021 pro Kopf nicht weniger als 21,2 Kilogramm verzehrt wurden. Schweine sind also für den Menschen in vielerlei Hinsicht von Bedeutung.

Andreas Pospischil war Professor für Veterinärpathologie an der Vetsuisse-Fakultät der Universität Zürich.

Ein Hauch DDR weht durch die Republik

Das deutsche Bundesverfassungsgericht verschiebt die Grenzen seines Auftrags. Seine Formulierungen sind so diffus, um die Bürger in allen Lebenslagen abstrafen zu können.

Ralf Schuler

Berlin

Es ist der diskrete Charme der DDR, der sein unguutes Aroma im Land verströmt. Dieser Tage taucht, medial kaum registriert, im Verfassungsschutzbericht die Formulierung «verfassungsschutzrelevante Delegitimierung des Staates» auf. Ein Schlagwort, unter dem sich der Inlandgeheimdienst künftig um Personen kümmern will, die demokratische Entscheidungsprozesse und Institutionen «verächtlich machen» und zum Ignorieren behördlicher oder gerichtlicher Anordnungen aufrufen.

Es liegt an meiner Vita, dass ich unwillkürlich an die erste Verfassung der zu Recht verflossenen DDR und ihren Artikel 6 («Boykotthetze gegen demokratische Einrichtungen und Organisationen») denken muss, der so «wunderbar» diffus gehalten war, dass man in fast allen Lebenslagen abstrafen konnte.

Kampf der Systeme

Heute ist die Sache alles andere als lustig: Der Verfassungsschutz verschiebt seit längerem die Grenzen seines Auftrags. Sollte er sich ursprünglich lediglich um Leute kümmern, die «aggressiv-kämpferisch» die freiheitlich-demokratische Grundordnung abschaffen wollen, so kam unter dem jetzigen Chef noch die Verfolgung von «gruppenbezogener Menschenfeindlichkeit» hinzu. Ein klarer Wechsel von Umstürzern jeglicher Couleur hin zu bestimmten Meinungsströmungen, ganz gleich, ob sie geeignet sind, die Grundordnung zu gefährden.

Doch das ist nur ein kleines, wenn auch gewichtiges Puzzleteil einer Enttäuschung: Als die Mauer fiel, mauerte ich mich ein in meiner Ostberliner Wohnung mit all den Büchern, die zuvor unerreichbar gewesen waren, um herauszufinden, was den Kampf der Systeme entschieden hatte. Je tiefer ich in die Fehler des realen Sozialismus vordrang (Menschenbild, Kollektivismus, Planwirtschaft, künstlicher, falscher Gesellschaftsentwurf mit zwangsläufiger Repression etc.), desto deutlicher wurden die Fundamente der freiheitlichen Demokratie. Freiheit und Demokratie! Welch grandioses Panorama tat sich da 1989 vor uns auf.

Im freien Westen hatten sie die Grundlagen von Freiheit und Wohlstand seit Jahrzehnten tief im kollektiven Wissen verankert. Warum sonst, dachte ich, hätten sie so zäh gegen den Sozialismus gekämpft, wenn ihnen nicht die wichtigen und richtigen Fundamente der westlichen Ordnung in Fleisch und Blut übergegangen wären.

Quoten und Gender-Sprech sollen eine Gesellschaft erzwingen, die sich in der freien Selbstorganisation nicht einstellt.

Einer Indoktrination wie im Osten waren sie ja über Generationen nicht mehr ausgesetzt. Ein gewaltiger Denkfehler und eine riesige Enttäuschung, die stets neue Nahrung bekommt!

War der Gesellschaftsentwurf der «Arbeiter- und Bauern-Staaten» eben erst gescheitert, so zieht mit Diversity und Regenbogenfahne wieder ein herbeizuführendes Gesellschaftsmodell herauf, das nicht nur Akzeptanz und Toleranz zum Ziel hat, sondern mit quotierten Personalplänen in Staat und Wirtschaft, mit verordneter Sprache und reglementiertem Denken eine andere Gesellschaft und neue Menschen hervorbringen will. Und ich dachte, wir hätten uns im Angesicht des sozialistischen Scheiterns darauf verständigt, dass solche Ansätze gefährlich sind.

Das Bundesverfassungsgericht tummelt sich wohl in der Nähe der Macht (Abendessen im Kanzleramt), winkt in der Corona-Politik tiefe Grundrechtseingriffe ohne Evidenzbeleg durch, und wenn dann doch unumgänglicherweise die

Altkanzlerin wegen einer irrwitzigen Intervention gegen korrekte Wahlen in Thüringen gerügt wird, gibt es ein Minderheitenvotum in Karlsruhe, das die Verlotterung politischer Regeln zum neuen Normal erheben will.

Planwirtschaft lässt grüssen

Quoten und Gender-Sprech sollen schon wieder eine Gesellschaft erzwingen, die sich in der freien Selbstorganisation nicht einstellt. EU und Euro tragen idealistische Züge. Taxonomien sollen als politische Zertifikate private und öffentliche Finanzströme in politisch gewünschte Richtungen lenken. Planwirtschaft lässt grüssen. Technologien (Atom, Kohle, Verbrenner) werden verboten, statt sie dem Wettbewerb auszusetzen. Umverteilungsfantasien (Grunderbe, Übergewinnsteuer, Verantwortungseigentum) machen die Runde. Eine illusionäre Migrationspolitik erodiert die Gesellschaft, Islamismus infiltriert sich als Multikultur, rechtsstaatliche Härte gegen Clans wird als unbillig beargwöhnt.

Dass ein Grundeinkommen nicht «bedingungslos» sein kann, muss man erstaunlicherweise ins Gedächtnis rufen, wie die Tatsache, dass der Staat nur in existenziellen Notlagen helfen soll und muss, aber nicht jede kritische Wendung im Leben mit Schuldenmilliarden abfedern kann. Und wenn man sich den selbstorganisierenden Konformismus in Medien und Parteien ohne staatliche Repression ansieht, wird klar, dass 1989 das kollektivistische Übel mittelfristig beschnitten wurde.

Ich gebe zu: Es hätte mir zu denken geben müssen, dass auch im freien Westen ehemals relevante Teile der Gesellschaft zu Maoisten, Trotzlisten und Kommunisten pilgerten, obwohl sie das abschreckende Beispiel vor Augen hatten. Historische Blindheit und ein Hang zum Vergessen tun ein Übriges, (ver)zweifelnde Osis wie mich als moralische Rigoristen abzutun und den Durchgriff für die gute (Klima-) Sache jederzeit zu rechtfertigen. Wie grüssten noch die Thälmann-Pioniere in der DDR: «Für Frieden und Sozialismus: immer bereit!»



Ralf Schuler leitet das Bundestagsbüro von Bild.

Mehr Geld für weniger Leistung

Gleiche Löhne für Mann und Frau? Am Schreibtisch ist das gerechtfertigt. Aber auf dem Fussballplatz können Frauen keine gleichwertige Arbeit liefern.

Max Kern

Fussballerinnen sind langsamer, körperlich schwächer, ihre Schüsse sind nicht gleich hart wie diejenigen der Männer – der Schöpfer wollte es so. Oder naturwissenschaftlich gesprochen: Genetik macht den Unterschied. Die tägliche Testosteronproduktion beträgt bei Männern 7 Milligramm, bei Frauen ist es ein Zehntel davon (0,7 Milligramm). Sie können auf dem Platz deshalb weniger Leistung abrufen. Trotzdem ist in den Medien ein Frauenfussball-Hype entstanden.

An den Zuschauerzahlen kann's nicht liegen. Zum Spiel des FC St. Gallen-Staad gegen die späteren Meisterinnen des FC Zürich (Zuschauerschnitt: «600 bis 700») kamen im März dieses Jahres 132 Fans. Zwei Monate später, bei der gleichen Affiche der Männer, waren es 18 861, also 143-mal mehr.

Dessen ungeachtet verlangt Sarah Akanji, SP-Politikerin und Schwester von Nati-Star Manuel Akanji, dass die Frauen-EM von SRF im gleichen Umfang übertragen wird wie die letzte Männer-EM. Zum Vergleich: Das Out der Männer im Viertelfinal gegen Spanien lockte 1,803 Millionen Fans vor die Bildschirme. Die Frauen wollten bei der EM-Qualifikation gerade einmal 89 000 Zuschauer sehen.

Euphorisierte Journalisten

Zahlen, die die Blattmacher der grössten Zeitungen entweder nicht kennen oder ignorieren. Denn der Anteil der Frauenfussball-Bericht-

Eine Champions-League-Analyse zeigt: Männer legen eine um 23 Prozent grössere Distanz im Sprint zurück.

erstattung hat inflationär zugenommen. Vor allem das Thema Löhne beschäftigt die Journalisten. Der *Blick*, immer noch der stärkste Medien-Brand im Schweizer Fussball, schrieb letzte Woche euphorisiert, wir näherten uns



Politik am Ball: Fussballerin Sarah Akanji.

«in einem historischen Schritt der gleichen Entlohnung von Frauen und Männern an».

Was war geschehen? Vor der Frauen-EM in England hatte Nati-Hauptsponsor Credit Suisse bekanntgegeben, den Fussballerinnen künftig dieselben Prämien für eine EM- oder WM-Qualifikationen zu zahlen wie den Fussballern. Das bedeutet: Frauen kriegen ab sofort 4,5-mal mehr Cash.

Gleiche Löhne für Mann und Frau? Dieser Grundsatz ist seit 1981 in der Bundesverfassung verankert: «Mann und Frau haben Anspruch auf gleichen Lohn für gleichwertige Arbeit.» Im Fussball ist der Passus allerdings nur theoretisch anwendbar. Denn gleichwertige Arbeit können Frauen zwar am Schreibtisch liefern, aber nicht auf dem Fussballplatz.

Ein Vergleich von U-21-Elite-Spielerinnen und -Spielern an der Uni Salzburg verdeutlicht: Männer sind im Schnitt 7 Prozent grösser und 22 Prozent schwerer als Frauen.

Und physische Voraussetzungen, so hart es klingt, spielen halt eine zentrale Rolle hinsichtlich der Leistung. Männer können mit grösseren Schrittlängen das Feld besser abdecken und wegen des Gewichts, wegen der Muskelmasse den Ball wuchtiger, schneller, länger spielen.

Eine Analyse von Champions-League-Spielen zeigt: Männer legen eine um 23 Prozent grössere Distanz im Sprint zurück. Und auch bei der Passquote, also den Zuspielen, die beim Mitspieler und nicht beim Gegner landen, haben Männer mit 84 Prozent (gegenüber Damen mit 74 Prozent) die Nase vorne. Laut Tracktics, Deutschlands meistgenutztem Tracking-System für Fussballer, laufen Bundesligistinnen mit durchschnittlich 10,5 Kilometern pro Spiel rund einen halben Kilometer weniger als ihre männlichen Kollegen.

7:0 für die Bubis

Es gibt auch direkte Aufeinandertreffen, die den Unterschied zwischen Männer- und Frauenfussball verdeutlichen. Legendär ist ein Testspiel der australischen Frauenfussball-Nati von 2016, damals die Nummer fünf der Welt, gegen eine männliche U-15-Auswahl der Newcastle Jets, ein Team aus der Nähe von Sydney. Die Bubis gewannen gegen die ausgewachsenen Damen mit 7:0! Ein Jahr später gingen die Weltmeisterinnen von Team USA gegen die U-15-Boys des FC Dallas mit 2:5 unter.

Wohlgemerkt: Die Newcastle Jets und der FC Dallas sind weit, weit entfernt von der globalen Elite im Männerfussball. Die Nachwuchsspieler dieser Vereine erreichen bestenfalls gehobenes Amateurniveau. Doch bereits daran scheitern die stärksten Frauen-Nationalmannschaften. Und für solch ungleiche Leistungen soll es gleiche Entlohnung geben? Und das soll auch noch fair und fortschrittlich sein?

Max Kern war Chefreporter Fussball beim *Blick*.

Hollywoods jüngster Dinosaurier

Der ewigjüngliche Tom Cruise, bald sechzig, steht für eine aussterbende Spezies. Seine Mission ist noch nicht erfüllt.

Norbert Körzdörfer

Er schaut sich jeden Tag einen Film an. Er schläft wenig – nur fünf Stunden. Er sprintet hundert Meter in dreizehn Sekunden. Er fliegt Jets, Helikopter und Weltkrieg-II-Oldtimer. Er trägt keine Uhr, keinen Geldbeutel, kein Handy und hat keine E-Mail-Adresse. Seine Freunde nennen ihn «TC». Das ist auch das Signum seines privaten Briefpapiers.

Mit 59 Jahren schafft TC den 1-Milliarden-Dollar-Kinohit «Top Gun: Maverick» und kassiert davon vielleicht 100 Millionen. Thomas Cruise Mapother IV, der letzte Dinosaurier von Hollywood, wird am 3. Juli sechzig – und wirkt wie vierzig. Sein Weg ist der Gipfel. Er ist der 11-Milliarden-Dollar-Mann (Einspielergebnis seiner fünfzig Filme). Und: Er bleibt ein Rätsel und ein Phänomen.

Persönlich ist TC seine eigene Glühbirne. Er strahlt. Er ist kleiner als im Kino – nur zirka 1,73 m gross. Seine Zähne sind weiss wie Neuschnee. Wenn er lacht, ist er sein eigenes Echo. Seine Smaragd-
augen schimmern grün-grau-blau-bunt.

Sein Geheimnis? Lebenslanges Lernen. Seine Philosophie? Selbstbestimmtes Handeln. Sein Schatten? Scientology.

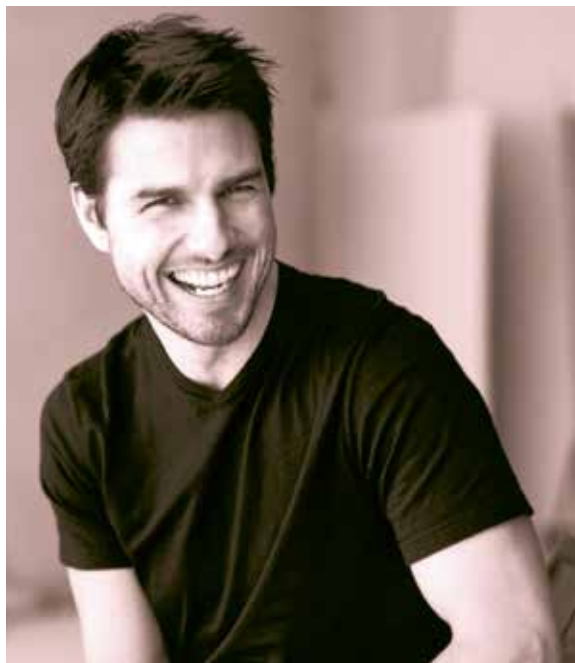
Heldin Mary Lee

Er war einmal ein katholischer Junge, der Priester werden wollte. Oder Kinoheld. Er trug Zeitungen aus, um sich mit dem Sackgeld Kinotickets zu kaufen. Er wusch Teller, ging in eine Klosterschule, weil da die Lehrbücher umsonst waren. Er konnte schlecht lesen und nie richtig schreiben als Legasthener. Noch heute sind seine seltenen Briefe in ausufernder Schönschrift geschwungen. Er zog in zwölf Jahren zwölfmal um – ein Leben ohne wirkliche Freunde (aber mit drei Schwestern).

Seine ewige Heldin ist seine vor fünf Jahren verstorbene Mutter Mary Lee. Sein gewalttätiger Vater, ein Ingenieur, haute ab, als Tom zwölf war: «Wenn ich im Getümmel mal meine Mama verloren hatte, blieb ich stehen

und schloss die Augen. Ich wartete nur auf ihr lautes, warmes Lachen – und fand sie wieder. Sie war mein Wegweiser im Leben.»

Mit achtzehn zog er nach New York – allein. Er jobbte in Restaurants und als Hausmeister. «Es war grossartig. Ich war wie ein wildes Tier im Dschungel. Ich ging zu Fuss zur Schauspielschule. Vom gesparten Fahrpreis kaufte ich mir Hot Dogs.»



«Ich bereue nur, was ich nicht getan habe!»:
Phänomen Tom Cruise.

Mit neunzehn entdeckte ihn Hollywoods Staragent Michael Ovitz (CAA): «Wir kritzelten eine Wunschliste seiner Filmidole aufs Papier, mit denen er arbeiten sollte.» Darunter: Ridley Scott, Martin Scorsese, Stanley Kubrick, Paul Newman, Dustin Hoffman und Robert De Niro. Tom Cruise filmte mit allen – bis auf De Niro. Hollywood-King Steven Spielberg (75): «Wenn Tom ein Zimmer betritt, ist es voll. Er brennt einfach brillanter als die meisten. Neben ihm scheinen andere im Dunkeln zu stehen.»

Sein Durchbruch war «Top Gun» im Jahr 1986: «Ich war 4 Jahre alt, als ich träumte, Schauspieler zu werden. Ich war 22 als ich «Top Gun» drehte [24, als der Film rauskam, Kinokasse: 357 Millionen Dollar.] Ich erkannte das Erfolgsrezept: Du kannst alles erreichen, wenn du jeden Tag etwas Neues dazulernst!»

Gleichzeitig war er verzweifelt: «Ich konnte mir keine Seite des Drehbuchs merken. Ich konnte ja nicht richtig lesen. Jeden Abend war alles, was ich gelernt hatte, wieder verschwunden. Erst ein Lerntechnik-Buch von L. Ron Hubbard [umstrittener Gründer der umstrittenen «Scientology»] hat aus mir einen neuen Menschen gemacht.» Seine erste Frau war Scientologin. Und «Top Gun» wurde zur Startbahn seines Phänomens. «Ich habe die Welt entdeckt. Jeder neue Film ist für mich eine Freiflugkarte rund um den Globus – Abenteuer inklusive. Ist das nicht cool?»

Kreis seines Lebens

36 Jahre später wird TC unglaubliche sechzig – und «Top Gun II: Maverick» durchbricht die 1-Milliarden-Dollar-Schallgrenze – sein erfolgreichster Film. Der Kreis des Lebens.

Die Fans jubeln. Die Kritiker jubeln zerknirscht. Tom Cruise: «Vor der Zahl sechzig habe ich keine Angst. Ich mache hoffentlich noch zehn bis zwanzig Filme. Ich sah meine Kinder erwachsen werden – Suri (16), Connor (27) und Bella (30). Ich brenne voller Neugier. Ich bin ständig auf der Suche nach einem neuen Lebensabenteuer!»

Seine Lebensphilosophie? «Du musst Verantwortung für dein Handeln übernehmen. Du kannst nicht im Bedauern leben. Ich bereue nur, was ich nicht getan habe!»

Er dreht gerade die beiden (!) Teile von «Mission Impossible – Dead Reckoning» ab, die 2023 und 2024 ins Kino kommen. Und er will mit sechzig im Weltall (!) drehen – «SpaceX Project». Der erste Star live im Weltall.

Abtreiben gegen rechts

Linke und Grüne missbrauchen die amerikanische Abtreibungsdebatte für ihre Ideologien.



Lange Zeit war man sich von Deutschland aus gesehen gar nicht sicher, ob abseits der üblichen Schulmassaker überhaupt noch etwas in den USA passiert. Im Prinzip war man sich als Leser von *Spiegel*, *Süddeutscher* und Co. nicht einmal sicher, ob es noch einen US-Präsidenten gibt. Mit Trump, so schien es, verschwand für viele Medien schlagartig alles Schlechte aus der Welt, so dass man sich beruhigt wieder wichtigen Themen widmen konnte – etwa dem hinter jeder Ecke lauernden Rechtsextremismus und den Frauenquoten bei Festivals.

Bis der US Supreme Court nach fast fünfzig Jahren das Grundrecht auf Abtreibung kippte. Bisher war es in allen US-Bundesstaaten erlaubt, ein Baby bis zur 22. Schwangerschaftswoche abzutreiben. Das Kind ist dann in der Regel schon ausserhalb des Mutterleibes überlebensfähig. Zum Vergleich: In Deutschland sind Abtreibungen nur bis zur 12. Schwangerschaftswoche erlaubt.

Das Urteil bedeutet nicht, dass Abbrüche künftig per se illegal sind, die einzelnen Bundesstaaten können nun aber selbst entsprechende neue Gesetze erlassen. In konservativen Staaten wie Oklahoma könnte das dazu führen, dass ein Gesetz in Kraft tritt, das Abtreibungen schon ab dem Moment der Befruchtung verbietet. Umgekehrt könnten liberale Staaten das Recht auf Abtreibung ausweiten, was ebenfalls bedenklich wäre.

Klar ist: Es ist ein ideologischer Kampf, der hier geführt wird. Die Fronten in den USA sind verhärtet. Zumindest, wenn man nur noch den Extremen auf beiden Seiten Gehör schenkt. Zwischentöne werden, wie so oft in den letzten Jahren, ignoriert. Dabei wären die gerade

jetzt wichtig. Laut Umfragen ist eine Mehrheit der US-Bürger für ein Recht auf Abtreibung. Allerdings erscheint den meisten von ihnen die 22. Schwangerschaftswoche als zu spät. Klingt doch nach einem Kompromiss, oder nicht?

Die deutsche Presse, meist ebenso parteiisch wie hysterisch, wenn es um die US-Politik geht, lässt Zwischentöne genauso wenig zu. Linke Parteien wie die Grünen nutzen die Diskussion aus den USA lieber, um den «Kampf gegen rechts» anzukurbeln, der stets nach neuer Legitimation lechzt, weil einem langsam

Zwischentöne werden, wie so oft in den letzten Jahren, ignoriert. Dabei wären die gerade jetzt wichtig.

die Neonazis ausgehen. Und so schreibt sich der Deutsche in seiner Moralitybrisis mal wieder die Finger über die gespaltenen USA wund, nicht ahnend, dass der Hauptgrund für diese Spaltung in ebenjenen Politikern, Aktivisten und Presseorganen begründet liegt, die aufgehört haben, auf die Mitte zu hören, und nur noch Raum für ideologische Extreme bieten.

Wäre man sich dessen bewusst, würde einem schlagartig klar, dass auch in Deutschland nahezu amerikanische Verhältnisse herrschen. Vielleicht nicht, was das Thema Abtreibung angeht, aber ganz sicher in Bezug auf Themen wie Migration, Corona, Klima und Gender.

Spaltung existiert, wo eine mehrheitlich linksgerichtete Presse ihr Sprachrohr für einen «Kampf gegen rechts» missbraucht, der die poli-

tischen Koordinaten in diesem Land und in anderen westlichen Ländern komplett verschoben hat. Dort, wo eine linksradikale Gender-Ideologie zu einem Thema der Mitte stilisiert wird, während die dazugehörige Gender-Sprache zugleich gegen den Willen dieser Mitte in der Bevölkerung durchgedrückt werden muss. Dort, wo linke Aktivisten auf Twitter in trauter Zusammenarbeit mit Journalisten jeden zum Rechten erklären, der es wagt, die Migrationspolitik oder die Corona-Massnahmen zu kritisieren. Wo sich Politiker zu Sklaven eines Zeitgeists machen, der einzig in den Redaktionen des Landes existiert und mit der Lebensrealität der meisten Bürger nicht das Geringste zu tun hat.

Nein, die Mitte hat nicht aufgehört zu existieren, sie wird nur nicht mehr gehört. Weder in den USA noch hier. Weil es weder dort noch hier um Wahrheitsfindung, Ideenwettbewerb und Kompromisse geht, sondern nur noch um die Instrumentalisierung von Themen für die eigene politische Agenda, die Journalisten in der Form eigentlich gar nicht besitzen dürften.

Menschen der Mitte schreien nicht am lautesten, sie müssen schliesslich arbeiten, um die Familie zu ernähren. Das sind keine woken Hollywoodstars, keine Aktivisten und Antidiskriminierungsexpertinnen. Das ist ihr Problem.

Wenn links plötzlich Mitte sein soll und jede andere Haltung rechtsextrem ist, braucht man sich über eine gesellschaftliche Kluft jedenfalls nicht zu wundern. Man erntet, was man sät, und das einzig Positive daran ist, dass die politische Linke in dieser Debatte plötzlich wieder zu wissen scheint, was eine Frau ist.

Die grosse Hungersnot

Durch Ukraine-Krieg und Krisen droht in Asien und Afrika für Millionen von Menschen eine Lebensmittelknappheit. Auch in China steigt die Nervosität.

Francis Pike



Boten des Weltuntergangs: «Die vier apokalyptischen Reiter» des russischen Malers Viktor Michailowitsch Wasnezow (1887).

Und ich sah, und siehe, ein fahles Pferd. Und der darauf sass, des Name hiess Tod, und die Hölle folgte ihm nach. Und ihnen ward Macht gegeben über den vierten Teil der Erde, zu töten mit dem Schwert und Hunger und Tod und durch die wilden Tiere auf Erden. (Offb. 6, 8)

Seit mehreren Jahren erleben wir die Pestilenz (Covid-19), wir erleben den Krieg (Ukraine), und wir erleben das wilde Tier (Präsident Putin alias Iwan der Schreckliche). Auch der vierte apokalyptische Reiter (Hunger) dürfte bald in Erscheinung treten.

Schon vor dem Ausbruch des Ukraine-Kriegs wurde die Welt von Hungersnot heimgesucht. Laut einem im Januar veröffentlichten Bericht des Welternährungsprogramms und der Welternährungsorganisation (FAO) war die Ver-

sorgungslage im Südsudan, Jemen, in Äthiopien und Nigeria, alles Kriegsregionen, extrem kritisch. Weitere zwanzig Länder, darunter Afghanistan und Libanon, wurden als Hotspots bezeichnet.

Die russische Seeblockade von Odessa, dem wichtigsten ukrainischen Schwarzmeerhafen, hat die Ernährungskrise in Afrika nur verschärft. 12 Prozent der globalen Maisexporte, 9 Prozent der Weizen- und 17 Prozent der Gerstenexporte entfallen auf die Ukraine. In einer Zeit, in der die Lieferketten durch die Corona-Pandemie ohnehin gestört sind, genügt das als Ursache einer globalen Verknappung. Obwohl die Getreidepreise nach dem Höchststand im Mai um 30 Prozent fielen, sind sie immer noch 30 Prozent höher als vor einem Jahr.

Wenn der Anstieg der weltweiten Getreidepreise beunruhigend ist, so muss man bei den Speiseölen von einer wahren Krise sprechen. 46 Prozent der globalen Sonnenblumenöl-exporte entfallen auf die Ukraine. Die Preise von Sonnenblumenöl haben sich seit 2019 nahezu verdreifacht.

Existenzielle Krise

Insofern 56 Prozent der weltweiten Produktion vom Sonnenblumenkuchen und 20 Prozent der Rapslieferungen, beides wichtige Futtermittel, auf die Ukraine entfallen, ist auch die globale Viehwirtschaft in einer Krise. Ausserdem machen die Preise von Düngemitteln, bei denen ein enger Zusammenhang mit Erdgas besteht, das Gespenst einer weltweiten Hungersnot umso wahrscheinlicher. Nach Informationen

der Londoner CRU (Commodities Research Unit) ist der Preisindex von Dünger von 100 (im Jahr 2020) auf einen Höchststand von 377 in diesem Jahr gestiegen. Zwar sind die Preise seit

Manches deutet darauf hin, dass Xi sich um eine Verständigung mit den Vereinigten Staaten bemühen könnte.

Mai wieder gefallen, aber die Krise ist keineswegs vorbei. Russland und Belarus sind führende Produzenten von Düngemitteln, 37 Prozent der globalen Exporte von Pottasche entfallen auf diese beiden Länder, bei Stickstoff sind es 16 Prozent und bei Phosphor 14 Prozent.

Wenn die Lage der europäischen Landwirtschaft schwierig ist, so steht Afrika vor einer existenziellen Krise. Der Nahe Osten und Afrika sind mit massiven Versorgungsproblemen konfrontiert. Selbst in mittelgrossen Volkswirtschaften wie der Türkei wird von Hunger berichtet. Die Afrikanische Union hat die EU vor einem «katastrophalen Szenario» gewarnt.

Kollaps der Reisproduktion

Das Horn von Afrika ist – nach vier Jahren Dürre und Heuschreckenplagen – besonders schwer getroffen. Die Zahl der Hungerleidenden allein in Somalia, Äthiopien sowie in Kenia soll laut jüngsten Prognosen bis zum Ende dieses Sommers um 25 Prozent auf zwanzig Millionen steigen. Selbst Regenfälle werden die Situation kurzfristig kaum verbessern. Wenn wir die Sahelzone hinzunehmen, also Eritrea, den Sudan, den Tschad, Niger, Mali, Mauretanien und Senegal, kommen noch einmal zwanzig Millionen Hungernde hinzu.

Am 2. Juni rief der Tschad den Ernährungsnotstand aus und bat um Hilfe. Westafrikanische Staaten, die normalerweise die Hälfte ihrer Weizenimporte aus der Ukraine und aus Russland beziehen, können sich die Preise nicht mehr leisten. Bereits 20 Prozent der 280 Millionen Afrikaner leiden Hunger. Der senegalesische Präsident Macky Sall, Vorsitzender der Afrikanischen Union, war kürzlich zu Besuch bei Präsident Putin in Moskau und hat auf einem Gipfeltreffen mit europäischen Staats- und Regierungschefs in Brüssel davor gewarnt, dass «uns das Schlimmste wohl noch bevorsteht».

Obwohl man beim Stichwort Hungersnot meist an Afrika denkt, kamen die ersten schlechten Nachrichten von dieser Front aus Asien. Im April 2021, während die weltweiten Nahrungsmittelpreise explodierten, untersagte der Präsident von Sri Lanka, Gotabaya Rajapaksa, ein Anhänger der Ideologie des «grünen Traums», die Einfuhr von Düngemitteln und Pestiziden und löste damit sein Wahlversprechen ein, dass Sri Lanka als erster

Staat der Welt auf komplett ökologische Landwirtschaft umstellen werde.

Der Kollaps der Reisproduktion war absehbar. Im April dieses Jahres, während sein Land zu hungern begann und die Hauptstadt der sri-lankischen Zentralprovinz, Kandy, von Unruhen erschüttert wurde, musste Rajapaksa in einer Zeit, in der die Preise für Dünger durch die Decke gingen, eine Kehrtwende vollziehen. Ein Reisbauer wie Dilrukshi, der normalerweise seine 1,6 Hektare bewirtschaftet, kultiviert inzwischen nur 0,2 Hektare – gerade genug, um die eigene Familie zu ernähren. «Wir können uns die Preise nicht mehr leisten.» Es droht eine Hungersnot. Der neue Premierminister von Sri Lanka, Ranil Wickremesinghe, hat erklärt, dass Nahrungsmittelknappheit das geringste Problem seines

Landes sei – «unsere Wirtschaft ist komplett zusammengebrochen».

Sri Lanka mit einer Bevölkerung von knapp 22 Millionen repräsentiert nur die Spitze der Hungerkrise in Asien. Laut einem Uno-Bericht waren 2021 mehr als 400 Millionen Asiaten bereits unterernährt. Angesichts der Preissteigerungen bei Dünger und Nahrungsmitteln, zu denen es infolge des Ukraine-Kriegs gekommen ist, dürfte sich diese Zahl im laufenden Jahr verdoppeln.

Kriege haben historisch fast immer zu Hungersnot geführt. Hunger wiederum führt zu politischer Instabilität und im Extremfall zu Revolutionen. «Sollen sie doch Kuchen essen!», soll Marie Antoinette den Ministern Ludwigs XVI. angesichts der Hungersnot in Paris zugerufen haben, aber sie und der König wurden 1793 von den Revolutionären hingerichtet.

Die aktuelle Preisinflation bei Nahrungsmitteln und die Hungerkrise werden mit einiger Sicherheit zu politischen Umwälzungen führen, hier und da auch zu Revolutionen. Es ist kein Zufall, dass der letzte grosse Preisanstieg bei Agrarprodukten, viel weniger dramatisch als heute, zwischen 2007 und 2010 stattfand und letztlich den Arabischen Frühling auslöste. Der politische und ökonomische Kollaps von Sri Lanka steht früher oder später vielen der ärmsten Länder der Welt ins Haus. Aber auch in Industrieländern werden die politischen Verhältnisse durch die Inflation durcheinandergewirbelt. Dies zeigt sich bereits in Grossbritannien, Frankreich, Deutschland und den Vereinigten Staaten.

Auch China wird sich Sorgen machen müssen. Nach Ansicht vieler Beobachter war die urbane Oppositionsbewegung, die mit dem Massaker vom Tiananmen-Platz niedergeschlagen wurde, von dem Wunsch nach Demokratie geleitet. Diese Analyse, die seinerzeit von BBC und CNN verbreitet wurde, ist unzutreffend. Es war nicht Demokratie, sondern die Inflation der Lebensmittelpreise als Folge von Deng Xiaopings Öffnungspolitik, die die Herrschaft der Kommunistischen Partei bedrohte. Angesichts der aktuellen globalen Krisen wird die Inflation auch China nicht verschonen. Die Erzeugerpreise steigen bereits Jahr für Jahr um 8 Prozent, und die Verbraucherpreise gehen in eine ähnliche Richtung.

Begrüssenswerte Reaktion

Ein Hinweis auf Nervosität in der chinesischen Führung könnte sein, dass Vize-Aussenminister Le Yucheng – der Mann, der besonders nachdrücklich für Xi Jinpings Politik der «grenzenlosen Freundschaft mit Russland» eintrat – am 14. Juni plötzlich abgesetzt wurde. Seine Entlassung könnte signalisieren, dass Xi sich möglicherweise gezwungen sieht, von seiner Unterstützung für Putin abzurücken. Wird China nun Druck auf Putin ausüben, den Ukraine-Krieg zu beenden?

Manches deutet auch darauf hin, dass Xi sich zum ersten Mal seit Jahren um eine Verständigung mit den Vereinigten Staaten bemühen könnte. Jake Sullivan, Nationaler Sicherheitsberater der USA, kam Mitte Juni in Luxemburg mit dem chinesischen Topdiplomaten Yang Jiechi zusammen, um über die Bedingungen eines Gipfeltreffens zwischen Xi Jinping und Präsident Biden zu sprechen.

Sollte das anvisierte Treffen zu einer Beilegung internationaler Spannungen (punkto Ukraine und Taiwan) führen, so wäre das eine begrüssenswerte Reaktion auf die Verwüstungen, die gegenwärtig von den vier apokalyptischen Reitern über die Welt gebracht werden. Aber es wäre zu spät, die Welt vor der grossen Hungersnot zu bewahren.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Forza Russia

Eine Allianz aus rechten Putin-Freunden und linken Pazifisten droht Italiens Regierung zu spalten. Der Friedenskurs stösst auf Zuspruch im Volk. Eine Mehrheit ist gegen Waffenlieferungen.

Nicholas Farrell

In Italien werden Waffenlieferungen an die Ukraine weitgehend abgelehnt. Dies hat zu einer unheiligen Konvergenz von rechts und links und zu einer Regierungskrise geführt, die die Einheit der Nato gefährdet. Es ist sogar die Rede davon, dass aus dieser informellen Allianz politischer Kontrahenten eine neue Partei erwachsen könnte, die, wie einige Beobachter spöttisch anmerken, «Forza Russia» (Vorwärts, Russland) heissen sollte.

Ihre Protagonisten sind prorussische «Pazifisten» der Rechten und antiamerikanische «Pazifisten» der Linken, insbesondere die Vorsitzenden der beiden Parteien, die im Abgeordnetenhaus die stärksten Fraktionen stellen – Matteo Salvini von der rechten Lega und Giuseppe Conte von der linken Fünf-Sterne-Bewegung. Salvini war bis zuletzt ein erklärter Freund von Wladimir Putin, während Conte den globalen Kapitalismus und die Männer von Davos als Feinde ansieht.

Die junge italienische Friedensbewegung stützt sich auf Katholiken, die mit Papst Franziskus sagen, die Nato habe «vor Russlands Tür gebellt», sowie auf ehemalige Kommunisten (die grösste KP ausserhalb des Ostblocks war die italienische), die in der Nato den grössten Feind sehen. Dass Waffenlieferungen der Amerikaner und Europäer an die Ukraine abgelehnt werden, ist Ausdruck eines reflexhaften Anti-amerikanismus, eines zynischen Egoismus und eines ausgeprägten Pazifismus, der eine Reaktion auf die faschistische Vergangenheit ist.

Spaltung der Fünf Sterne

In der vergangenen Woche führte dies zu einer ersten schwerwiegenden Konsequenz, der Spaltung der Fünf-Sterne-Bewegung, der grössten Fraktion im italienischen Parlament. Aussenminister Luigi Di Maio, der Waffenlieferungen an die Ukraine befürwortet, trat aus der Partei aus, weil der Vorsitzende Conte Waffenlieferungen ablehnt. 51 von 155 Abgeordneten und 11 der 72 Senatoren schlossen sich Di Maio an, um eine neue Partei zu gründen. «Wir müssen uns entscheiden», sagte Di Maio auf

einer Pressekonferenz, «auf welcher Seite der Geschichte wir stehen wollen – auf der Seite der Ukraine, gegen die ein Angriffskrieg geführt wird, oder auf der Seite des Aggressors, Russland.»

Die Regierung der nationalen Einheit unter Mario Draghi (dem ehemaligen Chef der Europäischen Zentralbank), die im Februar 2021 antrat, um die Corona-Pandemie in den Griff zu bekommen, ist eine Koalition aus allen grossen Parteien – ausgenommen Giorgia Meloni.



«Mehr Waffen verlängern nur den Krieg»: Matteo Salvini.

nis postfaschistische, mittlerweile konservative Fratelli d'Italia. Die Regierung tritt für Waffenlieferungen an die Ukraine ein. Salvini, ehemaliger Innenminister, und Conte, Draghis Vorgänger im Amt des Ministerpräsidenten, stimmten zunächst zu. Inzwischen sagen beide aber: «Mehr Waffen verlängern nur den Krieg.»

Di Maio gehört weiterhin der Regierung an, und das gilt auch für die Minister der Fünf Sterne, die loyale Gefolgsleute von Conte sind.

Einstweilen. Doch es stellt sich die Frage, wie lange sie sich werden halten können. Tatsächlich könnte ein Austritt aus der Regierung die einzige Hoffnung der gestutzten Fünf-Sterne-Bewegung sein, wenn sie bei den nächsten Wahlen (die spätestens am 1. Juni 2023 stattfinden müssen) nicht sang- und klanglos untergehen will. Der Stimmenanteil der Fünf Sterne ist von 32,7 Prozent bei den Wahlen 2018 auf 12 Prozent in jüngsten Umfragen zurückgegangen. Viele Beobachter machen dafür ihre Beteiligung an der Regierung Draghi verantwortlich, die für die Anhänger der Fünf Sterne der Inbegriff des Gegners ist – das Establishment. Auch die Lega bleibt in der Regierung, trotz vergleichbarer Stimmenverluste – von 34,3 Prozent bei den Europa-Wahlen 2019 auf 15 Prozent in jüngsten Umfragen.

Berlusconi «zutiefst enttäuscht»

Derweil geniessen die oppositionellen, rechten Fratelli d'Italia wachsende Popularität – die stärkste Einzelpartei Italiens liegt in Umfragen seit einiger Zeit bei etwa 22 Prozent. Die Partei tritt für Waffenlieferungen an die Ukraine ein, was sich für das geplante Wahlbündnis mit dem traditionellen Partner, der Lega, als fatal erweisen könnte. Der postkommunistische Partito Democratico, der drittgrösste Koalitionspartner, ist ebenso für Waffenlieferungen wie Silvio Berlusconi's Forza Italia, der viertgrösste. Berlusconi ist «zutiefst enttäuscht» von seinem alten Freund Putin, sagt aber, die Ukraine «müsse seine Gründe verstehen».

Obwohl Fünf Sterne und Lega bei Umfragen schlecht abschneiden, stösst der von ihnen propagierte Pazifismus paradoxerweise auf breiten Zuspruch in Italien. Eine Mehrheit ist gegen Waffenlieferungen an die Ukraine. Laut einer europaweiten Umfrage der in Berlin ansässigen Denkfabrik European Council on Foreign Relations sind 52 Prozent für Frieden, mehr als in jedem anderen EU-Land, selbst wenn der Preis eine Amputation der Ukraine wäre.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Mein Leben als Quotenfrau

Mir missfällt die glorifizierte Beweihräucherung der Frauenquote. Trotzdem nutze ich jede Chance, die sich mir aufgrund meines Geschlechts bietet.

Nena Schink

Es gibt einen verstörenden Trend: Es ist angesagt, eine Quotenfrau zu sein. Ja, kein Scherz. In Deutschland ist es schon so weit, dass mich ein Jogurt mit der Aufschrift «Ich bin eine Quotenfrau» nicht mehr wundern würde. Es wäre die logische Konsequenz nach all den Veranstaltungen von politischen Stiftungen, Magazin-Covers und unzähligen in pinke Farbe getauchten Social-Media-Postings.

Aus Quotenfrauen werden Ikonen, wie der *Stern* bewies. Das Magazin pries vierzig Frauen an, dazu die Schlagzeile: «Es ist ein Satz, der vielen Frauen nicht leicht über die Lippen geht: <Ich bin eine Quotenfrau.>» Es ging unter anderem um das Model Marie Nasemann, die Influencerin Louisa Dellert oder die Autorin Katja Eichinger. Falls Ihnen die Namen nichts sagen, kein Problem, sie gehören nicht zur Wirtschaftselite.

Marie Nasemann wurde durch «Germany's Next Topmodel» berühmt, Louisa Dellert startete ihre Social-Media-Karriere mit Fitness-Tipps, und Autorin Katja Eichinger wurde als Ehefrau des Produzenten Bernd Eichinger bekannt. Mit dem Cover wollten die Frauen dem Begriff «Quotenfrau» das Stigma nehmen, so das erklärte Ziel. Ich vermute: Die Damen wollten eher sich selbst im Hochglanzmagazin sehen.

Schales Gefühl

Immerhin konnte der *Stern* auch ein paar grosse Namen für die Kampagne gewinnen: Moderatorin Palina Rojinski, die überragende «Tatort»-Schauspielerin Maria Furtwängler und allen voran die Präsidentin der Europäischen Kommission, Ursula von der Leyen. Auf die Frage «Wäre die Schauspielerin, DJane und Moderatorin Rojinski ein Mann, wo stünde er dann heute in seiner Karriere?» antwortet Rojinski: «Genau hier, wo ich jetzt stehe.»

Inwiefern Rojinski also eine Quotenfrau ist, ist nicht ersichtlich. Doch ihre Botschaft ist eindeutig: Quotenfrau zu sein, ist en vogue. Und wenn man damit, hübsch geschminkt und mit guten Absichten, von einem Cover lächeln kann, warum nicht?



Warum nicht?
Autorin Schink.

Mir missfällt diese gesellschaftliche Beweihräucherung der Quote schon seit längerem. Es ist nichts Heroisches daran, in einem Gremium zu sitzen wegen des Frauseins. Es ist ein Stigma, und das sollte es auch bleiben. Vielleicht sehe ich das so, weil ich selbst einige Male die Quotenfrau

Wir müssen begreifen, dass wir die Gleichberechtigung nur mit beiden Geschlechtern erreichen.

war. Sehr zu meinem Leidwesen. Genutzt habe ich die mir gebotenen Chancen aufgrund meines weiblichen Geschlechts trotzdem.

Sei es in einer Talkshow, wo zur Wahlanalyse unbedingt noch eine Frau gebraucht wurde, oder bei einer Präsentation, die nur mit Männern ja blöd ausgesehen hätte. Woher ich das so genau weiss? Bei der Talkshow wurde ich angerufen. Die Worte: «Nena, ich will ehrlich sein: Wir brauchen morgen unbedingt eine Frau im Studio. Sonst sitzen da fünf Männer. Das geht nicht. Machst du es?» Ich schätze Ehr-

lichkeit und folgte der Bitte. Ein schales Gefühl blieb jedoch zurück. Sollte für den Zuschauer nicht der beste Experte gefunden werden – egal, welchen Geschlechts?

Ein anderes Mal wurde ich als Gast für ein Panel gebucht. Die sonstige Besetzung war ausnahmslos männlich. Es war klar, dass ich in diesem Moment die Quotenfrau mimte, um den Überhang an Männern auszugleichen und die Sponsoren glücklich zu machen. Wer will in der heutigen Zeit schon ein Panel nur mit Männern finanzieren? Ein reines Frauen-Panel wäre vermutlich okay.

Wir sind keine Power-Riegel

Mich macht das sauer. Ich möchte in einer Welt leben, in der es keine Quotenfrau und keinen Quotenmann gibt. In der sich das Geschlechterdenken auflöst. In der es keine pinken Pro-Quote-Events und #femaleonly-Shows gibt, bei denen Männer ausgeschlossen sind. Wir müssen begreifen, dass wir die Gleichberechtigung nur mit beiden Geschlechtern erreichen. Und ja, es ist völlig in Ordnung, wenn in einer Talkshow mal nur Männer sitzen. Solange es interessant ist, was die Herrschaften sagen.

Adidas-CEO Kasper Rorsted setzt sich seit 2005 für Frauenförderung ein. Dem Magazin *Capital* erklärte er: «Damit muss ich mich nicht nach aussen positionieren, aber nach innen: Von meinen Führungskräften habe ich immer verlangt, dass sie sich mit dem Thema beschäftigen.» Rorsted hat früh Programme zur Frauenförderung ins Leben gerufen. Ein Cover von ihm mit der Aufschrift «Ich fördere Frauen» gibt es trotzdem nicht. Auch keine Aussage, dass ihn «Powerfrauen» faszinieren. Ich meine: gut so!

Welches Modewort, «Quoten-» oder «Powerfrau», schlimmer ist, weiss ich nicht. Wir sind schliesslich keine Power-Riegel, die es am besten noch mit Extra-Schokolade oder Erdbeergeschmack gibt. Ich möchte beides nicht sein, sondern lieber eine Frau – der die Quote recht gibt: drei *Spiegel*-Bestseller und die Moderation einer Polit-Talkshow, mit 29 Jahren. Es heisst ja bekanntlich, wir Frauen müssten mehr über unsere Erfolge sprechen.

Ich bin dann mal weg

Wer mir im Krieg um die Ukraine mit der Vorgeschichte kommt, rechtfertigt die russische Intervention unausgesprochen, aber unüberhörbar. Ich kann mir das nicht erklären.

Henryk M. Broder

Berlin

Zu den Kollateralschäden des russischen Überfalls auf die Ukraine zählen auch die vielen Zuschriften, die in meiner E-Mail-Inbox ankommen, deren Absender sich darüber empören, dass ich nicht «die Wahrheit» schreiben würde. Kaum einer bestreitet, dass Russland den «ersten Schuss» abgegeben hat, so gut wie alle legen dar, warum Russland gar nicht anders konnte, als seine Armee in die Ukraine zu schicken. Es habe da «eine Vorgeschichte» gegeben, die man kennen und berücksichtigen müsse, um Russlands Handeln verstehen zu können.

Das ist ein valides Argument. Alles hat «eine Vorgeschichte». Der Erste Weltkrieg, der Zweite Weltkrieg, der deutsche Nationalsozialismus, der italienische Faschismus, der Kommunismus, auch der mit einem menschlichen Antlitz, die Berliner Mauer, die Einführung der «Ehe für alle» ebenso wie die Aussetzung der allgemeinen Wehrpflicht in Deutschland. Geschichte ist ein Irrgarten, aber eben auch ein «Kontinuum», und zu allem, was heute passiert, gibt es ein Gestern und ein Vorgestern. Auch im Konflikt zwischen Russland und der Ukraine. Fest steht allerdings, dass Russland derzeit in der Ukraine wütet und nicht umgekehrt.

So funktioniert Flaschenpost

Bevor ich auf die Zuschriften zurückkomme, die ich erwähnt habe, will ich an einem harmlos scheinenden Beispiel zeigen, wie Stimmung erzeugt wird. Ein promovierter Theologe, der in das Fach Philosophie gewechselt hat, weist auf seiner Seite immer wieder darauf hin, die Ukraine sei ein korrupter Staat, eine korrupte Gesellschaft, mit einem korrupten Präsidenten, der mit Hilfe der Amerikaner an die Macht gekommen ist und jetzt das macht, was die Amis von ihm verlangen. In seiner letzten populärphilosophischen Stellungnahme zur Lage in der Ukraine schreibt er unter Berufung auf den «Korruptionsindex» von Transparency International, die Ukraine sei «das korrupteste Land Europas», das sei inzwischen sogar den «Staatsfunkern» von der «Tagesschau» aufgefallen,

die sich ihrerseits auf einen Bericht des dänischen Aussenministeriums berufen, wonach die Regierung in Kiew «einen Mangel an Willen zur Korruptionsbekämpfung» erkennen lasse. So funktioniert Flaschenpost. Oder Globuli, die umso stärker wirken, je öfter sie verdünnt wurden.

Die Botschaft, die aus jeder Zeile des Textes strömt, lautet: Ein dermassen korruptes Land verdient es nicht, verteidigt zu werden. Es ist eine unausgesprochene, aber unüberhörbare

Es sind erstaunlich viele Putin-Trolle unterwegs, die so klingen, als hätten sie Sloterdijk und Schwarzer gelesen.

Rechtfertigung der russischen Intervention. Obwohl nicht einmal die Russen behauptet hatten, sie wollten die Ukraine entkorrumpieren, der Nachbar sollte nur «entnazifiziert» und «demilitarisiert» werden.

Ob und inwieweit die Korruptionsvorwürfe stimmen, weiss ich nicht. Aber darauf kommt es nicht an. Sollte «Korruption» beziehungsweise «keine Korruption» eine Vorbedingung für die Anerkennung des Rechts auf Selbstbestimmung und sichere Grenzen sein, müsste als Erstes das Land Mecklenburg-Vorpommern aufgelöst werden, dessen Ministerpräsidentin,



«Und jetzt zur Szene, wie ihr dem Kind für 5 Minuten das Smartphone wegnehmt.»

Manuela Schwesig, sich von Gazprom mit zwanzig Millionen Euro schmieren liess, um eine Umwelt- und Klimaschutzstiftung zu gründen, mit deren Hilfe die Sanktionen gegen den Bau der Gaspipeline Nord Stream 2 unterlaufen werden sollten. Auch richtige Staaten wie Bulgarien und Rumänien, Malta und Zypern sollten sanktioniert werden, weil sie Geldwäsche und Steuerbetrug ermöglichen.

Angesichts des Massakers, das derzeit in der Ukraine stattfindet, ist es infam, die Korruption in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit zu rücken. Wie würden wir es finden, wenn irgendein Philosoph im Zusammenhang mit der «Endlösung» darauf hinweisen würde, dass unter den ermordeten Juden auch einige Steuersünder dabei waren?

Zurück zum Anfang, zu den E-Mails, die ich bekomme. Ich lege sie in einem Extra-Ordner ab, um sie irgendwann, wenn ich alt bin und nicht weiss, was ich in meiner freien Zeit machen soll, zu einem Konvolut des Schreckens zu verarbeiten. Was ich jetzt schon feststellen kann: Es sind erstaunlich viele Putin-Trolle unterwegs, die so klingen, als hätten sie Peter Sloterdijk, Richard David Precht, Alice Schwarzer und Ulrike Guérot gelesen, wobei ich sicher bin, dass sie es nicht getan haben. Es muss eine Art von atmosphärischer Übertragung oder Gleichschaltung von unten geben, wobei ich es für möglich halte, dass es irgendwo einen Briefsteller gibt, aus dem man sich je nach Lage und Laune bedienen kann.

«Emotionale Ausfälle»

Leser Christian F., der sich offenbar mit meiner Biografie beschäftigt hat, fragt an, ob meine «emotionalen Ausfälle» etwas mit einer «gefühlten nationalen Zugehörigkeit zu Wolhynien» zu tun haben könnten; oder eher mit der Idee, die «Schedels wieder aufleben zu lassen im demnächst polnisch-dominierten W(R)estukraine-Raum». Es habe ja schon früher «Gedanken» gegeben, «den jiddischen Charakter rund um Lemberg wieder aufleben zu lassen».

Nachdem er diesen spektakulär-spekulativen Punkt abgehakt hat, kommt Christian F. auf

den Boden der Wirklichkeit zurück. «Dieser Krieg ist !NICHT! Deutschlands Krieg, er geht uns als formal neutralen Staat nur insofern an, den Kriegsflüchtlingen zu helfen und eventuell eine Lösung des Konflikts zu erhoffen. Und solange da die Nato-Mitgliedschaft nicht vom Tisch ist (wie zb die frühere Zugehörigkeitsoption Cuba's zum Wahrschauer Pakt), solange wird es von den benachbarten <Grossmächten> (beiden) immer eine unangenehme Reaktion geben.»

Würgegriff der Geschichte

Hermann S. schlägt einen grossen Bogen von der russischen Intervention bis zum Holocaust und sagt, wo ihn der Schuh drückt, den er sich nicht anziehen will. «Als Nachkriegs-Deutscher habe ich mir diesen Schuh des Mit-Schuldigen am Holocaust niemals angezogen. Wer Verbrechen nicht begangen hat [. . .], ist nicht schuldig. Der Holocaust, von unseren sog. Politikern immer wieder aufgewärmt, lässt mich eher vermuten, dass hier ein Dauerbrenner zur <Asche auf das Haupt aller Nach-kriegs-Deutschen> konstruiert wird. Den Sinn dahinter will ich lieber nicht eruieren. [. . .] Nicht falsch verstehen, ich leugne nicht den Holocaust, wohl aber den unreflektierten Umgang damit.»

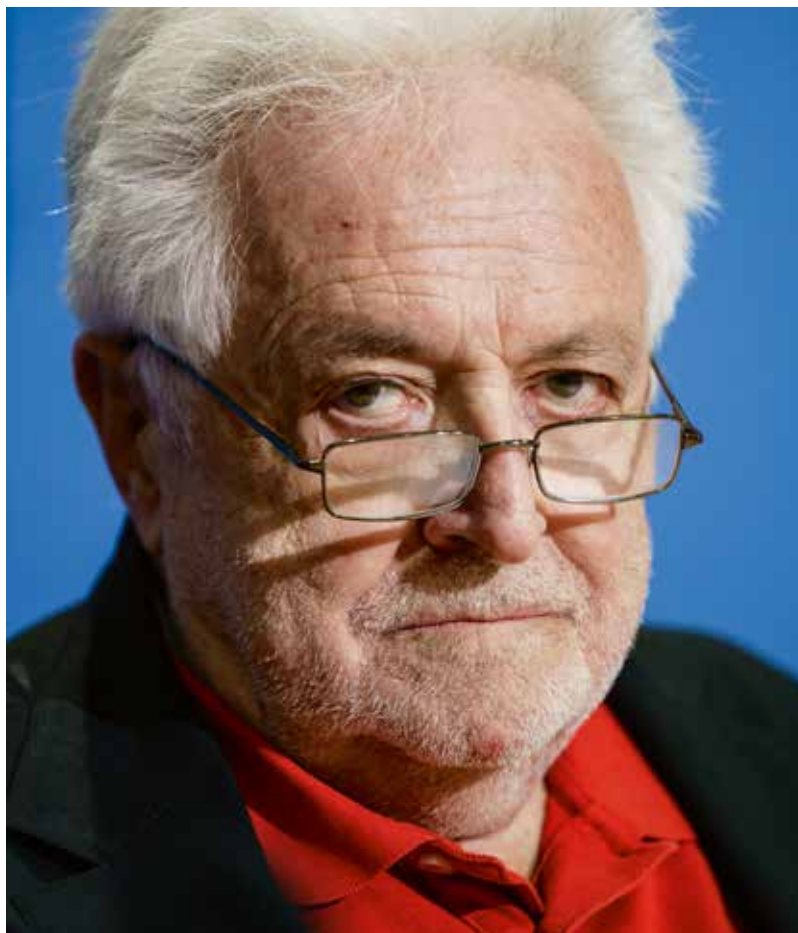
Es macht immer wieder Spass, den Verrenkungen zuzusehen, mit denen unbelastete Nachkriegsdeutsche versuchen, dem Würgegriff ihrer Geschichte zu entkommen. Allein, es will nicht gelingen. Und so suchen sie nach Trost in der Frage nach den «Gesamtleistungen», die von Deutschland an Israel und die jüdischen Menschen gegangen sind.

Ich weiss nicht, wie viele Milliarden Mark oder Euro es waren, einige Bezieher von Wiedergutmachungsrenten leben ja noch, aber ich bin sicher, dass es nur ein Bruchteil der Werte war, welche die deutschen Besatzer geraubt und vernichtet haben. Von der «Entschädigung» für vorzeitig beendete Leben nicht zu reden. Es gibt so gut wie nichts in der Welt, was der normale Deutsche, der weder ein Antisemit noch ein Nazi ist, nicht sofort auf sich und sein Leben beziehen würde, sogar das Abschmelzen der

Das Einzige, woraufes ankommt, ist das Déjà-vu-Erlebnis, das die Bilder aus der Ukraine provozieren.

Polkappen in der Arktis empfindet er als bedrohlich, denn: «Wir haben keinen Planeten B!» Genau genommen nicht einmal einen Plan A für den Fall, dass bei Aldi die Schoko-Röllchen von Biscotto nicht lieferbar sind.

Hans-Ulrich E., Jahrgang 1957, schreibt, er habe «ein paar Fragen an den Juden Herrn Broder». Nämlich: «Würden Sie erst dann beruhigt sein, wenn alle Deutschen wegen der Schuld des WK2 ihr Leben lang zu Kreuze kriechen



«Klarheit vor Einheit»: Autor Broder.

mit einem grossen Banner auf dem steht: <Entschuldigung, wir sind schuld?> Wieviel Generationen sollen sich noch geisseln wegen der schlimmen Verbrechen der Naziherrschaft?»

Dabei habe ich so etwas nie gefordert, nicht einmal daran gedacht. Dass die Deutschen wegen ihrer Schuld am WK 2 ihr Leben lang zu Kreuze kriechen, ist eine sadomasochistische Fantasie, die nur in den Köpfen der Deutschen, auch der nach dem Krieg geborenen, weiterlebt. Und der Ukraine-Krieg ist ein Bagger, der beim Ausheben der Baugrube ein paar Tote findet, die man längst vergessen hat. Es könnten die Vorbesitzer der Parzelle sein, verschleppte Zwangsarbeiter oder auch Partisanen, mit denen die Nazis «kurzen Prozess» gemacht haben. Man weiss es nicht, und es spielt auch keine Rolle.

Das Einzige, worauf es ankommt, ist das Déjà-vu-Erlebnis, das die Bilder aus der Ukraine provozieren.

Die Erinnerung ist nicht, wie in allen Sonntagsreden verkündet wird, «das Geheimnis der Erlösung», sie ist ein Fluch, der vererbt wird. Menschen «erinnern» sich auch an Erlebnisse, die sie nicht gehabt haben.

Egal, ob die Russen in der Ukraine einen Völkermord, einen Massenmord oder «nur» Kriegsverbrechen begehen, sie machen etwas, was die «Erinnerung» an die Untaten der Nazis aktiviert. Haben unsere Jungs auch so

etwas gemacht? Der Opa, der Vater, der Onkel, der an die Ostfront abkommandiert wurde?

Klischee von der Korruption

Das wäre eine unvollständige, aber mögliche Erklärung für den proaktiven Geständniszwang – man habe mit dem Holocaust nichts zu tun, man wolle nicht das ganze Leben lang zu Kreuze kriechen, dieser Krieg sei nicht unser Krieg, wir sollten uns raushalten. Der unvermeidliche Hinweis auf die allgegenwärtige Korruption in der Ukraine dient demselben Bedürfnis wie die Verbreitung antisemitischer Klischees – dass die Juden geldgierig, gemein und dauergeil sind. Gut, man hätte sie nicht gleich umbringen müssen, aber irgendwie waren sie für ihr Schicksal auch mitverantwortlich, oder? Und die Ukrainer? Wenn die nur nicht so korrupt wären ...

Wofür ich keine Erklärung habe, ist das Verhalten der Hardcore-Putinisten, die allen Ernstes behaupten, die Russen seien einem Nato-Angriff zuvorgekommen, die russische Armee würde keine zivilen Ziele angreifen und sich überhaupt die allergrösste Mühe geben, Blutvergiessen zu vermeiden.

Auch in der *Weltwoche* kommen Putin-Versteher zu Wort, die Russlands verlorene Ehre wiederherstellen wollen. Deswegen beende ich mit diesem Text meine Mitarbeit bei dieser Zeitschrift. Schade, aber es geht nicht anders. Klarheit vor Einheit!

Tiefroter Rundfunk

Öffentlich-rechtliche Medienhäuser sind von Kulturmarxisten unterwandert. Frankreich und Grossbritannien haben das Problem erkannt. Deutschland schläft.

Hans-Georg Maassen

Berlin

Er nennt sich öffentlich-rechtlicher Rundfunk, ist aber unser Staatsrundfunk. Er ist genauso «öffentlich-rechtlich» und genauso wenig privatrechtlich wie der Bundestag, die Bundesregierung oder der Verfassungsschutz. Dieser Staatsrundfunk ist ein Teil unseres Problems. Das Problem besteht darin, dass sich viele Bürger, keine Radikalen oder Extremisten, von der Demokratie abwenden.

Seit Jahren wächst das Unbehagen gegenüber dem Staatsrundfunk. Laut Umfrage lehnt ihn etwa ein Drittel der Zwangsgebührenzahler ab, weil sie der Berichterstattung nicht mehr vertrauen. Hinzu tritt eine Ablehnung der Selbstbedienungsmentalität der Staatsjournalisten, die die Gebühren auf 220 Euro pro Haushalt und Jahr hochgetrieben haben und sich aus dem Gebührentopf von acht Milliarden Euro (plus Werbeeinnahmen) fürstlich bedienen.

«Oma ist eine Umweltsau»

Demokratiegefährdend ist nicht das schamlose Selbstbedienen am Geldbeutel der Bürger, sondern die politische Einseitigkeit. Es geht nicht um sublimen Schleichwerbung für eine Partei, es geht um etwas anderes: Die Staatsmedien ergreifen in einer Selbstverständlichkeit und Dreistigkeit Partei für die grün-woke Ideologie, wenn sie mit Beiträgen wie «Oma ist eine Umweltsau», mit Gender-Deutsch und mit Werbung für Transgender in Kinderprogrammen Propaganda und Umerziehung im Sinne grün-woke Politikerbetreiben.

Das bringt inzwischen viele nicht nur «auf die Palme», sondern führt zu einem Hass auf die Staatsmedien in immer breiteren Bevölkerungskreisen. Diese Instrumentalisierung zum Zweck der Propaganda war manchen bei der Migrationskrise 2015 aufgefallen, als die Staatsmedien im Interesse der Kanzlerin die illegale Massenmigration schönredeten und Kritiker pauschal unter Naziverdacht stellten. Andere hörten den Schuss erst bei der Corona-Krise, bei der die Staatsmedien im Sinne der Herrschenden Fragen und Kritik aus dem Volk unter Querdenkerverdacht stellten.

Nach einer im Jahr 2020 durchgeführten Sonntagsumfrage bei Volontären der ARD würden 92 Prozent grün-rot-tiefrot wählen. Dass linke Journalisten linke Medienpolitik machen, linke Seilschaften pflegen und politisch Andersdenke als Gegner behandeln (Cancel Culture, Deplatforming), sollte jedem politisch

Macron nennt die linken französischen Staatsmedien «Schande der Republik».

denkenden Menschen klar sein. Linksradikale wollen nicht objektiv informieren, sondern im leninschen Sinn die Massen lenken. Die Staatsmedien erfüllen längst nicht mehr den gesetzlichen Auftrag, ausgewogen zu berichten.

Dass die Staatsmedien diese Entwicklung genommen haben, ist kein Zufall, sondern Planung. Es ist keine Verschwörungstheorie, dass KGB und westliche Kulturmarxisten bereits in den 1960er Jahren das Ziel verfolgten, die westlichen Medien zu unterwandern. Es entsprach der kulturmarxistischen Strategie: Wer über die Medien herrscht, bestimmt, wie die Menschen denken und wählen. Die Universitäten und Bildungseinrichtungen waren die nächsten Opfer auf der To-do-Liste.

Was wir heute bei den Medien wahrnehmen, ist die völlige Übernahme durch linke und linksradikale Kräfte, vor der Helmut Schelsky 1971 in seiner Schrift «Die Strategie der Systemüberwindung» warnte. Diese Schrift war da-

mals Pflichtlektüre in Bundeswehr und Verfassungsschutz. Er hatte recht gehabt.

Der Befund gilt nicht nur für Deutschland. Die Strategie der Staatsmedien-Unterwanderung wurde in vielen westlichen Staaten angewandt. Macron nennt die linken französischen Staatsmedien «Schande der Republik» und will die Zwangsgebühren noch in diesem Jahr abschaffen. In Grossbritannien werden sie bis 2027 abgeschafft.

Grinsen zum falschen Zeitpunkt

Die Strategie der Kulturmarxisten ging auf, weil sie in ihrer Analyse richtiglagen: Die Staatsmedien haben massgebenden Einfluss darauf, wer gewählt wird und wie die Bürger denken und handeln. Die Politik hat viel weniger Einfluss auf die Staatsmedien als umgekehrt. Diese entscheiden, ob Politiker gecancelt werden, ob ein Skandal unter den Teppich gekehrt wird oder ob aus einem Grinsen zum falschen Zeitpunkt ein Skandal gemacht wird.

Sie entscheiden, wer Zugang zur Primetime hat und in Talkshows auftreten darf, wer Wohlfragen erhält oder wer von einem journalistischen «Oberstaatsanwalt» vernommen wird. Die politische Neuausrichtung von Parteien, insbesondere der Union, oder die Gründung neuer Parteien in Deutschland ist aussichtslos, solange die Staatsmedien von grün-woke Journalisten instrumentalisiert werden.

Sie werden nicht objektiv berichten, sondern verhindern, dass eine bürgerliche Politik in Deutschland eine Chance hat. Sie werden andere politische Sichtweisen entweder totschweigen oder, falls das nicht möglich ist, diffamieren und ausgrenzen. Deshalb ist es entscheidend, die linke Hegemonie in den Staatsmedien zu brechen, sie – um deren Worte zu verwenden – zu «dekonstruieren». Wenn es nicht gelingt, die Staatsmedien vom ideologisierten Kopf auf die bürgerlichen Füße zu stellen, werden Wahlen auch keine grundlegenden Veränderungen bringen.



Hans-Georg Maassen war Präsident des deutschen Inlandgeheimdiensts.

Unsere Entscheidung!

Nie werde ich verstehen, wie man ungeborenes Leben höher gewichten kann als Geborenes.



Ich halte die USA noch immer für ein schönes Land, aber ich bin froh, nicht mehr dort zu leben. Die Gesellschaft ist tief gespalten, an manchen Orten sprechen Menschen aus unterschiedlichen politischen Spektren nicht einmal mehr miteinander. Meine Freunde erzählen von Abendessen, die wegen Politik im hässlichen Streit enden. Die öffentliche Stimmung ist vielerorts aufgeheizt. Und nun hat das Oberste Gericht in den USA das liberale Abtreibungsrecht gekippt. Abtreibungen werden zwar nicht grundsätzlich verboten, die Bundesstaaten können selbst entscheiden, welche Gesetze sie erlassen, aber in Staaten wie Kentucky oder Louisiana treten restriktivere Gesetze gegen Abtreibung nach dem Urteil jetzt in Kraft – auch nach Vergewaltigung. Ich habe, in aller Ernsthaftigkeit, mir fremde Gedankenwelten nach greifbaren Rechtfertigungen durchkämmt, aber es gibt keinen Blickwinkel, von dem aus man das Urteil nicht als Rückschritt für die Selbstbestimmung der Frau sehen kann.

Man muss nicht Einstein sein, um zu verstehen, dass die Zahl der Abtreibungen in den USA dadurch nicht plötzlich auf einen neuen Tiefstand fallen wird. Möchte eine Frau einen Schwangerschaftsabbruch durchführen lassen – aus welchem Grund auch immer –, wird sie eben in einen Staat reisen, wo es möglich ist, oder sie nimmt den illegalen Weg, riskiert eine Strafe und unter Umständen ihre Gesundheit. Frauen aus ärmeren Verhältnissen werden für diesen Entscheid den kleinsten Spielraum haben.

Ich halte jede Abtreibung für eine zu viel. In einer perfekten Welt gäbe es keine Schwangerschaftsabbrüche. Jede in den Geschlechtsverkehr involvierte Person wäre sich bewusst,

welche Folgen ungeschützter Sex, auch Unachtsamkeit haben können. Jede Frau wäre sich mit hundertprozentiger Überzeugung im Klaren darüber, ob sie für eine Mutterschaft bereit ist. Falls nicht, würde sie selbstbestimmt Vorkehrungen treffen, denn Selbstbestimmung beginnt schon vor der Schwangerschaft. In einer perfekten Welt gäbe es keine unkontrollierbare, hemmungslose Lust. Keine Kondome, die reissen. Keine Vergewaltigungen, keinen Inzest. Es gäbe keine Zweifel, nur Gewissheit, und nur einfache Lösungen. In einer perfekten Welt würden Menschen niemals Fehler machen.

Von der Forderung an die Männer, sie sollten zu dem Thema Abtreibung schweigen, weil es ja nicht ihren Körper betrifft, halte ich nichts. Natürlich sollen sie mitreden dürfen. Gemäss dieser Logik müsste sich ja auch die Jugend heraushalten bei Fragen, die Senioren betreffen. Oder Frauen dürften nicht mitdiskutieren, wenn es ums Militär geht. Wagen Sie es mal, diese Forderung an die weibliche Spezies heranzutragen! Ich bin dagegen, dass Abtreibungen bis kurz vor der Geburt möglich sind. Ich halte die Schweizer Fristenregelung, die den Entscheid der Frau über den Schwangerschaftsabbruch bis zur zwölften Schwangerschaftswoche vorsieht, für eine gute Lösung.

Ein Argument der Abtreibungsgegner lautet, eine Abtreibung sei Mord an ungeborenem Leben, man töte dabei einen Menschen. Ich kann diesen Gedanken zwar ein Stück weit nachvollziehen, aus einer religiös-spirituellen Sichtweise heraus. Aber die religiösen Gefühle von anderen spielen bei dem Entscheid einer Frau, den sie für den Rest ihres Lebens fällt, keine Rolle. Ausserdem finden nicht alle Menschen in sich abschliessend dieselbe Ant-

wort auf die Frage, ab wann ein Fötus eine Person ist. Aus meiner Sicht ist ein Fötus kein Zellhaufen, aber auch keine Person, es ist eine Ebene dazwischen. Und dieses «dazwischen» bedeutet für mich, das geborene Leben höher zu gewichten als das Ungeborene.

Ein anderes Argument ist die «Abtreibungshysterie»; die Behauptung kursiert unter Abtreibungsgegnern, es gäbe immer mehr Schwangerschaftsabbrüche, so ihre Warnung. Hier würde ich erwidern, ja richtig, Leute, die zehn Mal im Jahr abtreiben lassen – bei diesen Leuten wollen wir wohl nicht unbedingt, dass sie Kinder in die Welt setzen. Nur nahmen Schwangerschaftsabbrüche in den letzten Jahren nicht in einer Weise zu, die aufhorchen liesse. In Deutschland zum Beispiel waren die Zahlen laut dem Statistischen Bundesamt im 2021 niedriger als in den Vorjahren. In der Schweiz ist die Rate von 2020 auf dem gleichen (und im internationalen Vergleich niedrigen) Stand wie 2010.

Weiter heisst es, das Urteil sei nun durch einen rechtsstaatlichen Prozess zustande gekommen – das Volk wählt nun mal seine Politiker, und die machen Gesetze, und das gilt es zu akzeptieren. Okay, *fair enough*. Wenn also demokratisch beschlossen wurde, ungeborenes Leben höher zu gewichten als das Leben der Frau, dann kann der Entscheid demokratisch korrigiert werden, und das sollte man schnellstmöglich in Angriff nehmen. Der Staat hat keinen Anspruch auf den Entscheid über den Körper einer Frau und sollte sie ganz gewiss nicht dazu zwingen dürfen, ein Kind zur Welt zu bringen, das sie nicht haben möchte.

Folgen Sie unserer Autorin auf Twitter@TamaraWernli

Frausein abgeschafft

Nr. 25 – «Achtung, Kinderfeinde»
Sylvie-Sophie Schindler über den Nachwuchs

Heute werden männliche Eigenschaften dermassen verherrlicht – zum Beispiel Durchsetzungsvermögen, Erfolg im Job, Freiheit, Gelderwerb –, so dass das Kinderkriegen eine Frau schmerzlichst daran erinnert, dass sie eben doch kein Mann ist. Das Frausein wurde abgeschafft, und damit auch das Geborgenheit im Leben. Da stören Kinder nur. Und ganz wichtig: Gesundbleiben und nie sterben, die männlichen Götter in Weiss sorgen mit ihrer Allmacht dafür. Was passiert mit diesen heutigen Erwachsenen, wenn sie Rentner sind? Ich darf nicht weiterdenken.

Esther Moser, Basel

Heisse Kartoffel

Nr. 25 – «Luganos tragischer Held»
Christoph Mörgeli über Ignazio Cassis

Die geplante Ukraine-Konferenz von Lugano ist so überflüssig und wenig hilfreich wie die Besuche von Politikerinnen und Politikern in Kiew, die mit leeren Händen die Aufwartung bei Wolodymyr Selenskyj machen, nur um mit einer Sammlung von Fotos in der Tasche gleichentags wieder abzureisen. Dass an den Wiederaufbau in der Ukraine nach dem Krieg gedacht und geplant wird, ist richtig und hilfreich. Hinter den Kulissen sind viele Menschen und Organisationen bereits intensiv an der Arbeit für dieses Vorhaben. Dafür jetzt eine Konferenz in Lugano zu veranstalten, erfüllt einzig den Zweck, den man in den vielen Spalten dazu lesen kann: «den Kanton Tessin in den internationalen Blickpunkt» zu rü-

cken, «internationale Aufmerksamkeit» zu erzielen, «Standortförderung für den Kanton». Eine einmalige, teure Werbeaktion für das Tessin. Konkrete Ergebnisse, wie sich die Veranstalter erhoffen, werden am Ende der «Declaration of Lugano» kaum vorliegen. Das würde erfordern, einen Wiederaufbauplan vorlegen zu können, mit verbindlichen Finanzierungszusagen von mehr als tausend Milliarden Euro. Für die Erstellung von einem Plan dieser Art ist der bisher bekannte Kreis der Teilnehmer nicht in der Lage. Und für die Standortförderung ist der Aufwand zu gross, ein Heer von 1600 Militärangehörigen sowie eine grosse Zahl von Polizisten zu viel.

Ernst Seiler, Muri

Ideale kommen und gehen, aber der Januskopf, die Hydra der Geopolitik, bleibt. Die Ukraine wird schon bald vom Westen wie eine heisse Kartoffel fallengelassen.

Raffaele Ferdinando Schacher, Rorschach

Frieden und Freiheit

Nr. 24 – «Heimatkunde für Anfänger»
Walter Hollstein über Heimat und Herkunft

Nun, als denkender und erwachsener Mensch habe ich eine klare Vorstellung davon, was Heimat für mich – und sicher für viele andere Bürger meiner Heimat Schweiz – bedeutet. Meine Heimat schenkt mir Frieden, Freiheit, Wohlergehen – sowie eine wahre Heimat. Balthasar Glättli «Tätigkeit» als Berufspolitiker wird mittels treu zahlender Bürger, welche sich zu ihrer Heimat bekennen, fürstlich abgelingen. Irena Brezná wurde, so darf ich annehmen, ebenfalls mit allen Vorteilen meiner Heimat beschenkt. Vielleicht sollten sich die beiden

ihre «Wahlheimat» anderswo aussuchen. Ich wünsche ihnen jedenfalls viel Glück.

Kurt Bühlmann, Marin-Epagnier

Wunschtraum

Nr. 24 – «Lehrermangel ist hausgemacht»
Régis Ecklin über das Schulsystem

Hervorragender Artikel eines versierten Kenners der Materie nach dem Motto «Aus der Praxis für die Praxis». Mein Wunschtraum: Verhelte dem Autor ins Amt des Erziehungsdirektors des Kantons Zürich und verleih ihm genügend Durchhaltevermögen. Damit wäre die Zürcher Schule eventuell noch zu retten. Ein weiteres dankbares Betätigungsfeld für ihn wäre das gründliche Ausmisten im kantonalen Lehrmittelverlag.

Kurt Graf, Bubikon

Origineller Querdenker

Nr. 24 – «Swissgrid futsch und fertig»
Kolumne von Peter Bodenmann

Peter Bodenmann ist ein origineller Querdenker. Seine Kolumne lese ich regelmässig. Nur wenn er über Energie schreibt, zeigt er, dass er im Physikunterricht in der Schule nicht gut aufgepasst hat. Alpine Solaranlagen mit 3000 Megawatt Leistung würden der Leistung von drei Kernkraftwerken entsprechen, meint er. Da die Sonne auch in den Alpen nicht immer scheint, ist dieser Äpfel-Birnen-Vergleich um den Faktor 5 bis 8 falsch.

Willy Schlachter, Baden

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



NACHRUFE

Patrick Adams (1950–2022)

John Bates (1935–2022)



Spontaneität statt Perfektion: Musikproduzent Adams.

Der New Yorker Produzent, Arrangeur und Musiker Patrick Adams genoss nie den Status eines Superstars. Hinter den Kulissen der Disco- und Hip-Hop-Szene hinterliess er indes tiefe Spuren.

Im Sommer 1978 wurden die Hitparaden endgültig vom Disco-Fieber erfasst. Der Kinoschlager «Saturday Night Fever» hatte die repetitiven Grooves, Gesänge und schrillen Gewänder aus den vorwiegend schwarzen Tanzklubs von New York in den Mainstream hinausgetragen. Donna Summer, Chic und die Bee Gees dominierten das Tagesgeschehen. Auch ein Frauenquintett namens Musique feierte einen Hit. Verantwortlich dafür zeichnete Patrick Adams. Das Plattenlabel Prelude Records hatte ihn beauftragt, möglichst rasch ein trendgemässes Album einzuspielen. Innert dreier Wochen schrieb er die Songs, engagierte die Sängerinnen, organisierte die Aufnahme-Sessions und fertigte fliegend die Arrangements an (zu den Musikern gehörten notabene die späteren Sugarhill-Gang- und Tackhead-Mitglieder Doug Wimbish und Skip McDonald).

Es war typisch für das Schicksal des Produzenten, dass der Schlager in den Underground-Klubs den Sommer prägte, von den Mainstream-Medien aber gemieden wurde. Das Stück trug den Titel «In the Bush», «push, push – in the bush», lautete der Refrain. Das war den konventionellen Medien zu viel des sexuellen Gusto.

Geboren am 17. März 1950, wuchs Adams ganz in der Nähe des in der Geschichte von Soul, Funk und R&B einen legendären Platz einnehmenden Apollo Theater in Harlem auf. Mit zehn Jahren spielte er Trompete, mit zwölf Gitarre, mit sechzehn gehörte er zur Soul-Gruppe The Sparks. Wichtiger noch für seine musikalische Zukunft war die Tatsache, dass er mit dem Tonbandgerät seines Vaters spielen durfte und früh die Grundsätze der Studiotechnik erlernte. Kaum zwanzigjährig, mauserte er sich zum Vizepräsidenten des Plattenlabels Perception Records. Ähnlich wie George Clinton versammelte er in der Folge einen Pool von Musikern und Stimmen um sich.

Früh experimentierte er mit Synthesizern, statt auf Perfektion setzte er auf Spontaneität, zu seinen Kunden gehörten auch Candi Staton und Sister Sledge. Anders als die meisten Kollegen strebte er keinen Sound an, der seine Produktionen sogleich als solche erkennbar gemacht hätte: «Ich versuchte nicht, Disco zu machen, sondern einfach eine gute Platte.» 1979 platzte der Boom, bald aber arbeitete Adams im Power-Play-Studio in Queens mit frühen Hip-Hop-Stars wie Eric B. & Rakim, Salt-N-Pepa und KRS-One. Dutzende von Produzenten, darunter Kanye West, Raekwon, Todd Terje und Prins Thomas haben seine Aufnahmen als Goldgruben für Samples und als stilistische Inspirationsquellen erschlossen.

Patrick Adams ist im Alter von 72 Jahren an einem Krebsleiden verstorben. *Hanspeter Künzler*

Falls der Name des britischen Modemachers keine Erinnerungen wachruft, hier drei Stichworte: Emma Peel, Minirock, oben ohne. An Emma Peel, weibliche Heldin der Krimi-Serie «Mit Schirm, Charme und Melone», erinnern sich alle, die je eine Folge gesehen haben. Nicht so sehr wegen des durchaus beträchtlichen Charmes der Peel-Darstellerin Diana Rigg, sondern weil die Ermittlerin so unverschämt angezogen war. Oft schwarz, ganz in Leder und mit mindestens kniehohen Stiefeln.

Wenn sie ihren hellen Mantel mit den schwarzen, geometrischem Mustern aufknöpfte, stand sie meist in Minirock und bauchfreiem Oberteil da. Das Fernsehen war noch schwarzweiss, also bemühte sich John Bates, für Peels Kostüme zuständig, gar nicht erst um Farben. Da die Auftraggeberin BBC Zweifel wegen der Rocklänge äusserte, lieferte er die Minis ohne Saum – so gab es keinen Stoff für Verlängerung. Der Erfolg der Serie, die 1961 startete, ist legendär. Der Bergarbeitersohn John Bates war ein gemachter Mann.

Ob er es war, der den Minirock erfand, oder doch seine Landsfrau Mary Quant oder der Franzose André Courrèges, musste nicht ausgefochten werden. Bates gehörte mit seiner frühen Forderung nach Verzicht auf den BH und mit seinen ultrakurzen, taillenfrenen Kleidern aus Plastik oder PVC, in denen junge Frauen ihren Bauch nicht mehr einziehen mussten, unangefochten zur Avantgarde des «Youthquake», des modischen Jugendbebens der sechziger Jahre.

Seine späteren Versuche, sich mit konventionelleren und teureren Kleidern einen Namen zu machen, scheiterten, trotz prominenten Kundinnen wie Julie Christie und Dusty Springfield. 1990 zog er sich nach Wales zurück und widmete sich dem Malen.

Beatrice Schlag



«Avantgardist: Modeschöpfer Bates.

Strubbes Wetter für Post-Pensionen

Zinserhöhungen gehen den Angestellten näher, als die meisten denken.



Die von Notenbanken eingeleitete Wende in der Zinspolitik gibt Sparern auf den ersten Blick ein wenig neue Hoffnung. Wenn die Zinsen nicht mehr bei null oder sogar als Strafraum der Negativzinsen liegen, sollten ihre Vermögen auf dem Konto nicht mehr ganz so stark leiden wie bisher. Das ist immerhin etwas. Auch für ihre Pensionskassen, die jetzt aus dem Geld der Versicherten mehr machen können sollten – selbst wenn in der Schweiz der Negativzins noch nicht ganz weg ist.

Aber aufkommende Freude verfliegt rasch. Die Inflation ist mittlerweile so hoch, dass sie dem Zins weit vorausgelaufen ist. Die reale Verzinsung ist jetzt stärker im Minus als vorher, das bedeutet erst recht Vermögensverzehr wie Pilzbefall, Auszehrung.

Und steigende Zinsen bedeuten sinkende Kurse von Obligationen und Aktien. Vermögenstitel mit fester Verzinsung, also Anleihen mit fixem jährlichem Zins, verlieren im Markt automatisch an Wert, wenn das Zinsniveau steigt, weil die jährliche Zahlung dann weniger wert ist. Auch bei Aktien ist die Dividende bei höheren Zinsen weniger wert, ebenso die künftigen Gewinne der Unternehmen, also sinkt die Aktienbewertung.

Sparer können sagen: Nicht mein Problem, ich habe ja kaum Obligationen und/oder Aktien – aber das ist kurz gedacht. Ihre Pensionskasse hat viele davon im Portefeuille. Jeder Arbeitnehmer leidet damit vermögensmässig unter steigenden Zinsen, weil die Kurse der Obligationen absacken und die Aktiennotierungen unter Druck sind.

Der Einbruch an den Märkten ist für die Pensionskassen dramatisch, zumal sich viele

bis vor kurzem noch in den Super-Kurssteigerungen von 2021 und vorher gesonnt hatten. Vermögensexperten geben jetzt zu bedenken, dass das bisherige Jahr 2022 für konservative Portefeuilles mit 25 Prozent Aktienanteil und entsprechend vielen Obligationen das schlechteste Jahr seit 1969 sei, für die anderen seit 2008.

Das ist auch ein Risiko für die Allgemeinheit, wenn Pensionskassen des Bundes und der Bundesbetriebe wie der SBB oder der Post dadurch in Schieflage geraten. Besonders exponiert ist die Post, die eine derart ungünstige Struktur hat, dass sie nur rund 1,3 Beitragszahler pro Rentenbezüger hat, dies im Vergleich mit dem allgemeinen Durchschnitt von über 3,5 Beitragszahlern.

Ohne Anlageglück blutet eine solche Kasse aus, weil mehr an Renten ausbezahlt wird, als Beitragszahlungen hereinkommen. Der Berner Nationalrat Lars Guggisberg (SVP) hat letzten Herbst im Parlament in einer Interpellation diese Bedrohung angesprochen und den Bundesrat gefragt, ob der Bund eingreifen würde, sollte die Post-PK in eine Krise kommen. Der Bundesrat beschwichtigte damals; eine Vorsorgeeinrichtung müsse eine allfällige Unterdeckung selber beheben, und die Post sei ja am Stärken ihrer Kassenlage. Das dürfte nach dem Verfliegen des Anlageglücks nun anders aussehen.

Freundliche Schaufenster

Warum tut das so weh, wenn man durch eine Einkaufsstrasse geht und man in der Ladenreihe plötzlich vor einer Lücke steht? Beim Reisen durch Frankreich gab es jüngst einen Stich

nach dem anderen ins Gemüt; in Städten des Juras oder der Auvergne steht man in Einkaufsstrassen immer wieder vor einem leeren Schaufenster, das halb blind ist vor Staub und Schmutz, aufs Glas geklebt findet sich die Mitteilung, dass das Lokal zu vergeben sei, der Alurahmen ist verbogen, die Räume hinter dem Glas sind finster und leer, allenfalls Sperrmüll steht herum. Eine Art schwarzes Loch.

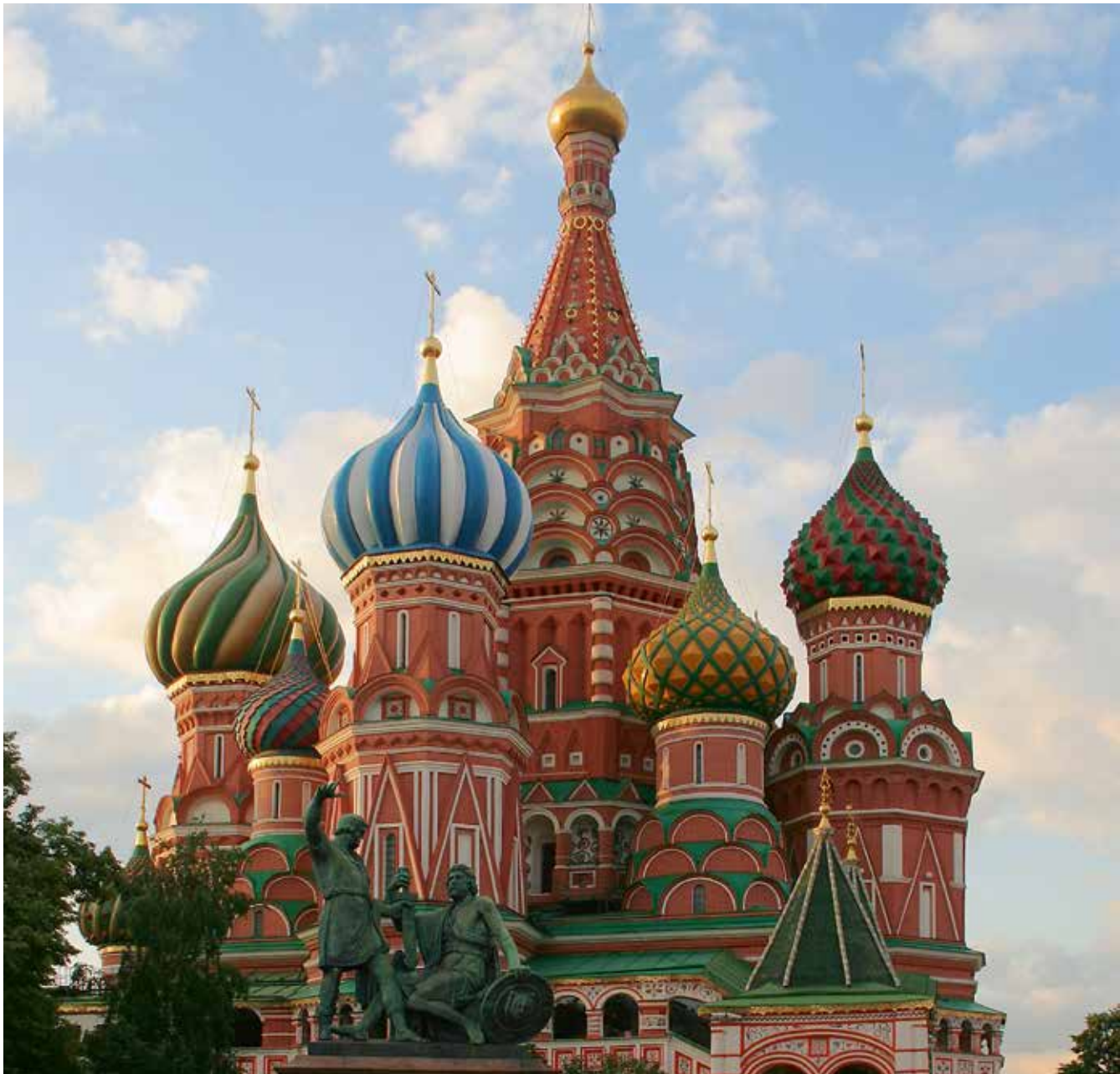
Eigentlich sollte das nicht so gross stören, da es ja links und rechts davon intakte Läden gibt mit gepflegtem Auftritt und Angebot. Aber leere Lokale mit ungewiss erscheinender Zukunft sind in der Wahrnehmung mehr als nur eine leere Stelle, sie sind ein Minusposten, eine Belastung beim Betrachten. Man fühlt sich irgendwie unbehaglich.

Das führt drastisch vor Augen, welchen Wert die Wirtschaft für das tägliche Wohlergehen hat. Es geht nicht einfach um die Waren, die man braucht und kauft und über die man froh ist. Es geht weit darüber hinaus. Auch Schaufenster und Werbung für Dinge, die man nicht braucht und gar nicht kaufen will, sind ein Gewinn beim Betrachten.

Dies sind quasi Freundlichkeitsangebote. Die Ladenbetreiber zeigen mit aufwendigem Bemühen, dass sie etwas zum Tauschen anbieten, dass sie das Gespräch suchen, dass sie gefallen möchten und freundlich gesinnt sind. Diese positive Stimmung verbreiten sie unter allen Leuten, die vorbeigehen. Auch wenn sie es im eigenen Interesse tun – es sind friedliche, anregende Nebenwirkungen des Marktes, die einem erst richtig bewusst werden, wenn sie fehlen. Und dem Land fehlen.

UKRAINE-KRIEG

Die russische Sicht



«Die Ukraine wird zukünftig ein neutraler, nuklearwaffenfreier und blockfreier Staat sein.»

Seite 53

«Washingtons wahnhafte Besessenheit hat uns nicht überrascht.»

Seite 55

«Die Sanktionen des Westens haben sich als vollkommen wirkungslos erwiesen.»

Seite 55

«Russland will die Ukraine schützen»

Wie beurteilt der Kreml die Strategie des Westens? Wie schätzt man in Moskau die Politik der Schweiz ein? Ist baldiger Friede möglich? Vor der Lugano-Konferenz, die ohne Russland stattfindet, legt Top-Diplomatin Maria Sacharowa die russische Sicht der Dinge dar.

Guy Mettan

St. Petersburg

Nach vier Monaten Krieg in der Ukraine ist die russische Seite im Westen kaum zu Wort gekommen. Auch an der Ukraine-Konferenz in Lugano, die nächste Woche stattfindet, wird Russland abwesend sein.

Dabei ist es wichtig zu verstehen, was Russland zum Angriff auf die Ukraine veranlasste, welches seine Ziele sind, zu welchen Bedingungen die Kampfhandlungen beendet werden könnten und welche Auswirkungen der Krieg aus russischer Sicht auf die Welt sowie die Umgestaltung der Weltordnung hat. Verstehen ist nicht gleichbedeutend mit Rechtfertigen, aber Verstehen ist Voraussetzung für die Wiederherstellung von Frieden und Vertrauen.

Aus diesem Grunde haben wir die Sprecherin des russischen Aussenministeriums, die Diplomatin Maria Sacharowa, gebeten, unsere Fragen im Rahmen eines neunzigminütigen Gesprächs zu beantworten. Die Begegnung fand am Samstag, 12. Juni, in St. Petersburg statt.

Weltwoche: Frau Sacharowa, wo liegen die Hauptgründe für die gegenwärtigen militärischen Handlungen in der Ukraine?

Maria Sacharowa: Lassen Sie mich ganz vorn beginnen. Im Februar 2014 katapultierte ein von westlicher Seite unterstützter verfassungswidriger Staatsstreich gewalttätige Nationalisten an die Macht. Diese begannen eine gegen ihr eigenes Volk gerichtete Politik zu praktizieren und strebten die Zwangskrainisierung und Zerstörung all dessen, was russisch war, an. Acht Jahre lang verletzte das Kiewer Regime in eklatanter Weise Menschenrechte, trat die Meinungs- und Medienfreiheit mit Füßen, bekämpfte sowohl die russische Sprache, welche die Muttersprache mehrerer zehn Millionen von Ukrainern ist, als auch die russische Kultur und vernichtete politische Gegner. Im Donbass wurde ein Bürgerkrieg entfacht, und der vereinbarte, vom Uno-Sicherheitsrat verabschiedete Friedensplan, das heisst das zur Umsetzung der



«Lehren aus dem Zweiten Weltkrieg»: Sacharowa.

Minsker Abkommen bestimmte Massnahmenpaket, wurde von Kiew vollständig ignoriert und übergangen. Der Westen sah darüber hinweg; vielmehr übte er Nachsicht gegenüber seinen ukrainischen Protégés und bestärkte sie bisweilen weiter in ihrer Gesinnung.

Weltwoche: Will heissen?

Sacharowa: Ermutigt durch diese Unterstützung, hielt Kiew niemals ernsthaft inne, um eine diplomatische Lösung des Konflikts im Osten des Landes in Betracht zu ziehen. Stattdessen verhängte Kiew eine Transport- und Wirtschaftsblockade gegen den Donbass und stellte die Zahlung von Renten und Sozialleistungen ein. In all diesen Jahren waren die Menschen in den Volksrepubliken Donezk und Luhansk dem Artillerie- und Mörserfeuer der ukrainischen Streitkräfte und nationalistischen Einheiten ausgesetzt. Tausende unschuldige Menschen, darunter Kinder, wurden getötet und Tausende verletzt, wie offizielle Berichte der OSZE und der Vereinten Nationen bestätigen. Offensichtlich haben Washington und seine Verbündeten die Ukraine ab 2014 für Vergeltungsmassnahmen im Donbass gerüstet. Nach Angaben des Pentagon liessen die Vereinigten Staaten der Ukraine zwischen 2014 und dem Beginn der militärischen Spezialoperation 2,7 Milliarden Dollar an Militärhilfe zukommen. Darüber hinaus dehnte das Nato-Militär seine Präsenz auf ukrainischem Ge-

biet grossflächig aus. Westliche Ausbilder unterwiesen ukrainische Soldaten, darunter auch offensichtliche Neonazis. Die Zahl der in der Ukraine unter Beteiligung von Nato-Ländern abgehaltenen Militärübungen nahm stetig zu.

Weltwoche: Ab wann? In welchem Umfang?

Sacharowa: Im Jahr 2021 fanden sieben Übungen statt; für 2022 waren neun anvisiert. Auch die Grössenordnung der Übungen wurde ausgeweitet. Nahmen im letzten Jahr 21 000 ukrainische Soldaten an multilateralen Übungen teil, so wurde für dieses Jahr eine Beteiligung von 40 000 Soldaten erwartet.

Ferner wurde davon ausgegangen, dass die Zahl der Nato-Repräsentanten von 11 000 im letzten Jahr auf nunmehr 22 000 anwachsen würde. Das Arsenal an militärischer Ausrüstung wurde auf vielfältige Weise vergrössert: Der derzeitige Bestand beläuft sich auf 240 Flugzeuge und Helikopter, gegenüber 37 im letzten Jahr, und auf 160 Kriegsschiffe, gegenüber 26 im Jahr 2021. Und das trotz der Tatsache, dass die Präsenz ausländischer Streitkräfte in der Ukraine in direktem Widerspruch zu Paragraph 10 des Minsker Massnahmenpakets stand.

Weltwoche: Wie werten Sie die Übungen?

Sacharowa: Dieser Sachverhalt kann nicht anders bezeichnet werden denn als Intervention, als Einmischung, und sie fand in der unmittelbaren Nähe unserer Grenzen statt. Der militärische Aufmarsch der Nato in der Nähe unserer Grenzen im Schwarzen Meer verschärfte die Situation einmal mehr. Die Streitkräfte waren buchstäblich im Gefechtseinsatz. Kriegsschiffe überregionaler Mächte, insbesondere der USA, verliessen diese Gewässer zu keinem Zeitpunkt. Mehrere Nato-Länder führten in der ersten Novemberhälfte 2021 ausserplanmässige Übungen unter dem Kommando der 6. US-Flotte durch. Tatsächlich bereiteten die USA den Weg für den Aufbau einer multinationalen Truppe von Nato-Streitkräften in der Ukraine und destabilisierten so die Lage in der Region. Die Bestrebungen Kiews zur Erlangung von Nuklearwaffen, welche Wolody-

myr Selenskyj im Februar zum Ausdruck brachte, stellten ebenfalls eine schwerwiegende Gefahr für die internationale Sicherheit dar.

Weltwoche: Wie reagierte Russland?

Sacharowa: All das führte am 21. Februar 2022 zur Anerkennung der Volksrepublik Donezk (DNR) und der Volksrepublik Lugansk (LNR) als souveräne, unabhängige Staaten durch Russland. Der russische Präsident traf sodann die Entscheidung zur Einleitung einer militärischen Spezialoperation in der Ukraine am 24. Februar 2022; dies geschah im Einklang mit Artikel 51 der Uno-Charta, ferner mit Zustimmung des Föderationsrates der Föderationsversammlung der Russischen Föderation sowie auf Verlangen der Führer der DNR und der LNR. Wir hatten keine andere Wahl. Die Haupt- und Etappenziele der militärischen Spezialoperation bestanden in der Demilitarisierung und Entnazifizierung der Ukraine, im Schutz der Donbass-Zivilbevölkerung vor einem Völkermord sowie in der Beseitigung der aufgrund der Inanspruchnahme ukrainischen Gebiets durch die Nato-Länder von ukrainischem Gebiet ausgehenden Bedrohung Russlands.

Weltwoche: Welche Hauptziele verfolgt Russland zurzeit in der Ukraine? Die Rede ist von «Entnazifizierung», «Entmilitarisierung» und «Neutralisierung». Was heisst das genau?

Sacharowa: Hierzu möchte ich als Erstes eine grundsätzliche Berichtigung vornehmen. Sie nannten so etwas wie Neutralisierung als eines der Ziele der militärischen Spezialoperation. Das ist nicht der richtige Begriff. Was wir meinen, ist die Wiederherstellung des Status der Ukraine im Sinne eines neutralen, blockfreien und nuklearwaffenfreien Staates; das heisst, wir streben die Rückkehr der Ukraine zu den Ursprüngen ihrer Staatlichkeit nach Massgabe ihrer Staatssouveränitätserklärung aus dem Jahr 1990 an. Und was die Entnazifizierung angeht, so möchte ich Sie daran erinnern, dass im Jahr 2014, als die radikalen Nationalisten infolge des verfassungswidrigen Staatsstreiches die Macht an sich gerissen hatten, die Glorifizierung der Nazi-Kollaborateure aus der Organisation Ukrainischer

Nationalisten (OUN) und der Ukrainischen Aufständischen Armee (UPA) – die ganz offen Juden, Roma, Polen, Russen sowie Vertreter anderer ethnischer Gruppen, ausserdem die «falschen» Ukrainer im Zweiten Weltkrieg ermordeten – auf gesamtstaatlicher Ebene ihren Anfang nahm.

Weltwoche: Könnten Sie das bitte ausführen?

Sacharowa: In den darauffolgenden acht Jahren wurden die Gräueltaten der Kämpfer der OUN/UPA, die Tausende Zivilisten töteten, als Freiheitskampf dargestellt. Strassen und Stadien wurden nach Hitlers Komplizen benannt, wie zum Beispiel nach Stepan Bandera und Roman Schuchewytsch. Nazi-Einheiten – der Rechte Sektor, C14, Tryzub, Asow, Donbass, Aidar etc. – konnten im Land offen agieren; es fanden Fackelumzüge statt, mit denen die Zivilbevölkerung in Angst und Schrecken versetzt wurde. Einige die-

«An ihren Händen klebt das Blut von Zivilisten – von unseren Zeitgenossen.»

ser Einheiten wurden in die ukrainischen Streitkräfte integriert. Acht Jahre lang bombardierten sie Gemeinden und die zivile Infrastruktur; sie plünderten, vergewaltigten und töteten. An ihren Händen klebt das Blut von Zivilisten – von unseren Zeitgenossen. Die Nazis hatten freie Hand.

Weltwoche: Dem wollte Präsident Wladimir Putin Einhalt gebieten?

Sacharowa: Richtig. Aus diesem Grunde erklärte er die Entnazifizierung – die Ausrottung des Nazismus und der Nazis – zu einem der Ziele der militärischen Spezialoperation. Russland hegt keinerlei Pläne oder Absichten dahingehend, die ukrainische Nation zu zerstören, wie die westliche Propaganda es darzustellen bemüht ist; vielmehr will Russland die Ukraine schützen, indem sie das ukrainische Volk, Russland und den Rest Europas von der braunen Pest namens Nazismus und Faschismus befreit, die sich in der Ukraine offenbarte. Die entsetzlichen Lehren aus dem Zweiten Weltkrieg liessen keinen

Zweifel an der Notwendigkeit dieses Handelns. Die Entmilitarisierung der Ukraine ist nun im Gange. Die russischen Streitkräfte vernichteten gemeinsam mit den Volksmilizen der DNR und der LNR konsequent die unverhältnismässig zahlreich im Besitz der Ukraine befindlichen Waffen und Ausrüstungsgüter, einschliesslich des aus dem Ausland gelieferten Materials. Wir sind der Überzeugung, dass die Ukraine zukünftig – ich wiederhole – ein neutraler, nuklearwaffenfreier und blockfreier Staat sein wird und dass ihr Gebiet nicht länger als Nato-Übungsgelände zur Abschreckung Russlands und zur Konfrontation mit Russland dienen wird.

Weltwoche: Ende März dieses Jahres haben beide Seiten in Istanbul verkündet, dass wesentliche Fortschritte in den Friedensverhandlungen erzielt worden seien. Im Anschluss – nach Verlagerung beziehungsweise Abzug der russischen Streitkräfte von Kiew und nach den Geschehnissen in Butscha – wurden die Verhandlungen wieder eingestellt. Weshalb? Worin lag diese Unterbrechung begründet?

Sacharowa: Ja, wir hatten bei der Zusammenkunft am 29. März in Istanbul eine gewisse Verständigung über den Rahmen einer möglichen Einigung oder Vereinbarung erzielt. Die Vertreter des Kiewer Regimes äusserten dann, dass sie Beratungen mit westlichen Ländern begonnen hätten, die im Kontext einer zukünftigen Einigung beziehungsweise Vereinbarung als Garanten fungieren könnten. Danach gerieten die Verhandlungen ins Stocken und kamen Mitte April zum Erliegen. Auf unser Vorschlagspaket vom 15. April erhielten wir keine Antwort. Westliche Berater hatten Wolodymyr Selenskyj klar untersagt, die Verhandlungen fortzuführen, denn das hätte sie ja daran gehindert, Waffen in die Ukraine zu pumpen und mit Russland einen Stellvertreterkrieg «bis zum letzten Ukrainer» zu führen.

Weltwoche: Zu welchen Bedingungen könnte Russland einer Wiederaufnahme der Verhandlungen mit der Ukraine zustimmen?



«Die Nazis hatten freie Hand»: ukrainischer Präsident Selenskyj, Bandera-Strasse in Charkiw.



Sacharowa: Wir haben wiederholt darauf hingewiesen, dass wir die Gespräche nicht abgebrochen haben und dass wir Verhandlungen mit Kiew auch nicht ablehnend gegenüberstehen. Unser vorrangiges Bestreben für die Ukraine liegt darin, dass sie zu einem neutralen, blockfreien und nuklearwaffenfreien Staat wird, dass die nach 2014 eingetretene territoriale Realität anerkannt wird, einschliesslich der russischen Souveränität über die Krim sowie der Unabhängigkeit der DNR und der LNR, ferner dass die Verpflichtung zur Entmilitarisierung, Entnazifizierung und Nichtdiskriminierung der russischsprachigen Bevölkerung erfüllt wird und dass der Status der russischen Sprache wiederhergestellt wird. Was das Zustandekommen eines Spitzengesprächs angeht, so haben wir mit Nachdruck wiederholt darauf hingewiesen, dass ein solches Gespräch akribisch vorbereitet werden muss, damit eine sinnvolle Agenda vorliegt und die Unterzeichnung spezifischer Vereinbarungen zielführend erleichtert wird. Eine Zusammenkunft um der Zusammenkunft willen brauchen wir nicht.

Weltwoche: Wie könnte die Zukunft einer neuen friedlichen Ukraine aussehen, und wie könnte man dorthin gelangen? Mit welchen Sicherheitsgarantien sowohl für die Menschen im Donbass als auch in der Westukraine und – entlang einer global ausgerichteten strategischen Perspektive – auch für Russland?

Sacharowa: Die endgültige Entscheidung über die Zukunft des Landes und über die die Selbstbestimmung seiner Gebiete betreffenden Fragen liegt allein beim Volk der heutigen Ukraine. Es muss die Gelegenheit erhalten, eine freie Wahl dahingehend zu treffen, welche Zukunft es für sich selbst und seine Kinder wünscht. Wir sehen, dass es in den von den Neonazis aufgegebenen Gebieten, zum Beispiel in den Regionen Cherson, Saporischja und Charkiw, eine Vielzahl von Menschen gibt, die nicht möchten, dass das Kiewer Regime zurückkehrt.

Weltwoche: Die Reaktionen des Westens in Form wirtschaftlicher Sanktionen gegen Russland, militärischer und wirtschaftlicher Unter-

stützung der Ukraine sowie massiver Waffenlieferungen kamen ziemlich heftig, schnell und koordiniert. Hat Sie das überrascht?

Sacharowa: Die Verhängung einseitiger wirtschaftlicher Restriktionen gegen andere Staaten stellt eine eklatante Verletzung des Völkerrechts sowie der Uno-Charta dar. Werden Restriktionen unter Umgehung des Unosicherheitsrates eingeführt, so handelt es sich um eine Einmischung in die inneren Angelegenheiten souveräner Staaten. Das zu diesem Zweck eingesetzte Instrumentarium weitet sich schnell aus. Der kollektive Westen nutzt diese Instrumente offen, um eine Erschütterung der innenpolitischen Lage herbeizuführen, um ökonomische Strangulierung auszuüben und anderen sein Weltbild aufzuzwingen – unbestreitbar und unwidersprochen, basierend auf und geleitet von seinen eigenen Regeln und Normen. Auf unsere wichtigsten Finanzinstitutionen und auch auf Wirtschaftszweige wie Technologie, Öl und Gas, Bergbau sowie Transportwesen wird zurzeit beispielloser Druck ausgeübt. Die im Ausland lagernden Gold- und Währungsreserven Russlands wurden eingefroren, was eine eklatante Verletzung des Völkerrechts und eine Verhöhnung des gesunden Menschenverstandes bedeutet.

Weltwoche: Russland musste sich komplett neu orientieren.

Sacharowa: Angesichts der massiven Sanktionskampagne gegen unser Land konzentrieren wir uns nun auf die Intensivierung der umfassenden Zusammenarbeit mit unseren Partnern. Diese Kooperation dient der Ermittlung neuer Importsubstitutionsmöglichkeiten in sensiblen Bereichen, ferner der Stärkung unserer technologischen Souveränität sowie der Neuausrichtung von Produktions- und Lieferketten auf unsere inländische Infrastruktur. Dank der verantwortungsvoll und in Verbindung mit systemübergreifenden Lösungen zur Stärkung der Wirtschaft sowie der Technologie- und Lebensmittelsicherheit betriebenen makroökonomischen Politik der letzten Jahre bewältigt Russland die äusseren Herausforderungen mit Selbstvertrauen und Zuversicht. Die Währungs-



«Russland bleibt ein vertrauenswürdiger

und Finanzmärkte wurden stabilisiert; weder war ein Produktionseinbruch zu verzeichnen noch eine wesentliche Zunahme der Arbeitslosigkeit. Es ist uns gelungen, Rohstoffengpässe zu vermeiden, und eine Welle von Panikkäufen ist abgeebbt. Die Inflation verlangsamt sich allmählich. Unsere Strategie, die Rolle des Dollar und des Euro im Handel zu schmälern und stattdessen dazu überzugehen, Abrechnungen wechselseitig in nichtwestlichen Währungen vorzunehmen, hat sich als wirksam erwiesen.

Weltwoche: Wie bewerten Sie die Strategie rund um die Wirtschaftssanktionen?

Sacharowa: Der Westen hat sich bei seiner Finanz-, Wirtschafts-, Energie- und Nahrungsmittelpolitik erheblich verkalkuliert. Diese Fehleinschätzungen haben zu einem schnellen Anstieg der Preise und zu einer Bedrohung der globalen Ernährungssicherheit geführt. Die Sanktionen haben noch mehr Öl ins Feuer gegossen und die logistische und vertragliche Abwicklung in Bezug auf russische Agrarprodukte und Düngemittel erschwert. Dass die Lieferung sozial und sozialpolitisch relevanter Waren durch Russland – wie zum Beispiel Nahrungsmittel – für die Länder Asiens, Afrikas, Lateinamerikas und des Nahen Ostens grosse Bedeutung hat, ist uns bewusst. Diese Lieferungen sind wesentlich für die Erreichung der Ernährungssicherheitsindikatoren sowie für die Erlangung der Uno-Ziele für nachhaltige Entwicklung.

Weltwoche: Was tut Russland?

Sacharowa: Russland ist bereit, mit seinen Partnern darauf hinzuwirken, dass eine ausfallsichere Belieferung externer Märkte mit russischen Nahrungs- und Düngemitteln gewährleistet ist. Wir möchten darauf hinweisen, dass die Russische Föderation trotz objektiv bestehender Transport- und Logistikprobleme ein seriöser, vertrauenswürdiger Weltmarktteilnehmer bleibt. Wir beabsichtigen, unsere im Rahmen internationaler Verträge bestehenden Verpflichtungen zum Export von Agrar- und Industrieprodukten, Düngemitteln, Energie und anderen unverzichtbaren Gütern auch weiterhin zu erfüllen. Tatsächlich



«Wir hatten keine andere Wahl»: mit Staatschef Putin; Aussenminister Lawrow.





Marktteilnehmer»: ukrainische Getreideproduktion; US-Präsident Biden; ukrainische Vize Irnya Wereschtschuk.

läuft das auf einen Wirtschaftskrieg gegen unser Land hinaus. Die Westler verbergen ihre Ziele nicht einmal mehr. Sie möchten der russischen Wirtschaft sowie dem industriellen und technologischen Potenzial Russlands grösstmöglichen Schaden zufügen, die sozioökonomische Situation destabilisieren und Russland auf der Weltbühne isolieren. Nichts davon kam überraschend.

Weltwoche: Nicht?

Sacharowa: Nein. Der von den USA angeführte Westen hat seit langem eine Eindämmungspolitik praktiziert, und der Druck hat sich stetig verschärft. Uns war klar, dass in jedem Fall neue Sanktionen verhängt würden – die finden immer einen Vorwand. Aus dem Umfang und dem detailreichen Gepräge der Sanktionen ist zu ersehen, dass sie lange vorher konzipiert wurden. Russland hat sich zwecks Stärkung seiner ökonomischen Souveränität darauf vorbereitet, durch Implementierung eigener Import-

«Es läuft auf einen Wirtschaftskrieg hinaus. Die Westler verbergen ihre Ziele nicht einmal mehr.»

substitutionsprogramme und durch Schaffung von Kompetenzen in verschiedenen Bereichen.

Weltwoche: Wie schwerwiegend sind die Sanktionen für Russland?

Sacharowa: Was die Bemühungen des Westens angeht, auf unsere Aussenpolitik einzuwirken, so haben sich die Sanktionen als vollkommen wirkungslos erwiesen. Anscheinend erkennen immer mehr Westler, dass diese Sanktionen ein Null-Ergebnis bringen oder sogar einen gegenläufigen Effekt hervorrufen. Wir sehen eine grösser werdende Welle von Problemen in europäischen Ländern, die durch das verantwortungslose Handeln der Brüsseler Strategen entstanden ist: ein schneller Anstieg der Inflation und exorbitante Preiserhöhungen bei Nahrungsmitteln, Dingen des täglichen Bedarfs, elektrischem Strom und Benzin. Darüber hinaus versucht Brüssel unverhohlen, auch Drittländer

in seine rechtswidrige Politik hineinzuziehen und bedient sich dabei erpresserischer Mittel.

Weltwoche: Welche Rolle spielt Joe Biden?

Sacharowa: Washingtons wahnhaftes Besessenheit bei der Festlegung antirussischer Restriktionen immer grösseren Umfangs hat uns nicht überrascht. Die Amerikaner brachten bereits in früheren Jahren haltlose Gründe vor und griffen zu weit hergeholten Vorwänden, um den auf unser Land ausgeübten wirtschaftlichen Druck zu verstärken. Das Ziel aller Russland auferlegten Sanktionen bleibt nicht verborgen: Es geht darum, die Wirtschaft Russlands zu zerstören sowie die Grundlagen der finanziellen Stabilität und des technologischen Fortschritts von Russland zu untergraben. Diese Situation stellt für Russland in seiner Eigenschaft als souveräner Staat eine systemübergreifende Herausforderung dar. Dadurch, dass Washington die Europäer in dieses gegen Russland gerichtete Unterfangen hineinzog, brachte Washington die Europäer auch in eine Position, in der sie die Hauptlast der Verluste aus dieser sinnlosen und unsinnigen Konfrontation mit uns zu tragen haben.

Weltwoche: Was soll damit erreicht werden?

Sacharowa: Das liegt auf der Hand: Indem die EU in die destruktive Konfrontation mit Russland hineingedrängt wird, soll sie als Rivale geschwächt werden. Gleichzeitig will Washington seine eigene militärische, finanzielle und energetische Präsenz in der Alten Welt stärken. Aber damit nicht genug: Die Vereinigten Staaten gingen noch weiter und brachten die Schweiz, Österreich und auch Schweden auf wundersame Weise zur Aufgabe der von ihnen bis vor kurzem noch aus Tradition so hochgehaltenen Neutralität.

Weltwoche: Warum ist die Ukraine geostrategisch von Bedeutung für Amerika?

Sacharowa: Wenden wir uns nun der Unterstützung der USA für die Ukraine zu. Lassen Sie mich daran erinnern, dass die Regierung von Joseph Biden der Ukraine 13,6 Milliarden Dollar als Militär- und Wirtschaftshilfe zugewendet hat. Kürzlich wurde beschlossen, der Ukraine weitere 40,1 Milliarden Dollar zukommen zu lassen,

davon 25 Milliarden Dollar für militärische Zwecke. Diese immense Unterstützung überrascht uns nicht, weil die USA bereits vor Einleitung der militärischen Spezialoperation über einen langjährigen Zeitraum hinweg Milliarden in ihr Ukraine-Projekt investiert hatten. Der Umfang dieser antirussisch geprägten Investitionstätigkeit zeigt deutlich, was für Washington auf dem Spiel steht. Ganz offensichtlich stellen die Vorgänge in der Ukraine die USA selbst und die neoliberale globale Ideologie vor existenzielle Herausforderungen.

Weltwoche: Andererseits standen viele Länder, etwa China, Indien und andere Länder, einer Verhängung von Sanktionen gegen Russland zögerlich bis ablehnend gegenüber. Halten Sie diese Basis für tragfähig? Wird sie die von Ihnen befürwortete multipolare Welt hervorbringen?

Sacharowa: Es liegt auf der Hand, dass sich nun eine demokratische multipolare Weltordnung herausbildet. Das gesamte Gefüge internationaler Beziehungen befindet sich in einem tiefgreifenden Umbruch. Die unipolare Welt gehört der Vergangenheit an, und dieser Wandel vollzog sich lange vor den Geschehnissen in der Ukraine. Neue Machtzentren in Asien, Afrika, Lateinamerika und dem Nahen Osten spielen bei der Ausgestaltung der globalen Agenda eine zunehmend gewichtige Rolle und zeigen auch Bereitschaft, für ihre Interessen einzustehen und Respekt für ihren eigenen Entwicklungsweg einzufordern. Sind wir jetzt näher dran an der Ländermehrheit? Hier muss man eines verstehen: Wir sind in der Mehrheit. Unsere chinesischen Kollegen zeigten auf einer Landkarte scherzhaft die «internationale Gemeinschaft», auf die sich westliche Führer und Medien ständig berufen. Auf dieser Landkarte sind aber die Länder «China, Indien und verschiedene Länder in Afrika und Lateinamerika» nicht zu sehen.

Weltwoche: Sie sagen, dass der Westen im Namen einer Minderheit spricht?

Sacharowa: Diesbezüglich gibt sich niemand mehr Illusionen hin. Multipolarität läuft der amerikanischen Weltsicht jedoch zuwider,

denn Letztere basiert auf dem Grundgedanken bedingungsloser US-Hegemonie. Tatsächlich versucht Washington, die seinen Interessen entsprechenden Bestandteile der alten Weltordnung zu erhalten, wobei es die ihm im Rahmen des Völkerrechts obliegenden Pflichten oft ausser Acht lässt. Die Entstehung neuer politischer Einflusszentren, die eine unabhängige Aussenpolitik verfolgen und miteinander kooperieren, passt nicht in die US-zentrische Vorstellung von der Welt und wird daher als Bedrohung der Vormachtstellung Washingtons gesehen. Russland hat sich stets für den Aufbau einer multipolaren Weltordnung ausgesprochen, in der alle an der internationalen Politik beteiligten Staaten sich nachweislich zu den in der Uno-Charta verbrieften Grundsätzen bekennen, darunter die souveräne Gleichheit, die Nichteinmischung in innere Angelegenheiten anderer Staaten sowie weitere völkerrechtliche Normen. Die Entwicklung einer gerechteren globalen Architektur steht im Einklang mit der von der Entstehung neuer wirtschaftlicher und politischer Machtzentren geprägten, dem Geist unserer Zeit entsprechenden Dynamik in Entwicklungsländern, die ihr Recht auf Stärkung ihrer Rolle in internationalen Angelegenheiten geltend machen.

Weltwoche: Unter welchen Bedingungen ist eine Wiederaufnahme der diplomatischen Beziehungen und die Wiederherstellung eines normalen Verhältnisses mit den «unfreundlichen» Ländern wie der Schweiz möglich?

Sacharowa: Zunächst möchte ich anmerken, dass die diplomatischen Beziehungen zwischen Russland und der Schweiz zu keinem Zeitpunkt abgebrochen wurden oder waren. Gleichzeitig hat die Schweizer Eidgenossenschaft unsere Beziehungen jedoch ernsthaft erschwert, indem sie alle antirussischen Sanktionspakete der EU unterstützte, das heisst durch Schliessung ihres Luftraums, Abschaffung der visafreien Reiseregulierung für Inhaber von Diplomatenpässen und für offizielle Delegationen sowie Stimmabgabe für die antirussische Resolution bei der Uno-Vollversammlung. Wir stellen mit Bedauern fest, dass der neutrale Status der Schweiz erste Risse aufweist und dass sich diese Entwicklung fortsetzt. Einer der jüngsten Belege hierfür ist der in der Schweiz kürzlich gefasste Beschluss, die Lieferung von Ersatzteilen und Zubehör an ausländische Waffenhersteller zu gestatten, deren fertiggestellte Produkte anschliessend in die Ukraine versandt werden können. Der neutrale Status der Schweizerischen Eidgenossenschaft, auf den sie sich lautstark zu berufen pflegte und auf den sie zu Recht stolz war, wird immer mehr zur Fiktion und zu einem Teil der Vergangenheit. Bedauerlicherweise können die gegenwärtigen Beurteilungen und Ansätze von Bern zur Beilegung des Konflikts in der Ukraine in keiner Weise als neutral oder wohlüberlegt bezeichnet werden. Natürlich wird dieser Aspekt im Dia-

log mit Bern sowohl in Bezug auf die bilaterale als auch in Bezug auf die internationale Agenda für Russland eine Rolle spielen.

Weltwoche: Da nun Finnland und Schweden Nato-Mitglieder werden möchten, wie könnte die neue Architektur einer zukünftigen europäischen Sicherheitsvereinbarung, die auch Russland mit einschliesst, aussehen?

Sacharowa: Wir halten die Entscheidung Finnlands und Schwedens, der Nato beizutreten, für einen Fehler, da ihre Sicherheit nicht bedroht ist. Der Mythos der militärischen Bedrohung durch das russische Militär wurde diesen Ländern vom nordatlantischen Bündnis und einigen seiner Mitgliedstaaten eingepflegt, allen voran von den Vereinigten Staaten und dem Vereinigten Königreich, und zwar mit dem Ziel, den Militärblock noch näher an die Grenze der Russischen Föderation heranzuführen. Wie wir bereits mehrfach

«Die diplomatischen Beziehungen mit der Schweiz wurden oder waren zu keinem Zeitpunkt abgebrochen.»

dargelegt haben, handelt es sich bei der Wahl des Wegs und des Mittels zur Gewährleistung der nationalen Sicherheit um das souveräne Recht eines jeden Staates, doch dürfen diese Entscheidungen keinerlei Bedrohung für die Sicherheit anderer Länder schaffen. Die von Russland infolge des Nato-Beitritts von Finnland und Schweden zu ergreifenden Gegenmassnahmen werden von den Bedingungen der Mitgliedschaft dieser Staaten abhängen, unter anderem von der Stationierung ausländischer Militärstützpunkte und Angriffswaffen auf ihrem Hoheitsgebiet.

Weltwoche: Was bedeutet der Nato-Beitritt Finnlands und Schwedens für die europäische Sicherheit?

Sacharowa: Er wird sie irreparabel schädigen. Er wird auch ihr internationales Ansehen nicht stärken, sondern Helsinki und Stockholm vielmehr der Möglichkeit berauben, in Friedensinitiativen eine Führungsrolle zu übernehmen. Er wird zu einer Militarisierung im Ostseeraum

sowie zu einer Eskalation der Spannungen in der Arktis führen. Die Geschichte zeigt, dass es sich bei der Nato weniger um eine Verteidigungs- als vielmehr um eine Angriffsorganisation handelt. Ihre endlose Erweiterung hat die europäische Sicherheitsarchitektur tiefgreifend verändert; durch die Bombardierung Jugoslawiens und den blamablen Einsatz in Libyen hat die Nato diese Länder ins Chaos gestürzt. Das Bündnis hat Afghanistan verwüstet, und nun pumpt es Waffen in die Ukraine. Seit dem Ende des Kalten Krieges haben wir vor den mit einer Nato-Erweiterung verbundenen Gefahren gewarnt und auf das Erfordernis hingewiesen, Russland als gleichberechtigten Partner zu behandeln und unsere vitalen Interessen zu achten.

Weltwoche: Wie äusserte sich dies?

Sacharowa: Wir haben aktiv Anstrengungen unternommen, eine verlässliche Architektur für eine auf den Grundsätzen der Gleichheit und Unteilbarkeit fussende europäische Sicherheit zu schaffen. Wir sind an die westlichen Länder mit dem Vorschlag herangetreten, einer Verabschiedung der entsprechenden Dokumente zuzustimmen: Darunter befanden sich der Europäische Sicherheitsvertrag von 2009, die Vereinbarung über die Grundsätze zur Regelung der Beziehungen zwischen Russland und den im Nato-Rat vertretenen Mitgliedsstaaten im Bereich der Sicherheit, ebenfalls aus 2009, ferner der Vertrag zwischen den Vereinigten Staaten von Amerika und der Russischen Föderation über Sicherheitsgarantien sowie der Vertrag über Massnahmen zur Gewährleistung der Sicherheit der Russischen Föderation und der Mitgliedsstaaten der Nordatlantikpakt-Organisation aus dem Jahr 2021. All unsere Initiativen wurden vom Westen abschlägig beschieden. Ohne die in diesen Dokumenten verankerten Grundsätze kann es keine Einigung über die europäische Sicherheit geben. Bei diesen Grundsätzen handelt es sich um die Unteilbarkeit der europäischen Sicherheit und die Verpflichtung, die eigene Sicherheit nicht auf Kosten der Sicherheit anderer zu stärken.

Weltwoche: Was fordern Sie ganz konkret?

Sacharowa: Das würde folgende Punkte einschliessen: Garantien zur Nichterweiterung der Nato, die Nichtstationierung von Angriffswaffensystemen in der Nähe unserer Grenzen sowie die Zurückführung der Bündnisstruktur auf den Stand von 1997, als die Grundakte zwischen Russland und der Nato unterzeichnet wurde.



«Wie haben Sie erraten, dass es mein erstes Drehbuch ist?»

Maria Sacharowa ist Diplomatin. Seit 2015 leitet sie die Abteilung für Information und Presse des russischen Aussenministeriums. Die BBC führte sie 2016 auf ihrer Liste der 100 einflussreichsten Frauen der Welt.

Guy Mettan ist Journalist und Grossrat des Kantons Genf (früher CVP, heute parteilos). Er war Chefredaktor der Tribune de Genève und ist Autor des Buchs «Russie-Occident. Une guerre de mille ans» (Editions des Syrtes).

LITERATUR UND KUNST

Herausgegeben von Daniel Weber

Was ist eine Frau?
Ein Dokumentarfilmer
bekommt
merkwürdige Antworten.
Sarah Pines, Seite 64



Mit etwas Glück gelingt es uns, die Irrläufe des Weltenlaufs hinter uns zu lassen.

Sinaida Serebrjakowa, On the beach, 1927 – Es sind die kostbarsten Tage des Jahres, zumindest halten wir sie dafür; die Ferien. Wir befreien uns von der Arbeit, packen Kleider und Leben und Hoffnung in einen Koffer, verschliessen die Wohnung und ziehen dorthin, wo die Alpen im Rücken liegen, in den Süden, zu den Stränden, den Restaurants, an deren Tischen man das Meer rauschen hört, wir essen mehr Fisch, trinken mehr, richten uns in Hotelzimmern ein, verschmelzen in Sonnenuntergängen und hoffen auf Erholung und ein bisschen auch auf Erlösung.

Wir liegen da auf Tüchern, die Haut voller von der Sonne beschienenem Salz, wir schauen auf das Meer, sehen das kleine Wunder tanzen-

der Sonnensprenkel, wir schliessen die Augen, hören die Wellen, das Plätschern der Stimmen um uns herum, wir versinken in die Welt, die zwischen dem Wachen und dem Schlafen liegt, in der die Konturen zerfliessen, das Reale zum Traum und das Traumhafte zum Realen wird und wir uns wie wohltuend auflösen und hinabgleiten zu jenen inneren Stimmen, die im Alltag keine Worte finden.

Ferien sind die Zeit der Schatzsuche. Wir suchen Leichtigkeit, Fröhlichkeit, Schlaf ohne Wecker, Erinnerungen, die uns über die Trübnis folgender Tage helfen sollen. Wir müssen für einmal nicht, wir können, wenn wir wollen, das ist die Freiheit der Ferien.

Mit ein bisschen Glück gelingt es uns, all die Irrläufe des Weltenlaufs hinter uns zu lassen, und das ist gut so. Kappen wir für ein paar Tage und Nächte die Tauere, die uns ans Weltgeschehen binden, befreien wir uns von jenen Fesseln, die wir uns selbst angelegt haben. Schauen wir uns die Welt an, bevor sie zur Fotografie geworden ist, kommunizieren wir mit uns selbst anstatt andauernd mit allen andern, werden wir für kleine Ewigkeiten zu den Menschen in diesem Bild der russischen Malerin Sinaida Serebrjakowa (1884–1967), zu dieser losgelösten, träumerischen Leichtigkeit, gegen die keine Schwere der Welt ankommt.

Michael Bahnerth

Schlossherr und Landstreicher

Professor Dr. Matthias Steinmann, einst «Herr der Quoten» genannt, liebt die Provokation. Als Schriftsteller nimmt er sich die Freiheit, auf niemanden mehr Rücksicht zu nehmen.

Peter Rothenbühler

Matthias F. Steinmann: Emmentaler & Nostrano. Die Steinmann-Galli-Saga. Weber. 864 S., Fr. 51.90

Rote Hose, rotes Gilet, vielfarbige Dächli-
kappe, Sonnenbrille. Das Bentley Coupé
hinter dem Mann ist hellblau. Vor dem
Bahnhof von Konolfingen ist ein neureicher, äl-
terer Herr mit Vorliebe für farbige Hosen und
grossem Stolz auf seinen superteuren Schlitten
zu sehen. Doch der Eindruck täuscht, Professor
Dr. Matthias Steinmann, einst «Herr der Quoten»
genannt, ist zwar reich geworden als Erfinder
der weltweit eingesetzten Zuschauer- und Zu-
hörmessung für Radio und Fernsehen, doch
er steuert seinen breiten Bentley, der auch im In-
nern nur Luxus ausströmt, nicht gerne. «Solche
Autos interessieren mich nicht mehr. Ich fahre
ihn nur zweimal im Monat, damit der Motor
nicht leidet.» Mit seinem anderen Luxuswagen,
einem Maybach, fährt er nur mit Chauffeur aus
und eigentlich nur zum Ausgangspunkt von lan-
gen Wanderungen. «Ich habe kürzlich in Bern ein
Tram leicht gerammt, diese Autos sind einfach
zu gross.» Steinmann geht heute lieber zu Fuss.

Auf der Fahrt zum Schössli Ursellen, das der
Medienwissenschaftler, Unternehmer, Schrift-
steller, Offizier, Kunstsammler, Immobilienbe-
sitzer, Berufspilot mit eigenem Flugzeug (Piper
Cheyenne Turboprop) und Träger des Bundes-
verdienstkreuzes 1. Klasse seit 41 Jahren besitzt
und dauernd nach den Vorgaben des Heimat-
schutzes renoviert, früher eine Sommer-«Cam-
paigne» aristokratischer Berner Familien, spricht
er nur von seinen beiden derzeitigen, eher be-
scheidenen Hauptbeschäftigungen: weite, so-
genannte *long-range*-Wanderungen und Bücher-
schreiben, Krimis.

Die Kritik ist ihm nicht gnädig

Der Mann, der mit 27 Jahren gleichzeitig Doktor-
arbeit und Habilitation schrieb und jüngster
Privatdozent der Uni Bern wurde, feierte am
27. Mai seinen 80. Geburtstag. Er hat schon zehn
Romane geschrieben, dazu einen Schrank voll
Tagebücher, illustriert mit Zeichnungen und
Fotos. Er zeigt dem Besucher, wie es um die un-

verkauften Exemplare seiner schriftstellerischen
Produktion steht: «Damit könnte ich heute ein
ganzes Haus bauen, als Herberge für erfolglose
Schriftsteller», sagt er und lacht. Zum Glück
schreibt Steinmann, dem nachgesagt wird, ein
starkes, fast narzisstisches Ego zu besitzen, nicht
nur fürs Publikum, sondern vorwiegend zur eigen-
en Befriedigung, «für diese ganz besondere
Freude und Lust, ins Leben meiner Figuren ein-
zutauchen».

Er hätte schon gern etwas mehr Erfolg, aber die
Kritik ist ihm nicht gnädig: «Jetzt meint dieser
Schlossherr, er müsse noch Bücher schreiben»,
schrieb einst der *Tages-Anzeiger*. «Mein Schreiben
entspricht einfach nicht der Mainstream-Rollen-
erwartung der Medien, ich bin nicht links, nicht
arm, schreibe nicht in einer Dachstube.»

Eine gewisse Ablehnung durch den «Kultur-
kuchen» mag auch mit der erfolgreichen Ver-
gangenheit zusammenhängen: Als Publikums-
forscher der SRG erfand er neue Methoden und
Messapparate, die er als Teilzeitangestellter der
SRG privat entwickelte, weltweit vermarktete
und sehr teuer verkaufte. Seine Karriere, die
ihm viel Neid und Kritik einbrachte, obschon
er immer transparent informierte, kann in
dem spannenden Buch «Der Herr der Quoten»
nachgelesen werden. Warum sollte ein solcher
Selfmademan, der zudem als gutaussehender
Frauenliebhaber galt, jetzt auch noch als Schrift-
steller Erfolg haben? Gibt's doch nicht.



„Jeden Abend 3 Stunden auf der Couch
liegen und fernsehen, und Ihr Körper wird
sich wieder normalisieren.“

Von der Pandemie ans Haus gebunden, wid-
mete er die letzten zwei Jahre der Recherche
und Verfassung einer gigantischen 860-seitigen
Familiensaga, halb dokumentarisch, halb
Roman, reich illustriert: alles über die Familie
Galli seiner Mutter Beatrice, der legendären
Bundeshauskorrespondentin, die von einer Tes-
siner Dynastie von Architekten und Baumeistern
abstammt, und alles über die Familie Steinmann
seines Vaters, die über Generationen Ärzte und
Medizinprofessoren hervorgebracht hat.

Im Bentley durchs Bauerndorf

Es ist zu einem interessanten Geschichtsbuch
zum Thema Tessin und Emmental geworden,
darum heisst der Titel «Emmentaler & Nostra-
no». Steinmann hat alles diktiert. Normalerweise
schreibt er von Hand an einem einfachen Holz-
tisch. Gerade ist sein neuester Krimi, «Der Ge-
henkte zu Schloss Wyl», fertig geworden. Schon
der erste Satz hat seine Lektorin fast zur Ver-
zweiflung gebracht. Aber Steinmann liess sich
nicht dreinreden. «Ich bin ein Provokateur. Wie
Raymond Chandler. Und ich kann es mir leis-
ten.» Der Satz lautet so: «Es hängt da oben bei
mir einer am Turm und streckt die blaue Zunge
heraus, als ob er dem glatzköpfigen TV-Min-
ister den Arsch lecken wollte», sagt der Schloss-
besitzer zum Dorfpolizisten. «Geht nicht», me-
inte seine Lektorin, «unmöglich, zu vulgär, an den
Haaren herbeigezogen.» Doch Steinmann blieb
hart. Auch beim Schlusssatz: «Und streckt die
rote Zunge raus, als ob er dem Alt-Guru der SVP
den Arsch lecken wollte [...] und damit ist die
politische Ausgewogenheit wieder SRG-like her-
gestellt.» Er sagt: «Das ist frech, politisch nicht
korrekt, aber ich will es so haben. Ich nehme in
diesem Buch keine Rücksicht auf irgendetwas,
ich habe es nicht mehr nötig.»

Leider läuft's auch beim Wandern nicht ganz
wie gewünscht: Die Hüften mussten operiert
werden, der Eingriff war nicht ganz erfolgreich.
Zurzeit schmerzen die Knie. Eine Operation
wird wohl unumgänglich. Wandern darf er nur
noch über flache Strecken, aber ein Steinmann
gibt nicht auf. Von seinem Büro in Gümligen ist
er tags zuvor dreieinhalb Stunden nach Hause



«Hier wurde ich geschieden, und hier habe ich wieder geheiratet»: Autor Steinmann.

marschiert. «Die letzten Jahre waren meine Frau Arom und ich bis zur Covid-Pause immer mindestens drei Monate lang richtige Landstreicher. Wenn ich durch die Natur gehe, in den Wäldern bin, empfinde ich eher ein Glücksgefühl als bei irgendwelchen gesellschaftlichen Anlässen.»

Er steuert den Bentley durch das Bauerndorf Ursellen, wo die Landwirte ums Haus herum werken. Was hält die Bevölkerung vom reichen «Schlossherrn», wie man ihn nennt? «Mit denen komme ich gut aus, ich stifte jedes Jahr die Preise für den Wettbewerb der drei schönsten Kühe. Und ich halte bei der Preisverteilung im Gemeindehaus eine kurze Rede.» Tausend Franken gibt's für die schönste Kuh, 500 für die zweite, 300 für die dritte. Er unterstützt auch die Vereine regelmässig. Die letzten 500 Meter Strässchen bis zur «Campagne» sind mit Kopfsteinen gepflastert. «Echte Berner Steine, aus dem Nydeggestalden. Als sie die Strasse renovierten, gab's da Haufen von Pflastersteinen, ich hab denen gesagt, bringt sie nach Ursellen. Jetzt fahren wir über ein Stück Bern.»

Steinmann ist schon zu Fuss nach Wien, Berlin und Rom gepilgert, er hat 2019 zweimal den Jakobsweg gemacht, die Diplome hängen in seinem Büro. Mit seiner dritte Frau, der Thailänderin Arom, die er vor dreizehn Jahren heiratete, wanderte er quer durch die Schweiz von Ror-

«Geht nicht», meinte seine Lektorin, «unmöglich, zu vulgär, an den Haaren herbeigezogen.»

schach bis Genf. Und fünfmal bis nach Samedan (je achtzehn Tage!). Natürlich logierte er nicht nur in einfachen Hostels. Wenn immer möglich erholte er sich in feineren Häusern.

Mit Steinmann zu wandern, dürfte anstrengend sein, nicht nur distanzmässig. Er bereitet die Märsche generalstabsmässig vor, jedes Detail wird auf der Karte rekognosziert, jeden Tag gibt's auch einen Tagebucheintrag mit Fotos. Und «This» marschiert immer zehn Schritte voraus. Das ist ihm von seiner ersten Karriere ge-

blieben, als Hauptmann war er beliebt und gefürchtet, weil anspruchsvoll und ausdauernd. Er spielte einst auch mit der Idee, Berufsoffizier zu werden. Später war er im Rang eines Majors Chef der psychologischen Abwehr und Kadermitglied des Krisenstabes des Bundesrates, der 2002 abgeschafft wurde.

«Aber eigentlich wollte ich schon als Schüler in den Evangelischen Lehranstalten Samedan und Schiers, sehr frömmliche Anstalten übrigens, Schriftsteller werden, ich habe damals auch Theaterstücke geschrieben, mit giftigen Pfeilen Richtung Lehrerschaft und schlimmen Mitschülern. Die Realität und die Offizierskarriere haben mir dann die schriftstellerischen Ambitionen ausgetrieben.»

Gesamtbundesrat zu Gast

Nach der Armee studierte Steinmann Ökonomie, wusste aber nicht genau, was aus ihm werden sollte. Nur reich werden wollte er. Als Kind litt er unter den dauernden Streitereien seiner Eltern und einem äusserst geizigen Vater, der Mutter und Sohn sehr schmal hielt. So hat er sich im Internat, wo er nach der Scheidung der Eltern «versorgt» wurde, mit Zusatzgeschäften Geld beschafft, für Zahnpasta, Schulmaterial und so weiter. Noch heute schlägt das Trauma der drohenden Armut durch. «Ich verdiene auch heute mit meinen Firmen gut, aber das verfolgt mich immer noch.»

Ein solches Kindheitstrauma bringt auch der Besitz eines zweiten Schlosses nicht zum Verschwinden: Im Jahr 2011 hat der Kanton Bern Steinmann das Schloss Wyl verkauft, wo früher das Regierungsstatthalteramt, ein Bezirksgericht und ein kleines Gefängnis untergebracht waren. Der Kanton hat sich von diversen Schlössern getrennt, die nur noch Kosten verursachten. Steinmann hat Schloss Wyl stilgerecht renoviert, historisch möbliert und eine Stiftung gegründet. Das örtliche Standesamt braucht das alte Gemäuer immer noch als würdigen Rahmen für Hochzeiten. «Hier wurde ich geschieden, und hier habe ich wieder geheiratet.»

Das Schloss enthält ausserdem zwei Wohnungen und diverse Säle für Empfänge, Vorträge und Ausstellungen. Auch der Gesamtbundesrat hat schon hier diniert. Die nächste Show ist einer grossen Berner Waffensammlung gewidmet. Das Anwesen ist zum beliebten Ausflugsziel geworden. «Und kostet mich jedes Jahr etwas Geld», sagt Steinmann.

Und das nächste Buch? «Vielleicht ein Fotoalbum mit den Fotos meiner Frau von unseren Fernwanderungen mit dem Titel <Zu Fuss auf den Pilgerwegen Europas>, aber das Eintauchen in einen Roman, in die Figuren einer Geschichte, ist halt schon etwas ganz Spezielles», schwärmt er. Was wohl bedeutet, dass er schon bald wieder eintauchen wird und mit einem neuen Steinmann-Krimi zu rechnen ist, der vielleicht mehr Leserinnen finden wird als die früheren.

Wie zwei Genies ein Welträtsel lösten

Daniel Weber

Edward Dolnick: Die Entschlüsselung der Hieroglyphen. Aus dem Amerikanischen von Hans-Peter Remmler. Nagel & Kimche. 400 S., Fr. 39.90

Es war ein Zufallsfund, der es in sich hatte. Er ereignete sich im Juli 1799, Napoleons Armee war ein Jahr zuvor in Ägypten einmarschiert und in Kämpfe mit den Engländern verwickelt. In der Stadt Raschid (die sie Rosette nannten) waren französische Soldaten mit dem Wiederaufbau des Forts beschäftigt. Dabei entdeckten sie in einem Schutthaufen das Bruchstück einer Steinplatte, über einen Meter hoch und 762 Kilogramm schwer. Der Stein trug Inschriften in drei Sprachen: Hieroglyphen, eine unbekannte Sprache und Altgriechisch.

Das war eine Sensation. Seit der griechische Geschichtsschreiber Herodot 440 v. Chr. aus dem fremden Land Ägypten berichtet hatte, rätselten die Gelehrten, was die faszinierende Bilderschrift bedeuten könnte. Sollte es nun dank des altgriechischen Texts endlich gelingen, die geheimnisvollen Hieroglyphen zu entschlüsseln?

Nach der Niederlage der Franzosen gegen die Engländer landete der Stein von Rosette im British Museum in London. Gipskopien wurden an Sprachwissenschaftler in aller Welt verschickt. Aber einer nach dem anderen kapitulierte vor der Aufgabe. Um den Code zu knacken, brauchte es zwanzig Jahre und zwei geniale Männer. Die Rivalen hätten gegensätzlicher nicht sein können: Der Engländer Thomas Young war ein schillernder, vielseitiger Denker, der bahnbrechende Entdeckungen in der Medizin und der Physik machte. Er wollte einfach das verlockendste Rätsel seiner Zeit lösen. Der siebzehn Jahre jüngere Franzose



Ein Alphabet von betörender Schönheit.

Jean-François Champollion dagegen war von Kindsbeinen an besessen von Ägypten. Mit achtzehn beherrschte er acht alte Sprachen, mit neunzehn wurde er Professor für Geschichte.

Tippfehler und schiefe Metaphern

Den Wettstreit dieser beiden Geistesriesen erzählt der amerikanische Wissenschaftsjournalist Edward Dolnick spannend wie einen Krimi, leicht verständlich und trotzdem mit beeindruckender Detailgenauigkeit. Diese macht für die Leser erst nachvollziehbar, welch gewaltige Leistung die Forscher erbrachten. Dolnick führt einem immer wieder mit anschaulichen Beispielen und Vergleichen vor Augen, wie Young und Champollion sich vortasteten, in die Irre gingen und sich doch nicht beirren ließen.

Darüber hinaus lässt der Autor anschaulich geschilderte Exkurse einfließen: über die Kulturgeschichte Ägyptens; über Napoleons Feldzug und die Rolle der «Savants» in seinem Gefolge, Wissenschaftler und Künstler, die die antiken Wunder dokumentieren sollten; über die Modeerscheinung der Ägyptomanie im Westeuropa des 19. Jahrhunderts; über die Erfindung der Schrift und das Dechiffrieren von Codes.

Young gelang der erste Erfolg. Er identifizierte den griechischen Herrschernamen Ptolemaios in einer Abfolge von Hieroglyphen. Und kam zum richtigen Schluss, dass die Bild-

zeichen für die Laute des fremdsprachigen Namens standen. (Die Nutzung von Namen als Ausgangspunkt wurde zum Standardverfahren von Entschlüsslern.) Sein Fehler war, dass er meinte, Hieroglyphen als Laute kämen nur in solchen Spezialfällen vor. Das mag im Nachhinein erstaunen, aber es erklärt sich aus dem traditionellen «Framing» der Hieroglyphen. Jahrhundertlang war man davon ausgegangen, die betörend schöne Bilderschrift bestehe aus Symbolen, mit denen

Sein Fehler war, dass er meinte, Hieroglyphen als Laute kämen nur in Spezialfällen vor.

Ideen und göttliche Weisheiten verschlüsselt wurden. Selbst der brillante Naturwissenschaftler Isaac Newton schrieb: «Die Ägypter verbargen Geheimnisse, die über das Geistesvermögen der breiten Masse hinausgingen, unter dem Schleier religiöser Rituale und hieroglyphischer Symbole.»

Youngs Fortschritte beim Dechiffrieren kamen ins Stocken. Einmal wurde er auch durch ein Bildzeichen auf eine falsche Fährte gelockt, das sich später als «Tippfehler» des Kopisten erwies. In diesem Zusammenhang verweist Dolnick auf eine bekannte und rätselhafte Bibelstelle: «Eher geht ein Kamel durch ein Nadelöhr, als





Begegnungen mit der russischen Seele

Gerhild Heyder

Christiane Bauermeister: Der gute Russentisch. Transit. 168 S., Fr. 28.90

Um es gleich vorwegzunehmen: Dieses Buch ist vor dem Kriegsgeschehen in der Ukraine erschienen. Dass es notwendig werden würde, von «feinen» Russen zu erzählen, war nicht vorherzusehen. Und so kommen die Porträts von Künstlern und kulturellen Entscheidungsträgern aus den 1970er bis 1990er Jahren zum genau richtigen Zeitpunkt.

Die westdeutsche Slawistin Christiane Bauermeister wurde in jener Zeit von den Berliner Festspielen beauftragt, ihre während des Studiums entstandenen Kontakte zu Künstlern aus Moskau und Leningrad (heute wieder St. Petersburg) zu nutzen, um ihnen Auftrittsmöglichkeiten in Westberlin zu verschaffen. Das war damals kein leichtes Unterfangen: Die Sowjetunion fürchtete, ihre «Kulturarbeiter» könnten nicht mehr zurückkehren aus dem freien Westen. Dass Regisseure wie Andrei Tarkowski, Nikita Michalkow, Komponisten wie Alfred Schnittke und Schriftsteller wie Andrej Bitow bei den Berliner Festwochen und den Filmfestspielen zu Gast sein konnten, ist im Wesentlichen das Verdienst von Christiane Bauermeister und ihrer russischen Verbündeten.

Beginnend mit dem ersten Aufenthalt, der die unerschrockene und wissbegierige Studentin nach Wolgograd (dem früheren Stalingrad) in Sibirien führte, bedurfte es immer wieder der geballten Fantasie einer leidenschaftlich alles Russische Liebenden, um den widrigen Umständen der trostlosen Steppe, der Unterbringung und der Mangelwirtschaft etwas Positives abzugewinnen. Es gelang, weil die junge Frau auf Menschen traf, die die ganze Weite des Landes in ihrer Seele trugen und hilfsbereit mit Wärme und Gastfreundschaft zur Stelle waren. Sie forschte über die Stellung der Frau in Kunst und Kultur der 1920er Jahre, konnte zahlreiche noch lebende Zeitzeugen befragen und knüpfte Freundschaften fürs Leben.

Kulturelle Parallelwelt

Der Tänzerin Lilja Brik, der grossen Liebe Wladimir Majakowskis, ist ein sprechendes Porträt gewidmet, wie auch dem avantgardistischen Theaterregisseur Anatoli Wassiljew, der dann in Westberlin seine Arbeiten zeigen durfte, die seine Suche nach einem Zugang zu geistiger Tiefe und verlorener Spiritualität widerspiegeln. Die Primaballerina Maja Plissezkaja und ihr Mann,

der Komponist Rodion Schtschedrin, versuchten ihre Prominenz Anfang der 1980er Jahre zu nutzen, indem sie die bei der Sowjetregierung nicht so beliebten Künstler (wie Alfred Schnittke, in dessen Musik seine Hinwendung zu Gott und zum Glauben zu spüren war) schützten.

Es wird eine kulturelle Parallelwelt zur offiziellen beschrieben, in Abbruchkellern, die zu Bars mit Lesebühnen umfunktioniert werden, es gibt wenig Geld und kaum zu essen, aber der Wodka fliesst reichlich und färbt das Leben rosa, man lebt im Moment. Und wie in jeder Diktatur halten die Widerständigen zusammen.

Riskanter Schmuggel

Christiane Bauermeister dankt es ihren Freunden mit kleinen Hilfstransporten von West nach Ost – die orthopädischen Schuhe für die Mutter des berühmten Geigers Gidon Kremer sind nur ein Beispiel. Aber sie lebt auch gefährlich, der Schmuggel von Manuskripten und Partituren in die entgegengesetzte Richtung hätte bei Entdeckung schwere Strafen zur Folge gehabt. Sie hält sich an die Worte des Schriftstellers Vladimir Sorokin: «Entweder du hast Angst oder du lebst in Russland.»



Wärme und Gastfreundschaft: Autorin Bauermeister.

dass ein Reicher in das Reich Gottes gelangt.» Eine mögliche Erklärung für die schiefe Metapher ist auch in diesem Fall ein Kopierfehler: Im Altgriechischen heisst das Kamel *kamilos* – fast gleich wie das Seil: *kamelos*.

Auch Champollion glaubte lange, Hieroglyphen seien Zeichen für Dinge oder Ideen, nicht für Laute. Dass er trotzdem ans Ziel gelangte, verdankte er seiner Vertrautheit mit dem Koptischen. Die Sprache wurde in Ägypten erst viel später als zu Zeiten der Pharaonen gesprochen, aber Champollion setzte darauf, dass sie Spuren des alten Ägyptisch enthielt. Als er auf einer Tempelinschrift das Bildzeichen für die Sonne zu erkennen glaubte, verband er es mit dem koptischen Wort für Sonne: *ra*. Und damit entschlüsselte er den Namen Ramses – kein fremder Name, sondern ein ägyptischer Herrscher. Die Hieroglyphen waren ein Alphabet!

Wie ein Besessener begann Champollion, nach Buchstaben zu suchen, nicht nur in Namen, auch in anderen Wörtern; fiebrig beugte er sich über seine Abschrift des Steins von Rosette und fand darin das Wort «Geburtstag». Es war der 14. September 1822, Champollion rannte aus dem Haus zum nicht weit entfernten Büro seines Bruders. «Er platzte durch die Tür, feuerte die Handschriften auf des Bruders Schreibtisch und rief: «Je tiens mon affaire!» (Ich hab's!) Dann fiel er in Ohnmacht.»

Das Buch ist ein Schatzkästchen voller Geschichten, gerade auch für Leser, die mit der russischen Künstlerwelt nicht so vertraut sind – «feine» Menschen sind sie allemal. Man muss nicht alle Namen kennen, um vom Zauber einer zum grossen Teil verflossenen Welt eingefangen zu werden.

Ein Name allerdings hat sich inzwischen allen eingeprägt, auch wenn ihn Christiane Bauermeister damals im Jahr 1991 nicht richtig verstand, weil sich der Mann eher leise vorgestellt hatte: Der junge, blonde, gut deutsch sprechende «Rat für auswärtige Angelegenheiten beim Leningrader Stadtrat», der die Autorin zu seinem Chef, Bürgermeister Anatoli Sobtschak, begleitete und bei ihr offensichtlich keinen bleibenden Eindruck hinterliess, war Wladimir Putin.

Glanz und Grauen an der Côte d'Azur

Beatrice Schlag

Anne de Courcy: Coco Chanel's Riviera.
Vom Lieben, Leben und Überleben
an der Côte d'Azur. Insel. 383 S., Fr. 38.90

«Coco Chanel's Riviera» ist zum Teil ein ärgerliches Buch, weil es über weite Strecken den Verdacht weckt, Chanel's Name erscheine einzig im Titel, um Aufmerksamkeit für ein ganz anderes Thema zu erregen. Denn über die bis heute berühmteste Frau der Modebranche ist nicht mehr zu erfahren, als alle schon wussten, die sich für ihre kühne Erneuerung des Frauenbilds auch nur ansatzweise interessieren. Dass sie Frauen statt in Korsetts in revolutionär bequeme Hosen steckte, dass sie ihre Selbständigkeit über alles liebte und gleichwohl das Talent hatte, sich mit sehr reichen und spendablen Geliebten zusammenzutun, war längst bekannt. Dass sie sich kaum für Politik interessierte, aber eine verstörend unbeirrte Antisemitin war, die der Spionage für Deutschland verdächtigt wurde, ebenfalls.

Das einzig Neue ist für viele, dass die unehe-lich geborene Gabrielle Bonheur Chanel, die nach dem frühen Tod ihrer Mutter in einem Nonnenkloster grossgezogen wurde, ihre Luxusvilla «La Pausa» in Roquebrune an der Côte d'Azur exakt den Grundrissen des Klos-

ters nachbauen liess, in dem sie ihre freudlose Jugend verbringen musste. Sie kaufte das Haus Ende der 1920er Jahre, als sie noch keine Modelegende, aber als Schöpferin des Parfums Chanel No 5 bereits sehr vermögend war. Immobilien-Freaks werden sich über die genauen Berichte der vorwiegend beigen Innenausstattung von «La Pausa» mit ihren goldenen Moskito-Netzen freuen wie auch über die der unzähligen Millionärs-Immobilien an der Côte der 1930er und 1940er Jahre. Weniger überzeugend ist Anne de Courcys Versuch, aus Chanel's Nachbarschaft mit anderen Prominenten ein dicht vernetztes, unablässig glamouröses Gesellschaftsleben an der Riviera zu konstruieren.

In Villen versteckt

Natürlich kannten sich viele der Besitzer. Der Duke of Windsor und die Frau, derentwegen er nicht mehr König sein wollte, waren ebenso Chanel's Gäste wie Winston Churchill, der opiumsüchtige Jean Cocteau, der Komponist Igor Strawinsky und ihr gelegentlicher Geliebter Salvador Dalí.

Sehr viel weniger salopp als der vorwiegend aus alten Gesellschaftsberichten zusammengeschnittene Partykatsch an der Riviera ist der zweite Teil des Buches. Mit dem Beginn der Judenverfolgungen in Deutschland und dem Zustrom jüdischer Flüchtlinge nicht nur aus Deutschland, sondern auch aus Paris und den übrigen seit 1940 von den Deutschen besetzten Teilen Frankreichs verändert sich das Leben an der französischen Riviera radi-

kal. Französische Antisemiten verspotteten die Côte inzwischen als «le ghetto parfumé», eine Zeitung schreibt, Cannes verwandle sich gerade in «Kahn-sur-mer». Beträchtliche Teile der reichen Prominenz feiern auf ihren Gütern weiter, als gäbe es keine Aussenwelt, die Casinos verzeichnen in den ersten Kriegsjahren Höchstehnten.

Aber es gibt auch andere. De Courcy beschreibt eindringlich, wie Wohlhabende, unter ihnen Chanel's Architekt Robert Streitz, in ihren Villen Flüchtlinge verstecken, denen die Deportation droht. Sie schildert ihre Versuche, Kontakte und Geld spielen zu lassen, um Ausreisen zu ermöglichen, jüdische Mädchen als Katholikinnen in Schulen einzuschleusen, Kranke, ehemalige Angestellte oder verarmte Nachbarn heimlich mit Essen zu versorgen. Der täglich zunehmende Kampf um Nahrung – das Gros französischer Lebensmittel muss an die deutschen Besatzer abgeliefert werden – heizt das gegenseitige Misstrauen an: Wer unter den Zehntausenden von unfreiwilligen Neuankömmlingen ist ein Kollaborateur, wer ein Spion? Wer verkauft nur Essen zu Wucherpreisen, ohne ein Verräter zu sein?

De Courcys Idee, Glamour und Kriegsgräuel an der Riviera einander gegenüberzustellen, ist nicht überzeugend. Zu sehr fallen die beiden Teile ihres Buches auseinander. Aber während man über Coco Chanel wenig Neues erfährt, sind die Beschreibungen der Kriegsjahre im Süden Frankreichs empfehlenswerte Lektüre.



Glamouröses Gesellschaftsleben: Frauen in Strandanzügen, 1934.

Das unplanbar Heimtückische

Benjamin Bögli

Joël Dicker: Die letzten Tage unserer Väter.
Piper. 416 S., Fr. 35.90

Als der Genfer Joël Dicker seinen ersten, nicht gross beachteten Roman veröffentlichte, war er gerade mal 25-jährig. Über ein Jahrzehnt und vier Bestseller später erscheint «Die letzten Tage unserer Väter» jetzt auch auf Deutsch. Das Erstaunliche daran ist nicht nur die bereits ziemlich reife schriftstellerische Leistung, sondern die Tatsache, dass der Autor nicht schon damals den Durchbruch schaffte. Denn das Buch hat bereits alle Zutaten, die auch seine späteren Werke ausmachen: charismatische Figuren, dunkle Geheimnisse, reizvolle Liebesbeziehungen und eine mitreissende Handlung. Aus Dickers Sensationserfolg «Die Wahrheit über den Fall Harry Quebert» von 2012 machte Hollywood gar eine zehnteilige Fernsehserie.

Erstlinge sprühen oft vor ungezügelter Ideen. Auch «Die letzten Tage unserer Väter» ist – zumindest inhaltlich – der bisher ambitionierteste Roman Dickers: Er schrieb eine berührende Geschichte nieder, die im Zweiten Weltkrieg spielt, ein Stück eher unbekanntes Spionageaktivität beleuchtet und gleichzeitig das Spannungsfeld zwischen Vätern und ihren Söhnen auslotet. Es ist viel drin in diesem gut 400-seitigen Buch. Die Hauptfigur heisst Pal, ein Franzose aus Paris, kaum zwanzig, der sich im jugendlichen Übermut der britischen nachrichtendienstlichen Spezialeinheit Special Operations Executive (SOE) anschliesst und das Handwerk der subversiven Kriegsführung erlernt.

Es war Churchill, der die SOE 1940 ins Leben rief. Die Idee dahinter war, Widerstandszellen in den von den Nazis besetzten Ländern zu unterstützen, etwa die Résistance in Frankreich. Die Einheit wurde 1946 offiziell aufgelöst, der britische Auslandsgeheimdienst MI6 übernahm danach die im Krieg erprobten Methoden. Das bekannteste Mitglied der Geheimtruppe war der spätere Schauspieler Christopher Lee, der es 1958 in der Rolle des Grafen Dracula zu Weltruhm brachte. Darum geht's bei Dicker aber nicht.

Der mittlerweile 37-jährige Schweizer erzählt von Pals Ausbildung zum Spezialagenten, von dessen Operationen im Kriegsgebiet und vor allem aber auch, wie sich die jungen Männer und Frauen zwischen den Einsätzen entwickeln, wie sie sich in der Unterwelt bewegen, wo sie die Grenzen des Vertrauens überschreiten. Nicht nur das macht diesen Kriegsroman speziell. Das Buch ist rührend, jugendlich sanft, manchmal aber auch unheimlich hart. Dicker hatte den genialen Einfall, so etwas wie einen Rekrutenschulroman

zu schreiben. Nur sind die Rekruten hier nicht nach ein paar Wochen wieder zurück im trauten Heim, sondern wissen, dass sie sich auf ein Himmelfahrtskommando eingelassen haben: Ist die Ausbildung vorbei, wird es ernst.

Sie sind ja noch so jung

Sie haben keine Ahnung, wie lange der Krieg dauert; Pal muss davon ausgehen, dass er seinen Vater nie wiedersehen wird. Das schweisst die jungen Agenten so zusammen, wie es wahrscheinlich sonst nichts auf der Welt tun würde. Nur vermisst Pal seinen Vater, den er in dessen Pariser Wohnung Hals über Kopf verlassen hatte, so sehr, dass er eine Dummheit begeht. «Die letzten Tage unserer Väter» ist eine Coming-of-Age-Story mit Herz über eine junge Bande von Rekruten, die innerhalb kürzester Zeit zu Männern werden, sich in kriegerischen Stahlgewittern wiederfinden, verständlicherweise aber auch auf das schöne Leben nicht verzichten wollen. Sie sind ja noch so jung.



Frühe Reife: Autor Dicker.

Dickers Beschreibungen der Kriegseinsätze sind manchmal etwas ungestüm, es fehlten ihm bei der Recherche wohl tiefere Einblicke in die Operationen der SOE. Er war aber intelligent genug, diese nicht in den Mittelpunkt zu rücken. Er legt den Fokus auf die zwischenmenschlichen Dilemmata, auf zufällige Bekanntschaften, auf unvorhergesehene Ereignisse, auf das nicht planbare Heimtückische. Sein erzählerisches Geschick ist schon in diesem, seinem ersten Roman bestechend: Dicker weiss, wie er die Handlung anlegen muss, damit sie die Gefühle des Lesers berührt und ein möglichst hoher Spannungseffekt entsteht. Dieses Talent hat er in den darauffolgenden Büchern gar noch verfeinern können. Apropos: Bereits hat Joël Dicker wieder einen neuen Roman geschrieben. Er heisst «L'affaire Alaska Sanders» und erscheint bald auch auf Deutsch.



Die Bibel Mein Erlöser

Ich weiss, dass mein Erlöser lebt (Hiob 19, 25).

– Unlängst hörte ich ein Interview mit dem Molekularbiologen Beda Stadler. Seine Artikel lese ich immer gerne. Stadler hatte in seiner Kindheit eine Überdosis Religion bekommen und war dann zum Atheisten geworden. Weil ich die Schwachstellen der Kirchen kenne, habe ich Sympathien für Atheisten, besonders wenn sie, wie Stadler, auf Spott und Hochmut verzichten. Stadler wies zu Recht darauf hin, dass die Menschheit bereits enorme Verbesserungen in der Forschung wie auch in der Organisation der friedlichen Gesellschaft erzielt habe und dass er auf weitere Fortschritte hoffe.

An dieser Stelle gewann ich den Eindruck, dass Stadler dem Philosophen Johann Gottlieb Fichte nahesteht. Fichte entwarf vor über 200 Jahren die Idee vom absoluten Wissen, das in allem Wissen enthalten sei und das die Voraussetzung für ein absolutes Sein ist. Von hier aus ist die Erlösung zu erwarten, und Fichtes Religionsphilosophie trug den Titel «Die Anweisung zum seligen Leben». Der Mensch erlöst sich durch den Zuwachs seines Wissens und seiner ethischen Gesinnung. Fichte erlebte den Fortschritt nicht mehr. Dieser brachte ungeahnten Wohlstand, Komfort und Sicherheit, nicht nur für die Reichen.

Als schwarzer Schatten lief freilich auch der Massenmord mit. Und dieser geschah jeweils ausgerechnet im Namen von Erlösungsfantasien. Die Ethik, auch wenn sie heute jede Debatte durchtränkt, hält mit der Technik nicht Schritt. Der Bibelvers aus dem Buch Hiob ist deshalb ein Wegweiser von der Illusion zur Realität. Er wurde von G. F. Händel wundervoll vertont. Für den Anfang genügt es, zu wissen, dass die Erlösung von aussen kommen muss. Das verschafft gegenüber den menschlichen Erlösungsplänen die Immunität, die ein friedliches Zusammenleben am ehesten ermöglicht.

Peter Ruch

Mutter aller Fragen

Der amerikanische Journalist Matt Walsh hat mit seinem Dokumentarfilm «What Is a Woman?» einen Nerv getroffen. Was ist eine Frau? Viele der Befragten winden sich.

Sarah Pines

What Is a Woman? (USA, 2022)
Dok-Film von Matt Walsh. Auf The Daily Wire.

Was ist eine Frau? Eine einfache Frage, die die Geschlechterdebatte umtreibt, doch auf die viele der in dem Dokumentarfilm «What Is a Woman?» befragten Transgender-Experten keine Antwort haben. Es mutet zunächst schade an, dass der konservative Provokateur Matt Walsh und nicht jemand von der «anderen» Seite des politischen Spektrums kritische und stets respektvolle Fragen an die Transgender-Bewegung richtet, da der Film so die in den USA üblichen Reaktionen hervorruft: Progressive Medien sprechen von einem hasserfüllten Anti-Trans-Streifen, konservative Zuschauer loben den Film.

Dabei sind die Fragen, die er aufwirft, komplex. Walsh, Vater von vier Kindern und Autor des Buchs «The Unholy Trinity: Blocking the Left's Assault on Life, Marriage, and Gender», versucht, Transaktivisten, Akademiker, Mediziner und Passanten dazu zu bringen, «Frausein» zu definieren. Und es klappt einfach nicht. Die Befragten kichern, winden sich, sagen nichts oder nicht viel, reden drum herum, verfangen sich in Widersprüchen.



Der Film beginnt mit der freundlichen Familientherapeutin Gert Comfrey, die feststellt: «Wir leben in vergeschlechteten Welten, in denen gewisse Imperative uns vorschreiben, wer wir sind und was wir tun, je nachdem wie wir vergeschlechtet wurden. [. . .] Wir wissen aber heute, dass Sex und Geschlecht mehr sind als bloss binär. Manche Frauen haben Penisse, richtig? Manche Männer haben Vaginen.» Nun, er selber schaue gerne «Sex and the City» und möge Duftkerzen, sagt Walsh. Woher wisse er also, dass er keine Frau sei? Was sei überhaupt eine Frau? Das könne sie nicht beantworten, sagt Comfrey lächelnd. Sie selbst sei keine Frau.

Verkappter Satiriker

Menschenrechte, Bürgerrechte werden mit Argumenten erkämpft. Was bedeutet es, wenn die Frage «Was ist eine Frau?» von denjenigen, die zum Frausein transferieren, nicht beantwortet werden kann? Als verkappter Satiriker tut Walsh, was «linke» oder «progressive» Satiriker mit der politischen Rechten taten: die ideologisch verbrämte Humorlosigkeit, Absurdität und letztlich Dummlichkeit des gegenwärtigen radikal-progressiven Transdiskurses blossstellen. Die traurigsten und schlimmsten Momente des Films sind die, in denen es um Kinder geht, die von ihren Eltern in Kollaboration mit Psychiatern und Ärzten in die Geschlechtsumwandlung getrieben werden und sich später das Leben nehmen.

Man wird nicht als Frau geboren, man wird zur Frau, schrieb die Feministin und Autorin Simone de Beauvoir in den 1940er Jahren. Auf diesen Satz gründete die Philosophin Judith Butler ihre Gender-Theorie, die, falsch interpretiert und verzerrt, zur Grundlage der Transgender-Bewegung wurde. Seit dem Erscheinen von Butlers Buch «Gender Trouble» (1990) gibt es Streit: «Konservative Biologen» kritisieren «linke Gender-Theoretiker» für die Leugnung körperlicher Realitäten von Mann und Frau und die Reduktion geschlechtlicher Unterschiede auf den Körper als nacktes Brett, auf das allein die Gesellschaft Geschlechterregeln einkerbe. Dagegen der Vorwurf der Gender-Theorie an den Bio-



logismus: Fortpflanzungsorgane, Genetik und Hormone reichten nicht aus, um daraus unterschiedliche Eigenschaften und Fähigkeiten von Mann und Frau abzuleiten.

Doch, so sah und sieht es Butler, es gehe nicht um die Leugnung körperlicher Unterschiede von Mann und Frau, sondern um die interessantere Frage: Warum werden bestimmte körperliche Gegebenheiten so lange beständig wiederholt (Männer weinen heimlich, kriegen öfter als Frauen Herzinfarkte etc.), bis sie zur Norm werden? In westlichen Gesellschaften ist der weisse Mittelklassemann mit gesichertem sozialem, kulturellem und ökologischem Kapital weiterhin Männlichkeitsmasstab und heute Hassobjekt sämtlicher Geschlechterbewegungen.

Den Transgender-Diskurs kritisieren J. K. Rowling oder Alice Schwarzer aus feministischer, Mediziner aus wissenschaftlicher Sicht. Anderen wiederum ist die Geschlechterangleichung insbesondere sehr junger Menschen nicht geheuer. Etwa dem von Walsh befragten Don

Die Befragten kichern, winden sich, reden drum herum, verfangen sich in Widersprüchen.

Sucher, Besitzer eines Star-Wars-Ladens, der ein Schild mit der Aufschrift «If you are born with a dick, you are not a chick» ins Schaufenster gehängt hat. Daraufhin brach zwischen Sucher und der Trans-Stadträtin Tiesa Meskis ein Streit aus, der von Passanten aufgenommen und auf Youtube gestellt wurde. Auf Walshs Frage: «Wie können Sie wissen, dass Sie ein Mann sind?»



Wird man als Frau geboren? Matt Walsh auf Wahrheitssuche bei Frauen in den USA (l.) und den Massai in Afrika.

antwortet Sucher lakonisch: «Wahrscheinlich, weil ich einen Schwanz habe.»

Die Frauenbewegungen, ausgehend von den Suffragetten der 1910er Jahre bis hin zum Feminismus der 1960er, der 1980er und der Gegenwart mit #MeToo, brachten immer wieder neue Frauentypen jenseits des Hausfrauenstereotyps hervor: die arbeitende Frau, die anpackende Frau, die Femme fatale, die Mannsfrau, die Akademikerin, Lesbe, Kinderlose und so fort. Es schien so, wie Butler es meinte und wie Walsh es an seine Interviewpartner heranzutragen versucht: Frausein ist Verschränkung gesellschaftlicher, aber eben auch biologischer Gegebenheiten.

Transgender hingegen ist die Unvereinbarkeit von biologischem Geschlecht und erfahrener geschlechtlicher Identität, ist also eine innerste, intimste Realität, die die Gesellschaft akzeptieren muss. Auch wenn es sich um Kinder handelt?, fragt Walsh eine auf Geschlechteridentität spezialisierte Kinderärztin. Natürlich, antwortet diese, das könne bereits im Säuglingsalter beginnen. Es gehe hier um den Respekt vor individuellen Wahrheiten, auch wenn sie nur für diejenigen zu erkennen sind, die sie wahrnehmen. Ein Junge könne sich also als Mädchen fühlen?, fragt Walsh. Korrekt. Glauben Sie an den Weihnachtsmann?, fragt Walsh weiter. Nein, lacht diese. Wenn aber ein Kind den Weihnachtsmann als «wahr» wahrnimmt? Dann würde sie sagen, das Kind habe eine ausgeprägte Fantasie, sagt die Ärztin.

Im Film lassen die Vertreter der Transgender-Bewegung kaum Kritik zu, bemerken Widersprüche und fehlende argumentative Kon-

sistenz nicht. Nein, es sei nicht unfair, dass Transathleten nahezu immer (als Frau geboren) Athletinnen besiegten, sagt der Direktor des National Center for Transgender Equality. Gleichzeitig verneint er das Geschlecht als biologische Realität. Die Transfrau und führende US-Vaginoplastin Dr. Marci Bowers tut die sogenannten *detransitioners*, Personen, die die operative Geschlechtsumwandlung wieder rückgängig machen lassen möchten, als äusserst seltene Fälle ab. Dr. Bowers' jüngster Patient, dessen Penis sie in eine Vagina transformierte, war sechzehn Jahre alt.

Woher sie wisse, ob ein biologischer Mann, der sagt, er sei eine Frau, auch wirklich eine Frau sei, fragt Walsh die Kindertherapeutin Comfrey. Nun, von der Transperson selber. Geschlecht, wie die im Film dargestellte Transgender-Bewegung es darstellt, ist ein Gefühl, eine subjektiv gelebte Erfahrung, eine Ideologie, die versucht, sich die Aura der Wissenschaftlichkeit zu verleihen, dabei aber versagt.

Bin ich ein Afroamerikaner?

«What Is a Woman?» diskutiert mit Menschen, die sich mit ihrem biologischen Geschlecht nicht identifizieren, im falschen Körper leben und fordern: Andere müssen mich sehen, wie ich mich selbst sehe. Natürlich kann niemand wissen, wie sich dies anfühlt, wie «echt» dieses Gefühl ist, ausser der Person, die es durchlebt. Doch wann spricht das authentische Gefühl, wann die Ideologie? Wie kann man sicher sagen, dass ein junger Mensch nicht aus der Ideologie heraus spricht? Fraglich ist auch, warum es der Transgender-Bewegung, wie sie in «What Is a Woman?» porträtiert wird,

so wichtig ist, den Begriff der Frau, des Frau-seins zu kolonisieren. Warum muss eine Transfrau auch «Frau» sein? Warum die Geschichte des «Weiblichen» auslöschen?

Gender (Geschlecht als soziales Konstrukt) und Sex (Geschlecht als biologische Realität) gehörten zusammen, sagt der Professor und Sozialwissenschaftler Patrick Grzanka zu-

Frausein ist Verschränkung gesellschaftlicher, aber eben auch biologischer Gegebenheiten.

nächst im Einklang mit Butler. Walsh fragt: Dann sei doch eine Transfrau mit männlichen körperlichen Gegebenheiten immer auch ein Mann? Nun, es gelte allein die Aussage der jeweiligen Person, sagt Grzanka. Wenn jemand sage, er oder sie sei ein Mann oder eine Frau, dann sei dies eine wahre Aussage zum eigenen Geschlecht. Die Frage nach dem «wahren» biologischen Geschlecht allein dem körperlichen Aussehen nach zu beantworten – habe ich einen Penis oder nicht –, sei transphob und diskriminierend.

Walsh fragt: «Glauben Sie mir denn, wenn ich Ihnen sage, dass ich ein Afroamerikaner bin?» Nein, sagt Grzanka. So sehe Walsh beileibe nicht aus.

Walsh fragt noch: «Was ist eine Frau?»

Grzanka: «Jemand, der sich als Frau identifiziert.»

Walsh: «Aber als was identifizieren sie sich, wenn sie sagen, sie seien eine Frau? Was ist eine Frau?» Die Antwort bleibt aus. Der Fairness halber sei gesagt: Auch die von Walsh auf Frauenmärschen befragten Frauen haben keine Antwort auf die Frage, was eine Frau sei.

Fernsehen

Mare TV macht Lust auf Meer

René Hildbrand

Mare TV: NDR, 20.15 Uhr, zweimal pro Monat.

Die Anker gelichtet, die Segel gesetzt und der Kompass gerichtet. Ob Indian Summer am Atlantik, auf den Inseln im Nordatlantik oder an der Küste des Lichts in Andalusien – wer das Meer liebt, kommt mit dem Klassiker Mare TV in den Genuss von reizvollen und inspirierenden Reportagen über die grossen Gewässer dieser Welt. Das Fernsehformat im Programm des Norddeutschen Rundfunks (NDR) ist ein Ableger der preisgekrönten Kultur- und Reisezeitschrift *Mare*, gegründet und geführt vom Schweizer Meeresbiologen und Verleger Nikolaus Gelpke. Der in Zürich geborene Basler hat das Meer durchsegelt und erforscht.

Mare TV befasst sich ausschliesslich mit Meeresthemen. Es zeigt mit beeindruckenden Bildern und in entspannter Erzählweise das Meer als Lebens-, Kultur- und Wirtschaftsraum. Die Zuschauer erfahren in den packend aufbereiteten Dokumentationen ausgiebig von den Menschen, die am Meer leben und arbeiten. Feuer verzehrt, Wasser ernährt. Das Meer bietet Glückskulissen und erzählt Geschichten. Meeresgegenden sind für viele Menschen Sehnsuchtsorte, wo man für immer ankern möchte. Im Meer spiegelt sich auch die menschliche Existenz. Die grossen Teiche sind fast alles, was die meisten Geschöpfe sein möchten: schön, geheimnisvoll, wild und frei. In schwierigen Zeiten wie diesen kommt TV-Formaten wie Mare TV eine wachsende Bedeutung zu: Auszeit für die Seele. Ozeanische Gefühle. Warnhinweis: Diese Sendung kann Fernweh auslösen. Man vermisst plötzlich Gegenden und Orte, an denen man noch nie war.



„Man sagt, es hat Schwein gehabt, dass es hier überhaupt auftreten darf.“



Gestik, Hüftschwung und Schmollmund: Austin Butler als Elvis.

Film Komplett mesmerisiert

Wolfram Knorr

Elvis (USA, 2022). Von Baz Luhrmann.
Mit Tom Hanks, Austin Butler,
Olivia DeJonge, Kelvin Harrison Jr.

In senilem Wahn legt der Greis Hand an sich und bekennt in wirren Schreien, Mozart auf dem Gewissen zu haben. Antonio Salieri war das, in «Amadeus» (1984). In «Elvis», der nicht weniger dramatischen Vita einer Pop-Ikone, gibt Colonel Parker den Salieri. Statt voller Reue ist er noch am Ende durchtrieben wie Jago.

Was beide Filme trotz krasser Unterschiedlichkeit gemeinsam haben, ist ihr dramaturgischer Kniff: Sie erzählen das Leben ihrer Musikgenies aus der Perspektive von deren Lebensbegleiter. War es bei «Amadeus» der Neid des Hofkomponisten Salieri, ist es bei «Elvis» die unersättliche Besitzgier des zwielichtigen Managers Thomas Andrew «Colonel Tom» Parker, des Niederländers, der 1929 illegal und aus bis heute ungeklärten Gründen in die USA eingereist war, in der US-Armee diente und nie die amerikanische Staatsbürgerschaft beantragte. In der Zirkuswelt fand er Unterschlupf, lernte alles über Manipulation und Blendwerk und wurde zum kalthändigen Trendmelker von Elvis. «Der fliehende Holländer» (*Spiegel*) war Cagliostro, despotischer Daddy, quacksalbernder Hexenmeister in einem, kurzum sein Manager. Dank seiner unbestrittenen Show-Fähigkeiten machte er Elvis zum Superstar, knebelte ihn aber zu-

gleich mit dubiosen Verträgen und nahm ihn letztlich wie eine Weihnachtsgans aus. Er hatte das Objekt seiner Besitzgier und dessen Familie komplett mesmerisiert.

Ausser Rand und Band

Eine Fähigkeit, zu der Baz Luhrmann, Regisseur und Co-Autor von «Elvis», eine Menge zu sagen hat. Seit seinem Debüt «Strictly Ballroom» (1992) hat er sich als gerissener Drahtzieher szenischer und musikalischer Effekte offenbart. Wie ein gewiefter Dealer mischt er mit visueller Überdrehtheit die Storys in delirierenden Pop auf («Romeo + Juliet», 1996; «Moulin Rouge!», 2001). «Elvis» von den quatschbunten 1950er Jahren mit ihrer bonbonfarbenen «Nierentisch»-Exzentrik bis zur Musik, die wie ein Tsunami der öffentli-

«Elvis» ist Musical, Biopic, Videoclip, Nervendrama, kurz: pure Schaustellerei.

chen Moral Schlüpfer und Hosenträger weggerissen hatte, war für ihn eine Steilvorlage. Elvis machte mit seiner geölten Haartolle und seinem Hüftschwung Tabula rasa – und der schwammig übergewichtige, zigarrenqualmende Parker erkannte mit Fuchsschläue im Sängerknaben, der die Jugend ausser Rand und Band versetzte, eine kommerzielle Goldgrube, in der er sich wie ein Dagobert Duck festsetzte. «Elvis» ist Musical, Biopic, Videoclip, Nervendrama, kurz: pure Schaustellerei, bengalisches Blendwerk. Mit dieser Mixtur hat es Luhrmann schon immer verstanden, den Zuschauer um den Verstand zu zaubern.

Nur eines ist dieses betörende Panoptikum gewiss nicht: ein ordentliches Biopic, eine konventionelle Lebensgeschichte über Aufstieg und Fall des bis heute grössten Solisten der Popgeschichte, der im August 1977, gerade mal mit 42 Jahren, in seiner Villa «Graceland» starb. Auch wenn im letzten Drittel «Elvis» leider doch noch auf die bekannten biografischen Geleise gerät, bemüht sich das Opus, einer Ära musikalisch, ästhetisch und politisch gerecht zu werden, die ein weisser Junge, der in der Zeit der Rassentrennung im Quartier Schwarzer lebte, durcheinanderwirbelte. In der Kirche liess er sich vom Gospel-Elan und in den Kneipen vom Rhythm and Blues mitreissen, und weil schwarze Interpreten in den Radios verboten waren, gelangte über Elvis, wie über ein trojanisches Pferd, die musikalische Revolte an die Öffentlichkeit.

Dämon aus der Zirkuswelt

Vor Elvis war die Jugend das kleine Abbild der Eltern, sauber, adrett, still, darauf wartend, so zu werden wie die Eltern. Mit «Elvis the Pelvis» war's damit vorbei. Mitreissend wird dieser Wechsel eingefangen. Luhrmann spart nicht mit Szenen totaler Entfesselung. Auch die wüsten Kampagnen gegen den «sittlichen Verfall» werden furios integriert, mit dem diabolischen Colonel Parker, der Elvis zu angepasster Musik zu zwingen versucht.

Zwar macht dieser eine brave Hollywoodkarriere (immerhin 31 Kinofilme zwischen 1956 und 1969), geht zum Militär und träumt von einer Welttournee. Mit den Polit-Attentaten (Martin Luther King, Kennedy) ist es endgültig vorbei mit der Ruhe, der gesellschaftlichen Verlogenheit, aber Elvis' Traum einer Welttournee bleibt unerfüllt. Parker hat ihn mit windigen Verträgen zu endlosen Auftritten in Las Vegas gezwungen. Der Rest ist bekannt, und Luhrmann mochte oder durfte das Ende, den tragischen Teil des Idols, wohl nicht mit demselben Pep darstellen wie den Rest. Schade, weil konventionelle Biopics das schon zur Genüge ausgewalzt haben.

Tom Hanks in der Rolle Parkers ist mit seinem angeklebten Doppelkinn, der Wampe unterm Hemd, seinem knalligen Outfit genau die richtige Mixtur aus Mephisto und Joker, in dessen feistes Gesicht die kleinen, harten Augen wie Nagelköpfe getrieben sind. Als Schiessbuden-Moses wickelt er Elvis ein, wie wenn er die Gesetze verkünden würde. Ein Dämon aus der Zirkuswelt. Austin Butler als Elvis ist eine Entdeckung. Bei ihm sitzt nicht nur die Tolle, auch Gestik, Hüftschwung und Schmollmund stimmen. Ein Parzival, der den Gral einer neuen gesellschaftlichen Zeit gefunden und ihn nie wirklich wahrgenommen hat. Aus dieser musikalisch elektrisch aufgeladenen Spannung bezieht «Elvis» sein immenses Konflikt-Feuer.

Ausstellung Jahrtausende eskimoischer Kultur Christoph Egger

Qanga: Le Groenland au fil du temps.
Palais de Rumine, Lausanne. Bis 29. Januar 2023

Bekanntlich hat Donald Trump im August 2018 Grönland dann doch nicht gekauft. Der Deal wollte ihm ebensowenig gelingen wie seinen präsidentialen Vorgängern Harry Truman im 20. und Andrew Johnson im 19. Jahrhundert. So waren die politisch-historisch eng mit Dänemark verbundenen 57 000 Bewohner der Rieseninsel einer unfreundlichen Übernahme wieder einmal entgangen.

In der grosszügig ausgerichteten Ausstellung im Lausanner Palais de Rumine geht es nur ganz am Rand um das Grönland der Rohstoffvorkommen (und der Klimaerwärmung). Qanga heisst «damals» auf Kalaallisut, der Sprache

*Nur das Lesen
können wir Ihnen
nicht abnehmen!*



der (west)grönländischen Bevölkerung, entsprechend will die Schau Jahrtausende eskimoischer Kultur vergegenwärtigen.

Auch hier operiert man mit dem Aufhänger einer dänischen Wanderausstellung: Originalzeichnungen aus der Graphic Novel «Oqalutuat» (Berichte) des grönländischen Künstlers Nuka K. Godtfredsen, von 2009 bis 2018 in vier Bänden erschienen. Was in den Herkunftsländern auf ein informiertes Publikum trifft, dürfte hierzulande nur bedingt funktionieren, wenn ein paar wenige Blätter den Charakter einer Epoche illustrieren sollen, am ehesten

vielleicht noch bei der Zeit der Wikingersiedler, deren Spuren sich nach ein paar hundert Jahren im Nebel der Zeiten verlieren.

Auch wenn die *bande dessinée* in der Roman die einen ganz andern Stellenwert als diesseits der Saane besitzt, eine Offenbarung sind die Arbeiten Godtfredsens nicht. 1970 geboren, aufgewachsen in Narsaq im untersten südwestlichen Zipfel Grönlands, lebt er schon länger in Kopenhagen. In seinen Zeichnungen findet sich nichts von *inuit art*, was kein Makel zu sein braucht. Ein Alleinstellungsmerkmal ist sein schmissig-routinierter Comicstrip-Mainstream

Im obersten Stock findet man einen geradezu sensationellen Weisshai: das weltweit grösste Präparat.

allerdings auch nicht, für dessen wissenschaftliche Korrektheit immerhin eine ganze Reihe von Sachverständigen bürgt.

Man wird die Ausstellung also nicht unbedingt der zeichnerischen Impulse wegen besuchen. Was hingegen die involvierten Stellen der Museen des Kantons, von der Archäologie bis zur Zoologie, zusammengetragen haben, ergibt eine rare Leistungsschau der ethnografischen und historischen Museen und Sammlungen der Schweiz. Ergänzt werden sie durch interessante Stücke aus den Beständen des Dänischen Nationalmuseums in Kopenhagen, darunter auch Ikonen wie die von Jørgen Meldgaard 1954 gefundenen Eisbären aus Walrosselfenbein aus der Dorset-Kultur – wenn auch nur als (perfektes) Replikat in Kunstharz.

Zahlreiche Funde kann das Historische Museum Bern präsentieren, schöne Stücke kommen aus dem früheren Völkerkundemuseum Basel, und wie es sich für St. Gallen gehört, ist dessen Historisches und Völkerkundemuseum mit raren Textilien vertreten. Exquisites aus der Fondation de Watteville in Crans-Montana erinnert daran, dass die zirkumpolare «Eskimokunst» ihre grossartigsten Vertreter in Kanada/Nunavut hat. Ein Meisterstück ostgrönländischer Handwerkskunst steuert das Ethnografische Museum Neuenburg bei: das unglaublich elegante Kajak Alfred de Quervains, das der Durchquerer des grönländischen Inlandeises 1912 mitbrachte – und das er mit «Registernummer» und Schweizerkreuz auf witzige Weise gewissermassen in die helvetische Schiffsregisterordnung eintrug.

Nebenbei: Ist man schon im Palais de Rumine, lohnt sich ein Abstecher in dessen oberstes Stockwerk, das kantonale zoologische Museum. Dort findet man einen geradezu sensationellen Weisshai: das weltweit grösste Präparat eines *great white shark*, der zudem aus dem Mittelmeer stammt. Der 1956 vor Sète einem Fischer ins Netz geratene Koloss war 5,89 Meter lang und zwei Tonnen schwer.

Ausstellung

Anne Franks Basler Verwandtschaft

Rolf Hürzeler

Anne Frank und die Schweiz: Landesmuseum. Zürich. Bis 6. November 2022

Eine Fotografie von Anne und ihrer Schwester Margot in den Engadiner Bergen bei Sils Maria. Das offenkundig gestellte Schwarzweissbild wurde im Sommer 1936 aufgenommen. Es strahlt eine etwas künstliche Ruhe aus, als ob die Unbilden der Zeit die beiden Kinder bereits belasteten. Oder erhält man diesen Eindruck nur, weil man ihr Schicksal kennt? Sie sterben im Frühjahr 1945 im Konzentrationslager Bergen-Belsen, kurz vor der Befreiung des Lagers durch die Briten.

Die Aufnahme ist in der Ausstellung «Anne Frank und die Schweiz» zu sehen. Die Schau dokumentiert die Bezüge zwischen dem Mädchen und ihren Verwandten, die während des Nationalsozialismus in Basel Zuflucht gefunden hatten. Dort waren sie zwar vor der Verfolgung sicher, zumal sie schon vor der Machtergreifung der Nazis in die Schweiz emigriert waren. Sie litten aber unter der Hartherzigkeit der Behörden, die ihnen die Schweizer Staatsbürgerschaft erst 1952 gewährten.

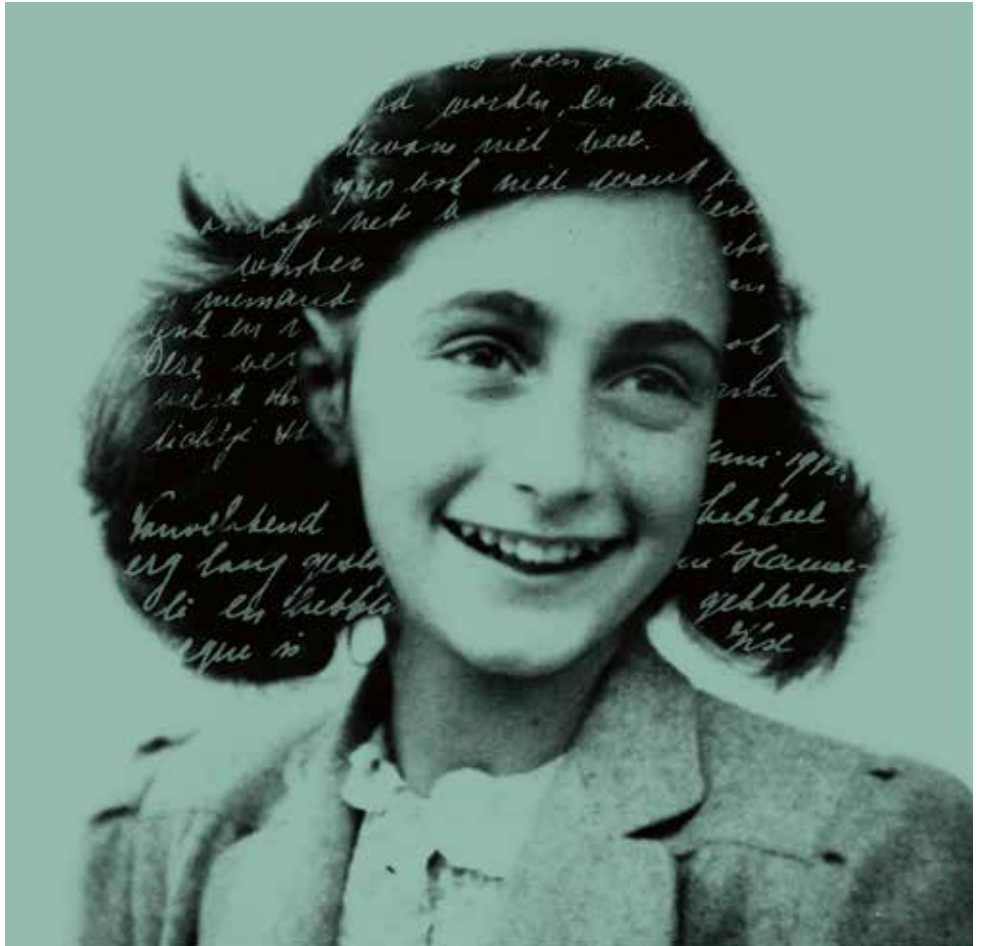
In den Vitrinen sind niederländisch geschriebene Texte von Anne Frank zu sehen, viele Fotos auch, etwa vom Haus in der Amsterdamer Prinsengracht, in dem sich die Familie versteckte. Eine kurze Tonbildschau

Anne Frank schreibt ihrer fiktiven Freundin «Kitty» meist über verstörend Alltägliches.

erinnert an die Judenverfolgung der Nationalsozialisten; Schautafeln erläutern die Verbindungen der Familien Frank und Elias. Nach der Machtergreifung der Nazis flüchteten die Franks nach Amsterdam, Familienmitglieder der Elias waren in Basel. Abrufbare Bilddokumente illustrieren die damaligen Lebensbedingungen in der Schweiz und in den Niederlanden.

«Grässlich und unbegreiflich»

Anne Frank kam postum zu Weltruhm, nachdem ihr Vater Otto ihre Tagebuch-Aufzeichnungen nach dem Krieg veröffentlicht hatte. Die Heranwachsende hatte sie in ihrem Versteck in Amsterdam geschrieben. Sie musste sich dort mit ihren Angehörigen verstecken, nachdem die Besatzer in den Niederlanden 1942 die Judenverfolgung intensiviert hatte. Die Familie wurde verhaftet und deportiert.



Erschütternde Lektüre: Anne Frank (1929–1945).

Einzig der Vater überlebte und zog nach dem Krieg zu seiner Schwester in die Schweiz. Das Tagebuch ist eine erschütternde Lektüre, weil sie die Weltsicht eines Mädchens ungefiltert dokumentiert. Anne Frank schreibt ihrer fiktiven Freundin «Kitty» meist über verstörend Alltägliches angesichts der existenziellen Gefahr: «Ich muss dir wieder von einem Streit erzählen, aber zuvor will ich dir sagen, dass ich es grässlich und unbegreiflich finde, wenn Erwachsene sich so schnell, so oft und über die kleinste Kleinigkeit erregen und streiten.» Sätze wie diesen könnte ein Teenager auch heute schreiben.

Auf die Judenverfolgung nimmt Anne hingegen wenig direkten Bezug. Ein Text in der Ausstellung erinnert an eine Stelle, wo sie über das Schicksal der polnischen Juden räsoniert. Dieses müsse schlimm sein, wenn sie schon in den Niederlanden unter den Deutschen so sehr litten: «Der englische Sender spricht von Vergasungen, vielleicht ist das noch die schnellste Methode zu sterben.»

Auf etlichen Fotos ist Anne Franks Cousin Buddy Elias zu sehen, dem sie in der Kindheit besonders verbunden war. Sie verbrachten in den 1930er Jahren jeweils Ferientage zusammen, wenn das Mädchen in der Schweiz zu Besuch war. In einer Vitrine ist auch der Nachthemdbeutel Annes zu sehen, den ihr

Vater Otto dem jungen Buddy nach dem Krieg zur Erinnerung schenkte.

Als junger Journalist durfte ich Buddy verschiedentlich in seinem Haus im Basler Kattenfeldquartier besuchen. Elias war Schauspieler und eine angesagte Persönlichkeit in der Basler Kulturszene. Er berichtete von der quälenden Ungewissheit seiner Familie in den Monaten nach dem Kriegsende. Man wusste nichts über das Schicksal von Anne und ihrer Schwester Margot. Erst im Juli 1945 kam die Nachricht von ihrem Tod.

Unvergesslich bleibt, wie Buddy Elias den Schrecken der Nazi-Herrschaft auf der Bühne umsetzte. Er spielte Mitte der sechziger Jahre in Basel die Hauptrolle im Stück «Der aufhaltsame Aufstieg des Arturo Ui», in dem Bertolt Brecht das amerikanische Gangstertum und die Nazi-Schergen zusammenführte. Elias parodierte den fanatisierten Hitler mit Hingabe. Alle im Zuschauerraum wussten, dass der Schauspieler hier das Schicksal seiner Familie anprangerte.

Anne Franks Tagebuch wird nach ihrer Verhaftung im Amsterdamer Versteck gefunden. Ihr Vater Otto erhält es von einer der Helferinnen, die die Familie im Versteck unterstützt hatten. Die in viele Sprachen übersetzten Aufzeichnungen gelten bis heute als eines der wichtigsten Dokumente eines individuellen Schicksals in der Nazizeit.

Klassik

Souveräner Jungstar Klaus Mäkelä

Manfred Brug

Sibelius: Die Sinfonien. Oslo Philharmonic Orchestra. Klaus Mäkelä. Decca

Lange nicht mehr wurde ein Dirigent so jung ins Rampenlicht geschoben wie der 26-jährige Finne Klaus Mäkelä. Kaum hatte er, als erste CD überhaupt, eine Box mit allen Sibelius-Sinfonien veröffentlicht und war damit mit seinem Oslo Philharmonic Orchestra auf Tour in Wien und Hamburg, wurde er zum neuen Chefdirigenten des Amsterdamer Concertgebouw Orchestra ernannt. Das Orchester, das zu den allerbesten gehört, ist seit vier Jahren – nach einer #MeToo-Verwerfung mit Daniele Gatti – ohne Chef. Die Abmachung greift klugerweise erst 2027. Bis dahin wird Mäkelä fünf Wochen im Jahr als «Artistic Partner» in Amsterdam verbringen. So schnell hat es selten jemand bei einem so bedeutenden Klangkörper an die Spitze geschafft.

Klar, geradlinig, leuchtend, metrisch ruhig dahinlaufend und auf einem Atem schwebend, als breiter Bogen vom Anfang bis zum schnellen Ende. So klingt ab dem ersten, dezenten Paukenschlag die einsätzigige, von nordischer Weite tönende 7. Sinfonie von Jean Sibelius. Und auch die lyrisch wasserklare 6. Sinfonie erfährt auf CD eine ähnlich inspirierte, wache, sorgfältige, nie überinterpretierende Wiedergabe unter dem jungen Finnen.

Mäkelä, schlank, gern mit Anzug am Pult – nur in Oslo trägt er Smoking –, wirkt muster-schülerhaft und trotzdem souverän. Seine Gestik ist ausdrucksvoll elastisch, aber kontrolliert fuchtelfrei. Er ist ausgebildeter und noch gelegentlich aktiver Cellist; einer der letzten Schüler des legendären Lehrers Jorma Panula.

Bei den Mäkeläs liegt die Musik in den Genen. Sein Vater ist Cellist, seine Mutter Pianistin. Sein Grossvater ist Geiger und Bratscher, seine Schwester tanzt im finnischen Nationalballett. Da weiss man offenbar schon mit zwölf Jahren, dass man Dirigent werden möchte. Und nach einer kurzen Solokarriere als Cellist verfolgt er die Dirigentenlaufbahn international seit 2019. Bereits seit Herbst 2020 ist Klaus Mäkelä Chef des Oslo Philharmonic Orchestra, im Herbst 2021 hat er zudem – ein Jahr früher als vereinbart – das Orchestre de Paris übernommen. Und nun also Amsterdam.

Muss das schon sein? So mag man fragen und an so manches, früh überfordertes, dann rasch verglühtes Pulttalent denken. Etwa an den damals gleichaltrigen Franzosen Lionel Bringuier, der 2014 das Orchester der Tonhalle Zürich übernahm. 2018 schied man wieder voneinander – gründlich entliebt. Bei Klaus

Mäkelä jedoch, der sich in jedem Gespräch als wacher, enthusiastischer, leidenschaftlicher, aber auch fokussierter Partner erweist, möchte man unbedingt «ja» sagen.

So einer wie er muss jetzt spielen dürfen, braucht ein Orchester zum Üben und Reifen. Denn er hat schon erstaunlich viel zu geben und zu sagen. Er erweist sich als kluge, sympathische Mischung aus Nerd, Könnler und Kind. Er weiss sehr genau, was für kostbare Instrumente er da gegenwärtig zur Handhabung überlassen bekommen hat, er weiss sie aber auch bereits erstaunlich virtuos und mit einem frühvollendet eklektischen Geschmack zu bedienen.

Während Corona kamen ihm zwar die Pläne für diese wichtigen Pionierjahre einer möglichst lange währenden Dirigierkarriere abhanden, doch anderes ergab sich. Zum Beispiel das Überraschungsdebüt beim Concertgebouw Orchestra. Und schon nächste Saison steht er erstmals am Pult der Berliner Philharmoniker.



Fuchtelfrei: Dirigent Mäkelä.

2021 hat ihn die Decca exklusiv engagiert, es ist der erste Dirigiervertrag seit vierzig Jahren – den letzten bekam dort Riccardo Chailly. Mit mehr Vorschusslorbeeren wurde also lange kein Dirigent mehr aufgebaut. Und jetzt debütiert er als Finne ausgerechnet mit Sibelius.

Klaus Mäkelä lächelt das weg mit der Chuzpe der Jugend. Die bei ihm nie leichtfertig oder überheblich wirkt, immer nur freudig ob all der sich bietenden Chancen, ein bisschen augenzwinkernd naseweis. Da dirigiert keiner mit der Naivität des Anfängers, Klaus Mäkelä kann sehr zielstrebig und ausgebufft sein.

Jazz

Naturgewalt und Poesie

Peter Rüedi

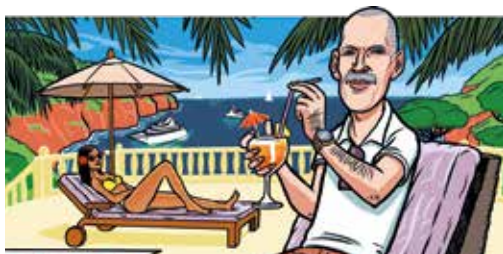
Günter Baby Sommer & The Lucaciu 3: Karawane. Intakt CD 384

Die jüngste CD von Günter «Baby» Sommer, dem bald achtzigjährigen, legendären deutschen Schlagzeuger, der schon mal «der wichtigste Beitrag der DDR zur Geschichte des europäischen Free Jazz» genannt wurde, beginnt mit einem Stück, das auch den Titel eines seiner früheren Duo-Alben tragen könnte: «Das donnernde Leben». Es heisst «Dunkle Wolken» und ist ein Volkslied, das in die Zeit des Dreissigjährigen Kriegs zurückreicht: «Es geht ein dunkle Wolk herein». Was, versteht sich, aktuellste Gedanken nahelegt und ein nicht unbeträchtliches Pathos. Es macht eine Seite der Zusammenarbeit des sehr vitalen alten Mannes mit den Musikern aus, die, fast ein halbes Jahrhundert jünger, seine Enkel sein könnten: die drei Brüder Antonio, Simon und Robert Lucaciu, in Deutschland aufgewachsene rumänische Secondos an Altsaxofon, Piano und Bass.

Das durchwegs gespannte und spannende Album beginnt in hoher pathetischer Tonlage, und es endet mit einem «Hymnus» wie von Abdullah Ibrahim. Die Lucacius sind Sommer hingebungsvolle Partner, aber auch produktive Gegenstimmen in «aetherischeren» Zonen (ein Stück von Robert Lucaciu heisst nicht zufällig «Aether»). Wobei: Günter Sommer ist mit seinem ganz persönlichen «Schlagzeugsound» eine Naturgewalt, aber auch ein perkussiver Poet. Nicht nur im übertragenen Sinn. Seit Anbeginn einer, der Mauern überspringt, hatte er auch immer eine Vorliebe für andere Gattungen, zumal für Literatur; so war er an Projekten mit Christa Wolf, Christoph Hein und Günter Grass beteiligt. Sein jüngstes Werk heisst «Karawane». Das ist der Titel eines Gründertexts des Dadaismus, eines Lautgedichts von Hugo Ball aus dem Jahr 1917. Sommer rezitiert es, verbal und instrumental, an zentraler Stelle, in einem multimedialen Furioso, und damit gelingt ihm ein weiterer, entscheidender Grenzsprung. Wie die Pioniere des Dadaismus vereinigt Sommer zwei Qualitäten, die gemeinhin für unvereinbar gelten: Pathos und Humor.

Als Schlagzeuger kennt Sommer ohnehin nicht seinesgleichen. Er sprengt die Grenzen der «ternären» Schlagzeugtradition, aber er entwickelt auch, jenseits der «Free-Jazz-Orthodoxie», seine eigene unverwechselbare Art von «Swing». Nicht anders als Elvin Jones ist er gleichzeitig ein unvorhersehbar offener und ein bestürzend präziser Schlagzeuger.

LEBEN HEUTE



WUNDERBARE WELT

Ich, eingeholt

Mark van Huissing

Es ist hart, aber unvermeidlich: Man verliert seinen Vorsprung. Die Frage ist nicht ob, sondern wann. Und die eigentliche Geschichte, was man daraus macht. Es gibt schlechte Beispiele. Eines meiner liebsten ist zu sehen in einem Dokumentarfilm über New Yorker Künstler, die mal wichtig waren. Darin tritt auch Lou Reed auf, natürlich, und man wird Zeuge, wie ein frecher Interviewer zum Musiker/Punk-Wegbereiter sagt: «Hey, Lou, wie geht's, du siehst ein wenig fertig aus.» Worauf der damals vielleicht Sechzigjährige ungefähr erwidert: «Nein, ich sehe ziemlich cool aus, wie immer, ich bin Lou Reed.»

Meinen «Ich-bin-Lou-Reed-Moment» erlebte ich – Vorsicht, Fallhöhe, schon klar – vor zehn oder so Jahren auf der Pressereise, Pardon: Medienreise einer Luxusmarke in die Champagne. Es war niemand dabei, den/die ich kannte, respektive keine/r kannte mich oder die Zeitschrift, für die ich berichtete. Also fragte ich ein Mädchen, das die Gewissheit ausstrahlte, jeder wisse, wer sie sei, was genau ihr Job sei. «Zurzeit pushen mich die Brands, mehr auf Snapchat zu posten», antwortete sie. Und weil sie wohl merkte, dass diese Entgegnung für mich nicht abschliessend war, ergänzte sie: «Ich bin Influencerin.» Zudem fragte sie netterweise: «Und was machen Sie so?»

Wohl dem, der eine Story hat, die sich in 280 Zeichen verbreiten lässt, ein Modewort enthält (zum Beispiel «Twitter») plus eines, das keiner versteht («Blockchain»). Stattdessen sagte ich: «Freier Journalist und Autor, Magazine, ab und an ein Buch, *old media* halt.» – «Oh», sagte sie und blickte auf ihr Smartphone, mit dem sie pausenlos Fotos von allem und nichts machte (Flaschen, Keller, Konferenzräume, Parkplätze, Hors'd'œuvres).

War meine Antwort gut? Besser als die von Lou Reed, denke ich (Entschuldigung, bei mir sonst immer *de mortuis nil nisi bene*, über die Toten soll man nur Gutes reden, er starb 2013; ich ass mal mit ihm zu Abend, in Miami auf einer Dachterrasse, im Regen).

Was ich gerne gesagt hätte: Die Jungen kommen von hinten, Influencerinnen aus Berlin, Testimonials aus London (vielleicht auch aus Bern oder Łódź). Ich höre ihre schnellen Schritte in teuren Turnschuhen, die sie heute geschenkt bekommen. Ich verliere meinen Vorsprung, doch ich war mal dabei.

Ich war dabei, als Talk Talk in Montreux spielten, 1985, anschliessend fuhr ich in einem MGB GT nach Südfrankreich. Ich war dabei, als Prince ein Aftershow-Konzert gab, 1994, zu dem Fredi Müller nur tausend Leute ins Kaufleuten liess und dann abschloss.

Ursula Andress empfing mich auf ihrem Anwesen bei Rom, 2005, sie trug Gummistiefel, weil sie im Garten gearbeitet hatte, wir fuhren in ihrem klapprigen Fiat in eine Pizzeria. Und Harald Schmidt in Köln; nachdem er Kollegen in einem Interview mitgeteilt hatte, er fände das lustig, wie MvH schreibt. Mouna Ayoub fragte mich nach Mitternacht auf dem Deck der grössten Segeljacht der Welt, die ihr damals gehörte, ob diese Riesenbrüste zu ihr passten, in meinen Augen.

Ich traf Sting an der Bar des «Dolder»-Hotels, Stunden bevor ich mit ihm verabredet war (er fragte, weshalb ich schon hier sei, ich antwortete, ich interviewe zuerst noch Kylie Minogue). Ich sass mit Cher in einer Hotelsuite. Sowie mit Mariah Carey, die ihre Beine auf meinen Sessel

Ursula Andress empfing mich auf ihrem Anwesen bei Rom, 2005, sie trug Gummistiefel.

legte und fragte, ob das störe. Ich sagte zu Marianne Faithfull in ihrer Pariser Wohnung: «Ich bitte um Verzeihung, ich muss los, der letzte TGV fährt bald ab», sie sagte: «Well, then, this sounds more important than me» (das tönt wichtiger als ich). Ich verliess Nina Hagens Garderobe im KKL, bevor sie mich rauswerfen konnte (sie war nicht gut drauf, ich auch nicht, sagte sie).

Trotzdem, ich gebe meinen Vorsprung ab, an junge Leute mit mehr Haaren und besseren

Kleidern (die wirklich nett sind, einige richtig gut zudem). Einen Spitzenplatz in der Popkultur (oder anderswo) kann man nicht halten, dieses Rennen verliert man. Das habe ich verstanden, als ich den Song «Losing My Edge» von LCD Soundsystem, die Debüt-Single übrigens, erstmals hörte. Das war 2002. Ich gratuliere James Murphy, dem Multitalent hinter der Band, zum zwanzigsten Jahrestag seiner scharfsichtigen Erkenntnis. Er hat mir geholfen, darüber wegzukommen. Ich war mal dabei, immerhin.



UNTEN DURCH

Brunos Psychologin

Linus Reichlin

Mein Freund Bruno erzählte mir vor einiger Zeit, er gehe jetzt zu einer Psychologin. Er sagte, er habe sonst niemanden, mit dem er über Probleme sprechen könne, die nur ihn etwas angingen. Er vertraute ihr also Probleme an, die ich als sein bester Freund nicht kannte. Dagegen ist man machtlos. Denn wenn ich nun zu Bruno gesagt hätte, dass es mich kränke, dass er mit einer Psychologin und nicht mit mir über seine Probleme spreche, hätte er dies bei der nächsten Sitzung seiner Psychologin erzählt. Und die hätte ihm dann geraten, mir das Gefühl zu geben, dass ich immer noch sein bester Freund sei. Beim nächsten Bier in unserer Stammkneipe hätte Bruno mir die Hand auf die Schulter gelegt und gesagt: «Es ist mir übrigens wichtig, dass du weisst, dass die Vertrauenskette zwischen uns aus Eisen besteht, ehrlich!» Aber ich würde ihm das nicht glauben, denn ich wüsste ja, dass seine Psychologin ihm das eingeflüstert hätte. Und wenn man weiss, dass der beste Freund hinterrücks mit der Absolventin irgendeines Psychologiefern-

kurses über alles spricht, was man ihm erzählt, erzählt man ihm besser nur noch das, wozu einem die eigene Psychologin geraten hat. Und die heisst Ulrike.

Wir sprechen uns mit Vornamen an, darauf bestand Ulrike in der ersten Sitzung. Ich sagte: «Ulrike, ich bin hier, weil mein bester Freund eine Psychologin hat, mit der er alles bespricht. Ich weiss nicht, wie ich damit umgehen soll.» Ulrike sagte, ich solle Bruno zu verstehen geben, dass er auch mit mir über seine Probleme sprechen könne. Beim nächsten Treffen in der Kneipe legte ich Bruno die Hand auf die Schulter, aber bevor ich etwas sagen konnte, sagte er: «Es ist mir übrigens wichtig, dass du weisst, dass die Vertrauenskette zwischen uns . . .» – «Halt den Mund», sagte ich, «viel wichtiger ist, dass du endlich kapiert, dass du auch mit mir über deine Luxusprobleme sprechen kannst!» Danach sprachen wir über die Fussballergebnisse des Wochenendes und über Sex im Stehen, aber irgendwie war die Stimmung angespannt.

Ich erzählte es meiner Psychologin, und sie riet mir, Bruno ganz offen zu sagen, dass er mir das Gefühl gebe, weniger wert zu sein als seine Psychologin. «Das wird er bestreiten», sagte meine Psychologin, «denn seine Psychologin hat ihn bestimmt darauf hingewiesen, dass er dich als dominant empfindet.» Okay. Beim nächsten Bier packte ich Bruno am Kragen und sagte: «Hör endlich auf, mich runterzumachen, und gib zu, dass ich dominant bin!» – «Du bist wie mein Vater!», rief Bruno und begann zu weinen, und danach sprachen wir über den Einfluss der Frauenbewegung auf die Klimaveränderung und wieder über Sex im Stehen. Aber wegen der ganzen psychologischen Hintergründe war die Stimmung einfach nicht wie früher. Ulrike sagte, ich solle mal ein bisschen Druck rausnehmen. Ich sagte: «Ich möchte lieber wissen, was seine Psychologin ihm als Nächstes einflüstert, dann kann ich mich darauf vorbereiten.» Ulrike sagte, als Nächstes rate sie ihm bestimmt, zu versuchen, mich mit all meinen schwierigen Seiten zu akzeptieren.

Ein paar Tage später sassen Bruno und ich im Kino, und ich sagte: «Du möchtest jetzt bestimmt mit mir über meine schwierigen Seiten sprechen.» Er sagte: «Woher weisst du das? Ja genau, das möchte ich!» – «Aber das wird nicht hier besprochen!», sagte der Mann neben

uns und drohte uns mit der Faust, denn der Film begann. Nachher sprachen Bruno und ich in der Kneipe über die Männerunterhosen der Marke Olaf Benz, die zwar teuer sind, aber drei Jahre halten, wenn man sie nicht zu häufig wäscht. Auf so ein Thema wären unsere Psychologinnen nie gekommen, so dass ich mich inzwischen frage, ob die ihr Geld überhaupt wert sind.



FRAUEN Brigitte Macron, Verführerin Julie Burchill

69 ist Brigitte Macron, die Frau des französischen Präsidenten, und das passt. Denn welcher sexinteressierte und neugierige Mensch hat angesichts der französischen First Lady nicht schon gedacht: «Mensch, die muss gut im Bett sein!» Denn wie anders könnte man sich erklären, dass eine Frau, die 24 Jahre älter ist als ein Mann, der über eine gehörige Portion *amour-propre*, also Selbstliebe, verfügt, ihn so lange in ihrem Bann halten kann?

Als sie ihren Mann 2017 im Präsidentschaftswahlkampf unterstützte, sagte er denn auch, wenn er gewinne, «wird meine Frau die Rolle spielen, die sie immer bei mir gespielt hat: Sie wird nicht versteckt werden.» Nicht möglich wurde es dann allerdings, für sie den offiziellen Titel einer First Lady zu schaffen, inklusive eigenen Personals, eines Büros und eines Budgets für ihre Aktivitäten: Eine Petition dagegen wurde von mehr als 275 000 Leuten unterschrieben.

Diese siebenfache Grossmutter trägt kurze Röcke und ihr blondes Haar schulterlang. Sie war das jüngste von sechs Kindern, und es ist für solche Kinder typisch, dass sie auch im Alter sehr jung wirken. Dieses Aussehen, kombiniert mit ihrer Weltgewandtheit, muss

auf den jugendlichen Macron eine unwiderstehliche Wirkung ausgeübt haben, wobei es schwerfällt, sich vorzustellen, dass der 15-Jährige unbedarft an seiner 39-jährigen Schauspiel-Lehrerin herumgefummelt habe.

Wie bei allen grossen Liebesgeschichten wurden dem Paar allerlei Hindernisse in den Weg gelegt, von seinen Eltern und von ihrem Ehemann. Doch als er achtzehn war, kamen sie eben doch zusammen. Sie hat gesprochen von einer «Liebe, die oft eine heimliche war, eine versteckte, die von vielen falsch verstanden wurde, bevor sie sich durchsetzte». Sie ist von sympathischer Offenheit: «Ich weiss, dass ich meinen Kindern wehgetan habe, und das werfe ich mir am meisten vor. Aber ich konnte es nicht nicht tun. Hätte ich mich damals nicht so entschieden, hätte ich mein Leben verpasst.»

In der angelsächsischen Welt sind First Ladys in der Regel Gefährtinnen und Gehilfinnen, weshalb diese dramatische Liebesgeschichte etwas wunderbar Französisches an sich hat. Das Los der Französisinnen war in vielerlei Hinsicht nicht zu beneiden: Das Wahlrecht erhielten sie erst 1944, und das Recht, ohne die Erlaubnis ihres Mannes zu arbeiten, erst 1965. Dass sie sich in hohem Mass als sinnliche Wesen begreifen, hat zu Konflikten mit MeToo geführt, und die Nationalfigur Marianne ist oft barbusig dargestellt worden, etwas, was weder Britannia noch Helvetia je mit sich geschehen lassen würden. Und so ist es doch mehr als passend, dass Frankreichs First Lady eine schöne blonde Verführerin ist wie aus einem Roman von Colette.

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer



«Besser, du baust einen Schnecken-
zaun in den Garten...!»



THIEL

Erfindungen

Gott: Was sind das für Baupläne?

Teufel: Das ist meine neuste Erfindung. Ich nenne sie «Barriere». Schau, das ist der Sockel. Der hat eine Achse, an welcher diese lange Schranke befestigt ist. Am kurzen Ende sind Gewichte angebracht, damit man die Schranke leicht heben und senken kann.

Gott: Hast du sie schon ausprobiert?

Teufel: O ja. Die Menschen lieben sie! Jeder will mit ihr spielen. Sie finden die lustigsten Gründe, um sie zu schliessen und wieder zu öffnen.

Gott: Aber sie streiten sich doch hoffentlich nicht darum.

Teufel: Keine Angst, ich gebe jedem seine eigene Barriere. Es ist sehr lustig. Während die einen ihre Barriere zu bestimmten Zeiten geschlossen halten, haben andere die ihre zu genau der gleichen Zeit geöffnet. Einige halten ihre Barriere durchgehend geschlossen und verlangen Geld für eine Öffnung. Andere wiederum legen die unterschiedlichsten Bedingungen fest, unter denen sie ihre Barriere öffnen.

Gott: Was für Bedingungen?

Teufel: Das geht von der Hautfarbe über das Geschlecht bis zur Religion. Die neusten Bedingungen sind politische Überzeugung, Fahrzeugtyp, Konsumation von pharmazeutischen Produkten oder das Tragen von Gesichtsmasken. He, was machst du da?

Gott: Ich verbessere deine Baupläne.

Der Sockel mit der Achse bleibt. Aber die Schranke muss in der Mitte befestigt werden, damit beide Enden gleich lang sind. So ist sie in der Balance, und du kannst die Gewichte weglassen.

Teufel: Aber so funktioniert sie doch gar nicht mehr!

Gott: Ah ja, und den Namen musst du auch ändern. Was hältst du von «Wippe»? Und stelle sie nicht entlang von Strassen auf, sondern auf Spielplätzen.

Andreas Thiel

HÄUSER/BENJAMIN BÖGLI

Luftschlösser aus Amerika

Völlig losgelöst: Wie könnte der Wolkenkratzer oder die Stadt von morgen ausschauen?



Selbstheilung: Analemma Tower über New York.

Die spektakulären Projekte des New Yorker Architekturbüros mit dem einschlägigen Namen Clouds AO sorgen immer wieder für Aufsehen. Vor ein paar Jahren verblüfften die Clouds-Gründer Masayuki Sono und Ostap Rudakevych mit ihrem Analemma Tower. Sie erdachten eine komplett neue Gebäudewelt: ein vom Erdboden losgelöster, mehrere Dutzend Kilometer hoher Turm, der bis hinaus in die Stratosphäre ragt. Getragen würde er von einer Seilkonstruktion, die man in einem in 50 000 Kilometer entfernten Asteroiden verankerte. Der Gegenzug, der dadurch entstünde, sollte den mehrere Millionen Tonnen schweren Bau dann tragen.

Die Idee ist zwar verrückt, aber den amerikanischen Architekten ist es ernst. Sie sehen sich als Visionäre. Ihre Baufantasien stützen sie auf die historische Erkenntnis, dass Gebäude über die Jahrtausende «immer höher, dünner und leichter» wurden, wie Sono einmal erklärte. Ein Clouds-Wolkenkratzer wie der Analemma Tower wäre aufgrund der Erdrotation und der Schwingbewegung der Aufhängung immer in Bewegung. Er würde innerhalb von 24 Stunden zweimal von New York bis ungefähr nach Bolivien schweben und dabei die Bahn einer

Acht ziehen – eine Form, wie wir sie vom Rühren eines Käsefondues her kennen. Im unteren Drittel des Turms befänden sich Büroräumlichkeiten, darüber Wohnungen. Dank der Erdkrümmung kämen die Bewohner in den Genuss von 45 Minuten mehr Sonnenschein pro Tag, zudem überblickte man ständig 10 Prozent der Erdoberfläche.

Die beiden Architekten glauben nicht weniger, als dass sich die Erde mit der Clouds-Utopie «selber heilen» könnte. Sono: «Indem wir sie verlassen, brauchen wir keine Betonautobahnen und keine ausufernden städtischen Agglomerationen mehr, welche die Erdoberfläche ersticken.» Unterstützt von der Nasa, haben die exzentrischen Baumeister jetzt sogar eine schwebende Stadt entlang des Äquators entworfen, welche die gesamte Erdbevölkerung beherbergen könnte. «Träumen führt zu Paradigmenwechseln, die der Menschheit neue Träume eröffnen», sagt Architekt Rudakevych.

Die beiden Fantasten müssen einfach aufpassen, dass sie bei der allfälligen Errichtung ihrer kilometerhohen Gebäude keine Sprachverwirrung wie damals beim Turmbau zu Babel lostreten.

Ursula Haller

Die Berner Politikerin sass für die SVP im Nationalrat und gründete 2008 die BDP mit. Sie ist immer noch engagiert, zum Beispiel als Präsidentin des Damenhandballclubs Rotweiss Thun.

Weltwoche: Frau Haller, wie geht es Ihnen?

Ursula Haller: Mir geht es sehr gut, danke. Ich bin dankbar, immer noch gesund und entsprechend froh und munter zu sein.

Weltwoche: Sie waren fünfzehn Jahre im Nationalrat. Vermissen Sie Bundesbern?

Haller: Nein. Es waren einzigartig spannende, aber auch anspruchsvolle Jahre. Ich blicke dankbar auf ungezählte Begegnungen, Ereignisse zurück. Oder anders gesagt: Es war eine grosse, für mich nie selbstverständliche Ehre, Nationalrätin sein zu dürfen!

Weltwoche: Auf welches politisch erreichte Ziel sind Sie am meisten stolz?

Haller: Die Einführung der Mutterschaftsversicherung. Ich habe damals – noch als Mitglied der SVP – sowohl in der Fraktion, im Nationalrat und später auch auf vielen Podien für deren Annahme gekämpft, nicht unbedingt zur Freude meiner Parteikollegen. Aber es hat sich gelohnt. Am 1. Juli 2005 wurde diese letz-

te grosse Lücke im System der sozialen Sicherheit geschlossen – sehr zur Freude von (fast) allen Frauen!

Weltwoche: Hätten Sie je Bundesrätin werden wollen? Warum? Oder warum nicht?

Haller: Nein! Glücklicherweise habe ich nie derart an Selbstüberschätzung gelitten. Denn die Frage mit Ja zu beantworten und sich nicht gleichzeitig selbst zu fragen, ob frau es denn auch könnte – geht gar nicht! Ich ziehe den Hut vor allen Personen, die sich die Ausübung dieses äusserst anspruchsvollen Amtes zutrauen.

Weltwoche: Wie beurteilen Sie unsere derzeitige Regierung?

Haller: Der Gesamtbundesrat hat gerade während der schwierigen und herausfordernden Pandemie gezeigt, worauf es ankommt: Einhalten des Kollegialprinzips, gegenseitiges Vertrauen, gemeinsames, überzeugendes Auftreten gegen aussen – und das jeweilige Parteibuch in der Schublade vergessen.

Gut gemacht! Gleiches könnte ich beispielsweise von den Mitgliedern im National- und Ständerat nicht zwingend behaupten ...

Weltwoche: Sie gründeten die BDP mit – wie arg war der Zwist mit der SVP?

Haller: Tatsächlich hatte ich öfter Meinungs-differenzen, es gab einige Male sogar Tränen bei mir. Denn viele meiner ehemaligen Kollegen waren empört, dass ich mir erlaubte, mir meine Meinung nicht mit einem «unter der Schädeldecke implantierten Parteibuch», sondern mit meinem eigenen Wissen und Gewissen zu machen. Aber es ist doch versöhnlich, zu wissen, dass sowohl Christoph Blocher als auch Ueli Maurer (denen ich übrigens immer freundschaftlich verbunden bleibe) mir attestierten, bei mir wüssten sie immer, dass ich das, was ich sage, auch denke – und umgekehrt! Sie sehen: Aus ehemaligen Parteifreunden müssen nicht zwingend Parteifeinde werden!

Weltwoche: Sind Sie noch Parteimitglied?

Haller: Ja, ich bin Parteimitglied der neuen Partei Die Mitte.

Weltwoche: Was machen Sie heute konkret, womit beschäftigen Sie sich am meisten?

Haller: Ich geniesse den sogenannten goldenen Herbst des Lebens in vollen Zügen. Zusammen mit unseren Familien, unseren Freunden. Ich engagiere mich nur noch dort, wo es mir gefällt und wo meine Fähigkeiten gefragt sind. Ein Beispiel: Als ehemalige Handballspielerin – vor fünfzig Jahren beim Damenhandballclub Rotweiss Thun – bin ich seit fünf Jahren deren Präsidentin. Diese Aufgabe hält mich zumindest geistig fit – körperlich wäre noch Steigerungspotenzial vorhanden ...

Weltwoche: Was raten Sie einer jungen Person, die heute in die Politik einsteigen will?

Haller: Wer nichts wagt, kann nichts gewinnen! Politisieren heisst, sich für unsere Gesellschaft und deren Wohlergehen engagieren zu wollen. Politisieren heisst, sich mit den vielen, immer komplexer werdenden Themen ernsthaft auseinandersetzen zu müssen und nach sinnvollen Lösungen zu suchen – zugunsten unserer Bevölkerung, unseres Landes. Das ist gut und tut gut!

André Häfliger



«Einzigartige Jahre»: Politikerin Haller, 2007 und heute.

Die Bernerin Ursula Haller, Jahrgang 1948, gehörte zu den bekanntesten Politikerinnen des Landes. Fünfzehn Jahre lang sass sie im Nationalrat. Sie war Mitglied der SVP, gründete dann aber 2008 die BDP mit, die sich letztes Jahr mit der CVP zur Partei Die Mitte zusammenschloss.



Städtebaulich und kulinarisch interessant

Restaurant Epona im Intercontinental Grand Hôtel-Dieu,
20 quai Jules Courmont,
69002 Lyon.
Telefon +33 4 26 99 23 23

Wir haben kürzlich über einen eher enttäuschenden Besuch einer der schönsten Brasserien Frankreichs in Lyon berichtet. Nun möchten wir dem einen geradezu begeisterten Bericht entgegensetzen: Auf der «Presqu'île», dem wirtschaftlichen Zentrum der Stadt Lyon, ist der ehemalige Komplex des von Jacques-Germain Soufflot im 18. Jahrhundert als Spital erbauten Grand Hôtel-Dieu völlig erneuert und einer neuen Zwecksetzung gewidmet worden – und das, ohne dass die barocke Architektur darunter gelitten hat. Das Gebäude umfasst nun neben Geschäften, Ein-



kaufspassagen und Veranstaltungsorten auch ein als «Intercontinental» betriebenes Fünfsternehotel.

Diverse Lebensmittelgeschäfte bieten in einer kleinen «Markthalle» ihre Produkte an: eine Bäckerei, ein Früchte- und Gemüseladen und eine Fischtheke. Im Sommerhalbjahr kann man diese in den Innenhöfen des Gebäudekomplexes im Freien geniessen.

Zum Hotel «Intercontinental» gehört das elegante Restaurant «Epona» am Quai der

Rhone, das vom weitgereisten Küchenchef Mathieu Charrois geleitet wird. Das Essen ist hier nicht nur gepflegt, sondern auch ausgesprochen gut.

Ausgesprochen kreativ

Der Dinkel-Risotto als Amuse-Bouche war spannend, die Tomaten mit aufgeschäumter Burrata hervorragend, und die grosse klassisch gebratene Seezunge für zwei Personen war grossartig. Ausgesprochen kreativ und aufgetürmt zeigte sich das Dessert: eine Komposition aus Mara-des-Bois-Erdbeeren mit dem passenden Sorbet, einem schwarzen Nougat aus Sesam und einigen Tropfen Verveine-Sirup. Und: Es war so gut, wie es aussah.

Das Lokal ist eher schlicht eingerichtet – was auch für die lauschige Terrasse im Garten eines der Höfe des Grand Hôtel-Dieu gilt. Für einmal stimmte alles!

WEIN/PETER RÜEDI

Aus der Wiege des Weinbaus

Zorah Wines (Armenien):
Heritage Sireni 2019. 13,5%. Fischer Weine,
Sursee. Fr. 58.–. www.fischer-weine.ch
Zorah Wines: Karasi Areni Noir 2020.
14%. Fr. 31.– (ebenda)

Dies ist ein Wein, der jedem viel Vergnügen bereitet, der ihn blind verkostet. Als Wein und nicht sonst. Er ist aber auch ein Stoff, aus dem die Mythen sind. Er stammt aus Armenien, einem Land, das auf meiner Weinkarte ziemlich Terra incognita war. Obwohl auch ich weiss, dass Armenien (wie auch Georgien) als Wiege des Weinbaus gilt. In einer Höhle im Dorf Areni entdeckten Archäologen eine 6000 Jahre alte Weinpresse mit Resten von Tongefässen und Traubenkernen. Tiefer zurück, in biblische Dimensionen, reicht der Mythos, in dieser Zone unweit des Berges Ararat sei nach der Sintflut Noah mit seiner Arche gestrandet und habe nach der Rettung der gesamten Fauna hier auch den Weinbau begründet. Den Bogen durch die Jahrtausende zu diesen schön gegenwärtigen Weinen zu schlagen, braucht etwas Fantasie. In jüngeren Abschnitten



der Geschichte ging die Wiege des Weinbaus immer wieder mal in Brüche, durch Einfälle von Türken, Iranern und Arabern, dann durch die sowjetische Herrschaft, der Weinfreuden grundsätzlich als bourgeois dekadent galten. Schliesslich, ganz rezent, der Krieg zwischen Armenien und Aserbaidschan (2020) um Berarabach, der dem Rezensenten immerhin für einen Moment in Abwandlung der berühmten Zeile von Brecht die Frage nahelegt: «Was sind das für Zeiten, wo ein Gespräch über Wein fast ein Verbrechen ist?»

Wie immer: Die Reben des Unternehmers Zorik Gharibian, der nach Jahren in Italien zu seinen Wurzeln zurückkehrte und 2006 seine Zorah Winery gründete, waren davon nicht betroffen. Gharibian wurde zu einem Pionier der alten autochthonen Sorten im Kaukasus.

Eine davon trägt den zungenbrecherischen Namen Khndoghni (armenisch für «Lächeln»), einfacher auch genannt «Sireni». Von ihr stammt ein elegantes Schwergewicht, der «Heritage Sireni», wie die meisten Weine Gharibians nicht in Fässern, sondern nach Urväterart in Amphoren ausgebaut. Es ist ein mächtiger Wein, der uns mit seinen schwarzfruchtigen Aromen, Noten von schwarzer Schokolade und Lakritz als komplexe Persönlichkeit etwas herausfordert, aber nie erschlägt. Keineswegs auf die Nachsicht angewiesen, mit der wir manchmal etwas arrogant Weinen begegnen, die wir für «Exoten» halten, ist er ein toll komponierter tiefer Roter mit ein paar wilden Anklängen im langen Abgang. Dekantieren ratsam.

Etwas weniger komplex mit seiner explosiven Frucht (Brombeeren, Weichseln, Noten von Pfeffer und frischen Kräutern) ist Zorahs «Karasi Areni», ein dynamisch jugendlicher Wein, der sein Herz auf der Zunge trägt (auf unserer Zunge). Auch er ist aus einer autochthonen kaukasischen Sorte, der «Areni Noir», auch er kommt aus der Amphore.

Raumgleiter der Zukunft

Form und Funktion: Der BMW iX M60 ist ein ebenso leistungs- wie ausdrucksstarkes Elektrofahrzeug.



Mit dem iX führt BMW eine Formensprache fort, die mit dem i3 vor zehn Jahren begonnen hat und die bis heute zu reden gibt. Dem Design liegt die Idee zugrunde, dass Elektromobilität nicht einfach Autofahren mit anderen Mitteln ist, sondern eine grundlegend neue Form der Fortbewegung. Diese Idee ist nur deshalb schon richtig, weil ein Auto mit Strom vollzuladen nicht damit zu vergleichen ist, einen Tank mit Benzin zu füllen.

So wird aus dem iX eine Art Raumschiff für die Strasse, die ganze Erscheinung hebt das Modell komplett ab vom grossen Rest des Angebots auf dem Markt für Elektrofahrzeuge, bei denen es meistens eher darum zu gehen scheint, den Kunden Kontinuität zu versichern. Das Raumschiff muss einem natürlich nicht gefallen, ich konnte mich aber immer schon anfreunden mit diesem Ausdruck von Zukunftsglauben, den der BMW iX darstellt oder den ich da hineininterpretiere.

Nachdem diese formalen (Geschmacks-)Fragen geklärt sind, geht es um das eigentliche Fahren: Mit dem iX M60 bringt BMW die vorläufig stärkste Ausbaustufe der neuen Baureihe in die Autohäuser. Und auch wenn man sich natürlich fragen kann, ob es ein Elektroauto im geräumigen SUV-Format braucht, ist der mächtige Wagen vielleicht eher als real gewordene Skizze dafür zu sehen, wo die Reise der modernen Mobilität hinführen kann. 619 PS Leistung und nur schwer zu fassende 1100 Newtonmeter Drehmoment bringt der iX M60 auf die Strasse, das allein ist schon ein eindrucksvoller Beweis für das technisch Machbare, aber gar nicht unbedingt der Kern des Autos.

Fast noch interessanter als die schiere Wucht, mit welcher der iX davonstürmt und dabei Zweifel an den physikalischen Gesetzen über die Trägheit der Masse aufkommen lässt, ist die Art, wie längere Reisen darin zum Erlebnis werden. Tatsächlich wie in einer Art Raumgleiter schweben die Insassen im M60 durch die Landschaft, das Fahrwerk mit einer Zweiachsluftfederung und mitlenkenden Hinterrädern sorgt für einen beinahe schon leichtfüssigen Komfort, der besonders auf Langstrecken überragend ist.

Mit einer theoretischen Reichweite von 561 Kilometern sind solche Reisen tatsächlich auch einigermaßen mühelos zurückzulegen, ohne zu viel Zeit mit der Suche nach Ladesäulen versäumen zu müssen. Vor allem aber setzt sich das radikale gestalterische Bekenntnis der BMW-Designer auch im Innenraum fort. Mit weichem Leder, Glas und Holz wurde eine faszinierende Form von hochtechnisierter Gemütlichkeit geschaffen, die sich wie die äussere Erscheinung des Wagens stark von den sonst bekannten «Automöblierungen» abhebt und erheblich dazu beiträgt, den BMW iX M60 zu einem der wohl besten verfügbaren Modelle im Hochpreissegment der Elektrofahrzeuge zu machen.

BMW iX M60

Motor/Antrieb: 2 Elektromotoren, elektrischer Allradantrieb, einstufiges Automatikgetriebe; max. Systemleistung: 619 PS (455 kW); max. Drehmoment: 1100 Nm; Hochvoltspeicher: 111,5 kWh (brutto); max. Ladeleistung (DC): 200 kW; Beschleunigung (0–100 km/h): 3,8 sec; Höchstgeschwindigkeit: 250 km/h; Verbrauch (WLTP): 24,5–21,8 kWh/100 km; Reichweite: 561 km; Preis: Fr. 154 800.–, Testauto: Fr. 168 480.–



OBJEKT DER WOCHE Die Feldpost bringt

Fresspäckli

Ab zirka 40 Franken online erhältlich

Den Rekruten fehlt es heutzutage kaum an Stärkung. Trotzdem freut sich jeder auf dem Feld über Post. Das Fresspäckli dürfte denn auch eine noch längere Tradition haben als die 1817 gegründete Schweizer Armee. Am Montag ist es wieder soweit: Gut 8000 junge Männer und Frauen rücken in die Sommer-RS 2022 ein. Für die meisten dauert sie bis 4. November. Es bleiben also vier Monate, um den jungen Staatsdienern auf Zeit etwas Süsses oder Salziges – bis 5 Kilogramm portofrei – in die Kaserne zu schicken.

Hierzu ein *fun fact*: Seit März 2006 dürfen maximal fünf Sendungen pro Tag vom gleichen Absender an dieselbe Militäradresse gesendet werden. Das Departement für Verteidigung, Bevölkerungsschutz und Sport (VBS) sah sich zu dieser Massnahme gezwungen, um der ausufernden Jagd nach dem Fresspäckli-Rekord ein Ende zu setzen. Spitzenreiter bleibt wohl für immer die Kaserne Gossau (SG), respektive Rekrut Marco Meyer: Seine Freundin veranlasste, dass er am 10. Februar 2006 sage und schreibe 555 Pakete erhielt. Sie schlug damit den zuvor im Kanton Aargau aufgestellten Rekord von 444 Sendungen.

E-Commerce machte natürlich auch das Fresspäckli zum Geschäftsmodell. Bereits 2002 bot die Post zusammen mit Nestlé das «Swiss Army Pac» an – und floppete. Mittlerweile gibt es zahlreiche Dienstleister, zum Beispiel Militaerbox.ch oder Shop.albert-spiess.ch, mit vielfältigem Fresspäckli-Service ab rund vierzig Franken.

Benjamin Bögli



Mit von der Partie: Persönlich.com-Chef Matthias Ackeret am Campus-Billardtisch.



Freude herrscht: Firmenchef Emanuel Probst und Gattin Marianne eröffnen den neuen Jura-Campus.



«Wegweisend»: Pionier Bertrand Piccard, CEO Probst.



Kraft des Windes: Künstler Werner Zemp.



Streichmusik Alder aus Urnäsch: A. Manser, K. Freund, S. Dobler, H. Alder, C. Manser.

BEI DEN LEUTEN

Hut ab vor der Jura-Familie

Der Kaffeemaschinen-Hersteller eröffnete sein Forschungszentrum in Niederbuchsiten feierlich.

André Häfliger

In die Zukunft zu investieren, bedeutet, Leidenschaft, permanente Verbesserung und Fokus auf ein Thema weiter zu stärken. Deshalb haben wir den Jura-Campus gebaut», sagte **Emanuel Probst**, seit dreissig Jahren Jura-Chef. Vor 400 Gästen, darunter 300 Händlerinnen und Händler aus 39 Ländern, schnitt der Firmenchef zusammen mit seiner Ehefrau **Marianne Probst** das rote Band durch. «Wir sind stolz und dankbar», sagte Geburtstagskind Marianne Probst mit funkelnden Augen. Stolze 29 Millionen Franken hat Jura in sein neuestes Projekt investiert.

Der Campus reiht sich ein in eine der erfolgreichsten Firmengeschichten der Schweiz. Die 1931 gegründete Jura Elektroapparate AG mit Hauptsitz in Niederbuchsiten hat 2021 einen Umsatz von 704 Millionen Franken erzielt – 20 Prozent mehr als im Jahr zuvor. 548 000 Kaffeemaschinen wurden weltweit verkauft. Das Credo der Probsts – auch die Kinder **Kristina** und **Simon** sind im Betrieb: «Wir sind keine Erben, haben keine Investoren gesucht. Es ist alles selbst erarbeitet.»

Begeistert zeigte sich auch der Urner Pfarrer **Oskar Planzer**, der den rund 5000 Quadratmeter grossen Campus einsegnete: «Dieses Gebäude steht nun unter dem Segen Gottes – viel Glück!» Niederbuchsitens Gemeindepräsident **Markus Zeltner** schenkte eine grosse Sitzbank auf dem Campus-Vorplatz: «Wenn ich Jura sage, wissen alle, wo unsere Gemeinde liegt.» Der Luzerner Künstler **Werner Zemp** schliesslich enthüllte sein sich drehendes Werk «Taumel»: «Es ist dem Wind und seinen Kräften gewidmet.»

Im Jura-Campus laufen die Prozesse übrigens digitalisiert ab. Am Start werden die Geräte erfasst und einem Trolley zugeteilt. Auf diesem bleiben sie während der gesamten Entwicklungs- und Testphase. An 102 vollautomatisierten Prüfstationen wird innert weniger Monate analysiert, wie sich einzelne Bauteile nach Jahren des Einsatzes im Haushalt verhalten. Dazu passend: der abschliessende Swissness-Abend «Älpler Chilbi» mit der berühmten Streichmusik Alder aus dem appenzellischen Urnäsch. Gut gemacht, Marianne und Emanuel Probst – Hut ab!



Erfrischt: Händlerin Jekaterina Salumäe aus Tallinn und Somnongbua Kantima aus Thailand.



«**Ich bin ein Jura-Fan**»: Tennisstar Federer ist seit fünfzehn Jahren einziger Markenbotschafter.



Prosit: Gastgeber Probst, Gemeindepräsident Markus Zeltner, Pfarrer Oskar Planzer.



Mag die Schweiz: Händlerin Agata Bitowt aus Warschau.



Unterhaltung: Jodelduett Stefan Kölbener und seine Ehefrau Andrea.



Läuft: Kommunikationschef Meinrad Kofmel an den Campus-Testmaschinen.

LA CASA DEL HABANO

La excelencia del fumar.

Samuel Menzi
 Bleicherweg 18, CH-8002 Zürich
 Tel. 044 202 12 11
www.la-casa-del-habano.ch

Öffnungszeiten:
 Di-Fr 10.00–18.00 / Sa 10.00–16.00 Uhr

Lob der Sinnlosigkeit

Die Technologie ist Katalysator der Prokrastination, Hort der Radotage, Heimat des wohlfeilen Zeitvertreibs. Sie verführt den Homo ludens in neue Sphären; kompletter Nonsens ist es, Fotos auf Social Media im Stil Claude Monets oder Paul Cézannes umzuwandeln. Der Zweck besteht darin, dass es eben geht. Die Sinnlosigkeit kann nicht hoch genug geschätzt werden, gerade in diesen düsteren Zeiten. Denn Nonsens ist der Quell der Lebensfreude. Ist es nicht die ästhetische Erfahrung der Kunst, dass sie nun einmal schön ist, ohne einen Nutzen zu haben? Einen schönen Abend macht aus, dass man sich eben ziel-

los über eine Tanzfläche schiebt oder Pasta mit Trüffel gegessen hat. Ein gutes Geschenk ist eines, dem ein gewisses Mass an Unbrauchbarkeit innewohnt. Verschenkt man zum Beispiel ein Pyjama, hat dies wohl einen praktischen Nutzen. Aber es sollte wenigstens teuer gewesen sein, um durch die Absurdität eine gewisse Aura zu erreichen. Schliesslich ist es freudvoller, zu leben, um zu essen, anstatt zu essen, um zu leben.

David Schärer ist Mitgründer der Agentur Rod Kommunikation und «Werber des Jahres».



Freudvoller Nonsens auf Instagram: Künstler David Shrigley.

FRAGEN SIE DANIA /ALLES, WAS SIE SCHON IMMER ÜBER SEX WISSEN WOLLTEN

Liebe Dania, mein Mann und ich haben wenig Sex. Um das zu ändern, griff ich einmal zu Reizwäsche, was er jedoch unpassend fand. Gibt es subtilere Arten der Verführung?

R. M., Burgdorf

Nun, jemanden auf eine subtile Art zu verführen, ist ein schwieriges Unterfangen. Ob man nun schöne Reizwäsche trägt oder das Bett mit Rosenblättern schmückt. Denn wenn jemand keinen Sex möchte, dann empfindet er oder sie jede auch noch so feine Beeinflussung als plump, unangebracht oder als Affront. Diese Reaktion ist ja eigentlich sehr interessant, denn meistens liegt das Problem viel tiefer, wenn kein Bedürfnis nach Sex da ist, und wird nur vordergründig an irgendwelchen Äusserlichkeiten, den falschen Unterhosen oder einer verkehrten Handbewegung aufgehängt.



Wichtig wäre in einem solchen Moment, dass Sie mit Ihrem Mann das Gespräch suchen. Dass Sie mit ihm ehrlich anschauen, wieso Sie so wenig Sex haben miteinander, und ob Sie beide überhaupt Sex miteinander haben möchten. Kann er Ihnen erklären, woran es liegt, dass er keinen Sex möchte, oder möchte er gar nicht darüber reden? Wenn sich auch nach einem offenen Gespräch nichts tut, dann lohnt sich vielleicht einmal ein Austausch mit einem Berater oder einer Therapeutin.

Grundsätzlich ist Ihre Idee mit der Verführung natürlich sehr schön – Verführung ist wichtig! Denn in der Sexualität nutzt man häufig die Anti-Verführung: Man macht dem anderen Vorwürfe, oder man ist beleidigt und eingeschnappt, wenn der andere keinen Sex haben möchte, und so weiter. Das führt natürlich zu nichts. Das Ziel von Verführung ist ja, jemandem Lust zu machen auf etwas, das man gerne machen möchte. Als Beispiel: Wenn ich jemanden dazu bewegen möchte, mit mir Sushi essen zu gehen, dann zähle ich die tollen Vorteile von Sushi, einem Restaurantbesuch, einem Abend in der Stadt auf. Der Plan, die Lust beim anderen quasi durch die Hintertüre zu wecken, ist aber leider selten von Erfolg gekrönt.

Dania Schifftan ist Sexologin, Autorin und Psychotherapeutin in Zürich.

Mailen Sie uns Ihre Fragen an daniala@weltwoche.ch

Mauro Reina

Der Botschafter in Havanna über den Exodus der Kubaner, die diplomatische Stellung der Schweiz und das einzige helvetische Grossunternehmen auf Kuba.

Der sympathische Diplomat begrüsst uns in seiner Residenz etwas ausserhalb Havannas. Zum Gespräch serviert er einen leichten Weisswein aus dem Tessin, seinem Heimatkanton. Der eckig-filigrane Bau aus Glas und Beton, erklärt Mauro Reina, sei vom Schweizer Alfred de Schulthess erbaut worden, der hier vor der Revolution eine US-Bank geleitet habe. Wenige Tage vor der Verstaatlichung allen Privateigentums durch das Castro-Regime verkaufte er sein Anwesen für einen US-Dollar an die Eidgenossenschaft. «Wir sind eines der ganz wenigen Länder, denen ihre Vertretungen oder Residenzen gehören. Die meisten mieten von der staatlichen Agentur.»

Eine Sonderstellung hatte die Schweiz lange auch als Vertreterin der diplomatischen Interessen der USA auf Kuba. So half ein Vorgänger Reinas dabei, die Kubakrise 1962 zu entschärfen, die sich an der Stationierung sowjetischer Atomraketen auf der Karibikinsel entzündet hatte. «Seit die beiden Länder 2015 ihre diplomatischen Beziehungen wieder aufgenommen haben, ist diese Aufgabe hinfällig.»

«Es fehlt an allem»

Und heute? «Die Beziehungen Schweiz–Kuba sind so gut, wie sie bei den unterschiedlichen politischen und wirtschaftlichen Systemen sein können», sagt Reina. Die Guten Dienste, welche die Schweiz während des Kalten Krieges geleistet habe, halten noch nach.

Seine wichtigsten Aufgaben lägen in der Führung von Konsulat und Botschaft mit ihren dreissig Angestellten, «in einem Land, wo alles sehr kompliziert ist», und in den Bereichen Entwicklungszusammenarbeit, Gesundheit und Kultur. «Was hier fast gänzlich fehlt, ist die wirtschaftliche Komponente.» Von den grossen Schweizer Firmen sei nur Nestlé auf Kuba aktiv.

Reina bewarb sich 2019 für die Vakanz, «auch unter dem Eindruck der Euphorie, welche die von US-Präsident Obama eingeleitete Entspannung bewirkt hatte». Doch sein Amtsantritt fiel dann in die Covid-Pandemie. Bis vor wenigen Wochen war es verboten, Havanna zu verlassen. «Bei der ersten Gelegenheit habe ich dann eine



Optimist, trotz allem: Diplomat Reina in Havanna.

Reise unternommen, um Programme der Entwicklungszusammenarbeit zu besuchen.»

Dem Land gehe es sehr schlecht, resümiert Reina. Selbst die früheren Aushängeschilder des Regimes – Gesundheit und Erziehung – hätten an Schwung verloren. Verantwortlich seien die verschärfte Gangart, welche die Amerikaner seit der Präsidentschaft Trump gegenüber Kuba fahren würden, aber auch die Pandemie und der Ukraine-Krieg. «Es fehlt an allem», sagt der Diplomat. Der Tourismus dümple auf 20 oder 30 Prozent des Vorkrisen-Niveaus. «Die kubanische Regierung neigt dazu, die Schuld für die herrschende Lage den USA zu geben», sagt er. «Das Embargo von Trump hat dem Land

durchaus geschadet, so einfach ist es aber doch nicht.» Es gebe viele hausgemachte Probleme: die überholte ideologische Dogmatik des Regimes, Bürokratie, fehlende private Initiative oder endemische Korruption. «Leider reagierte die Regierung auf die Demonstrationen im letzten Sommer ausschliesslich mit Repression.»

Er erzählt von einem regelrechten Exodus der Kubaner in Richtung USA seit Herbst 2021. «Oft sind es junge Leute oder Familien, die das Land verlassen.» Und die kommenden Monate würden eher noch schwieriger. Als Optimist sei er aber guter Dinge, dass sich die Situation irgendwann wieder verbessere.

Florian Schwab

Bester Tag seines Lebens

Erich Vogel, Grandseigneur des Schweizer Fussballs, weiss, welches Talent die Chance hat, gross herauszukommen. Eben schaffte der 18-Jährige den Sprung in die erste Mannschaft von GC.

Thomas Renggli

Niederhasli – im hohen Norden von Zürich: Das Trainingsgelände des Grasshopper Clubs ist das modernste des Landes und ein Sehnsuchtsort für Fussballliebhaber. Aber: Seit 2003 ist GC im nationalen Championat ohne Titel. Eher früher als später soll sich dies ändern – dank finanziellen Mitteln aus China, personellen Inputs aus Wolverhampton und aufstrebenden Talenten aus dem eigenen Nachwuchs. Zu den hoffnungsvollsten zählt Dion Kacuri, 18-jähriger Mittelfeldspieler und seit Januar vollwertiges Mitglied der Super-League-Equipe der Zürcher.

Der Interviewtermin mit dem jungen Mann war zunächst auf 13 Uhr abgemacht. Doch kurzfristig kommt die Mitteilung der Verschiebung um drei Stunden – mit einer guten Begründung: «Dion muss unbedingt in die Schule. Fehlen geht nicht.» Schule bedeutet für Kacuri die KV-Ausbildung an der United School of Sports in Altstetten. Zwei Jahre Theorie, zwei Jahre Praktikum. Ab dem 1. August wird Kacuri Büroerfahrung auf der GC-Geschäftsstelle sammeln: «Darauf freue ich mich. Es ist wichtig, einen Plan B zu haben.»

Kacuri spricht mit fester Stimme und Überzeugungskraft. Doch der Plan B ist für ihn eigentlich keine echte Option: «Mein grosses Ziel ist es, mich im Profifussball zu etablieren – und wenn möglich schon in der kommenden Saison mit GC um den Meistertitel mitzuspielen.»

Optimales Umfeld

Was für den Rekordmeister momentan eher einen hohen Anspruch darstellt, wäre für Kacuri die logische Entwicklung einer Karriere, in der es bisher fast nur aufwärtsging. Seit er gehen könne, spiele er Fussball: «Den ersten Ball habe ich mir aus Kissen selber zusammengeklebt.» Mit viereinhalb Jahren brachten ihn die Eltern zum FC Döttingen. Doch dort überforderte Dion mit seinem Talent die Juniorentrainer ziemlich schnell. Für ein Probetraining ging er zu GC – und wurde sofort mit offenen Armen aufgenommen. So trägt er nun schon seit dreizehn Jahren stolz das blau-weiße Trikot mit dem grünen Heugümper auf der Brust.



«Kunst des Ausweich-Dribblings»: Manager-Legende Vogel.

Erich Vogel, 83, gehört zu den profundesten Kennern des Schweizer Fussballs. Über Dion Kacuri sagt er: «Er ist ein Mittelfeldspieler mit ausgeprägter Spielintelligenz, der freie Räume erkennt, über eine hervorragende Passtechnik verfügt und die Kunst des Ausweich-Dribblings bestens beherrscht. Sein starker Schuss prädestiniert ihn zum Freistossschützen. Er kommt aus einer kosovarischen Familie, die alles macht für ihren Sohn und dessen fussballerischen Ambitionen vieles unterordnet.»

Das eine oder andere Mal hätte sich ihm die Gelegenheit für einen Klubwechsel eröffnet, doch seine Verbundenheit mit den Grasshoppers sei zu gross: «Der Verein hat eine enorme Bedeutung für mich. Wenn man so lange für den gleichen Klub spielt, hat man alles miterlebt, was in dieser Zeit passiert.» Dass dies – auf höchster Klubebene – nicht immer nur positive Erfahrungen waren, trübt seine Treue nicht: «Ich habe hier ein optimales Umfeld, hervorragende Trainer und kann jeden Tag an mir arbeiten.»

Kacuri spricht astreines Schweizerdeutsch. Doch sein Name lässt den Migrationshintergrund erahnen. Vater Naim und Mutter Bukurije stammen aus dem Kosovo. Längst sind sie in der Schweiz heimisch geworden. Seit fünfzehn Jahren führen sie in Koblenz die Pizzeria «Alla Stazione». Dion lächelt, wenn er darauf angesprochen wird: «Ich habe immer das beste Essen.»

«Sie geben mir Halt und Stärke»

Den Superlativ – «der beste Tag meines Lebens» – verwendet er auch, wenn er vom 31. Oktober 2021 spricht. Es war das Datum des Auswärtsspiels der Grasshoppers in Sion. Noch am Tag davor hatte Kacuri in der U-21-Equipe des Klubs in der 1. Liga im Einsatz gestanden. Nach sechzig Minuten wechselte ihn Trainer Goran Ivelj aus: «Ich war überrascht und etwas enttäuscht», erinnert sich Kacuri – um sofort anzufügen: «Dann sagte mir Goran, dass ich am nächsten Tag mit der ersten Mannschaft mitkönnen.» Es sei ein unglaubliches Gefühl gewesen – eines, das seine Familie mit ihm teilte. Neben seinen Eltern sind seine Geschwister – Bruder Albion (21) und Schwester Albiona (28) – seine grössten Fans. «Sie geben mir Halt und Stärke», sagt Dion.

Dion Kacuri befindet sich fussballerisch auf der Überholspur. Und er weiss, wo er hingehört. Trotz den kosovarischen Wurzeln und einem Angebot, direkt in die Nationalmannschaft des Kosovo einzusteigen, habe sich ihm die Nationenfrage nie gestellt: «Die Schweiz ist meine Heimat. Hier bin ich geboren, hier wurde ich ausgebildet, hier spiele ich seit der U-15-Stufe in den nationalen Junioren-Auswahlen.»

Mit seiner wuchtigen Statur (188 cm, 80 kg) bringt Kacuri Voraussetzungen mit, die ihn auch für eine offensivere Rolle prädestinieren würden. Auf U-21-Stufe gehört er schon jetzt zu den regelmässigsten Torschützen. Und er macht alles, dass dies eher früher als später auch in der Super League so sein wird: «Ich denke praktisch 24 Stunden pro Tag an Fussball. Wenn ich nach dem Training in Niederhasli nach Kleindöttingen komme, gehe ich oft noch mit den Kollegen auf dem Fussballplatz der Schule spielen.»



«Ich denke praktisch 24 Stunden pro Tag an Fussball»: GC-Hoffnung Kacuri.

Weltwoche Nr. 26.22

Bild: Vera Hartmann für die Weltwoche

Dominique Rinderknecht, Model und Unternehmerin

Die ehemalige Miss Schweiz, die gerade ihr eigenes Modelabel lanciert, glaubt, dass jeder für sein eigenes Glück verantwortlich ist; Seitensprünge verzeiht sie nicht.

Weltwoche: Wer ist ein Mensch, der zu wenig Anerkennung bekommt?

Dominique Rinderknecht: Alleinerziehende Mütter wie meine Schwester Noemi. Sie kriegt alles alleine irgendwie auf die Reihe, und obendrauf ist sie ein Wahnsinns-mami. Da ziehe ich nur den Hut!

Weltwoche: Wo werden Sie am liebsten gestreichelt?

Rinderknecht: Haha, das wüsstet ihr wohl gerne... behalte ich für mich!

Weltwoche: Welche Ihrer wahrhaftigsten Überzeugungen würden nur die wenigsten Menschen mit Ihnen teilen?

Rinderknecht: Dass Schokoladen-Chili-Sauce perfekt zu einem Rindsfilet passt – perfekter geht fast nicht.

Weltwoche: Wie viel verdienen Sie?

Rinderknecht: Da ich im Aufbau meines ersten eigenen Fashion-Labels «Hueregeil» bin, definitiv zu wenig. Dafür ist alles extrem aufregend.

Weltwoche: Welche Eigenschaften schätzen Sie bei einem Mann am meisten?

Rinderknecht: Schwierig, da ja jeder Mann auch wieder anders ist. Aber an einem Menschen allgemein: Ehrlichkeit und Authentizität.

Weltwoche: Wovor fürchten Sie sich?

Rinderknecht: Vor Schlangen. Die sind so schnell, können überallhin.

Weltwoche: Wann und warum haben Sie letztmals geweint?

Rinderknecht: Ich bin mega emotional. Meine letzten Tränen flossen gestern bei der Serie «Outlander», aber vor Glück.

Weltwoche: Wer sollte unbedingt in den Bundesrat gewählt werden?

Rinderknecht: Meine Eltern, weil die hundert Prozent ehrlich zu mir sind.

Weltwoche: Glauben Sie an Gott?

Rinderknecht: Ich bin nicht religiös, aber ich glaube an höhere Mächte.

Weltwoche: Welche Partei wählen Sie?

Rinderknecht: Keine, es kommt immer darauf an, worum es gerade geht.

Weltwoche: Wann hatten Sie das erste Mal Sex?

Rinderknecht: Nice try... Aber über Sex spreche ich in der Öffentlichkeit nicht.

Weltwoche: Welche Waffe haben Sie zu Hause?

Rinderknecht: Eine Waffe ist es nicht, aber mein Hund Muffin ist immerhin ein Alarm, da er bellt, wenn er etwas Ungewöhnliches hört.

Weltwoche: Was stört Sie an Ihrer Erscheinung?



«Horizontweiternd»: Rinderknecht, 32.

Rinderknecht: Ich bin zufrieden mit mir selber. Das war nicht immer so. Eigentlich ist das erst kürzlich geschehen, nach viel Selbstreflexion. Es ist ein sehr schönes Gefühl!

Weltwoche: Mit welchem bekannten Mann möchten Sie einen Sommerabend verbringen?

Rinderknecht: Ob bekannt oder nicht, ist mir ziemlich egal. Und wenn ich einen Mann nun präferieren soll, dann definitiv meinen Verlobten!

Weltwoche: Nehmen Sie Drogen?

Rinderknecht: Nein. Ausser Alkohol.

Weltwoche: Was ist der beste Ratschlag, den Sie je bekommen haben?

Rinderknecht: Uff, da gibt es viele. Einer davon ist: Nur du selbst bist für dein eigenes Glück verantwortlich!

Weltwoche: Würden Sie Ihrem Partner einen Seitensprung verzeihen?

Rinderknecht: Wenn man sich in einer Beziehung darauf einigt, dass man Intimität auf dieser Ebene nur zu zweit teilt und sich dann der eine einfach nicht daran hält, dann ist das ein grosser Vertrauensbruch, und der ist nicht so einfach reparierbar. Deshalb nein, würde ich nicht verzeihen! Man weiss immer, was man tut, und wenn einem etwas fehlt, dann wäre die ehrliche Variante, mit dem Partner vorher zu kommunizieren. Und wie in obiger Frage beantwortet: Ehrlichkeit steht bei mir ganz oben!

Weltwoche: Worauf sind Sie besonders stolz?

Rinderknecht: Im Moment auf mein neues Baby: «Hueregeil» – meine erste, ganz eigene Kleidermarke.

Weltwoche: Wie werden Sie von Ihren engsten Freunden genannt?

Rinderknecht: In der Schweiz Domi und in Südafrika, meiner zweiten Heimat, Dom.

Weltwoche: Sie dürfen ein neues Gesetz machen. Was gilt ab sofort?

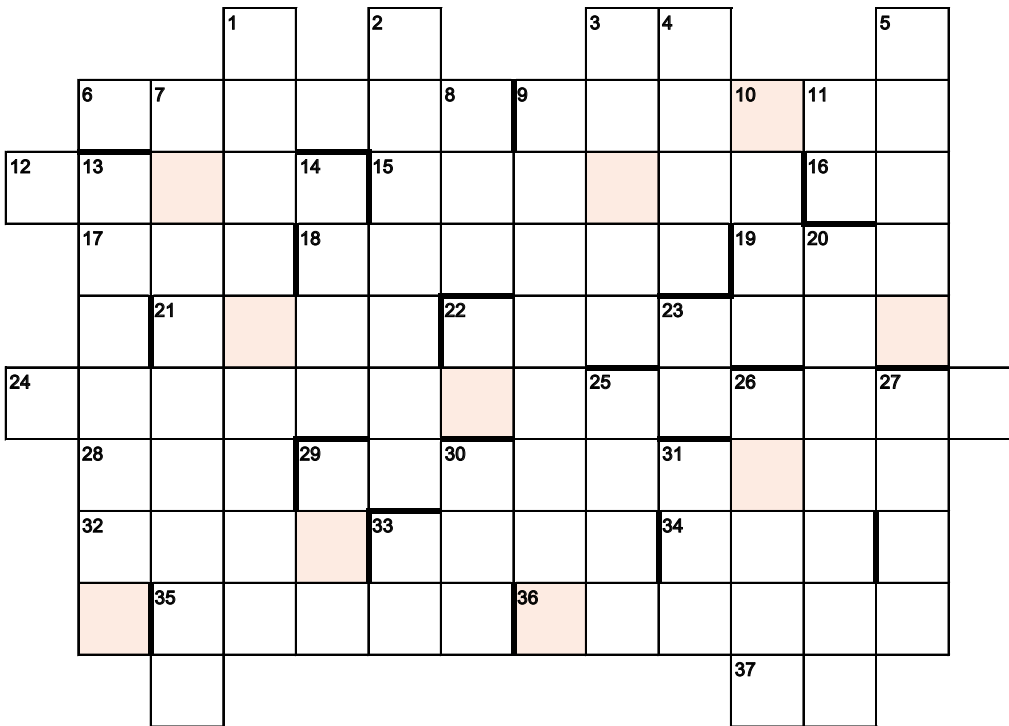
Rinderknecht: Dass Massentierhaltung verboten ist.

Weltwoche: Wer hat Sie am meisten geprägt?

Rinderknecht: Meine Eltern, sie sind sehr gegensätzlich, und ich kann mit beiden super gut reden. Das ist immer wieder horizont-erweiternd.

Weltwoche: Wann sind Sie am glücklichsten?

Rinderknecht: Gerade jetzt! Mein Leben gefällt mir sehr, ich mache auch viel dafür und versuche stark, meinem Herzen zu folgen. Es fühlt sich an, als wäre alles in einem guten Flow.



Lösungswort — Anlass, hart zu arbeiten?

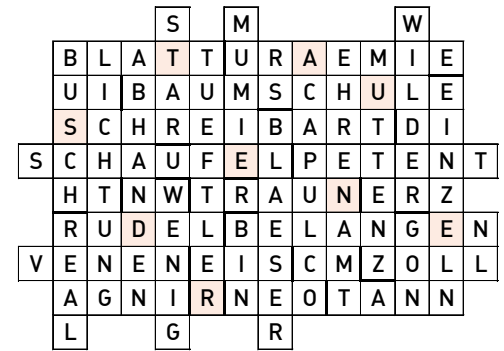
Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 3 von Amts wegen unterwegs zur spanischen Nordküste 6 eingangs unvollständige Depeschen 9 Niedergang einer Weltorganisation? 12 Bienenprodukt, das auch als Aufforderung an eine Pflanze verstanden werden kann 15 liegt im Innern von Titankernen 16 unter gewissen Umständen leicht mit einem Heffalump zu verwechselnder Honigliebhaber 17 Bubo bubo in Palindromform 18 um einen Drittel reduzierte Fettaugen 19 kann Sportlerkarrieren beflügeln oder beenden 21 seine Familiengeschichte ist buchstäblich ein Drama 22 kein Killer, lässt sich aber auch fürs Abservieren bezahlen 24 Durchschnitt der Rechenergebnisse? 28 liegt mitten in Kirgistan 29 Velo für die Staatskasse? 32 grüner Teil von Kohlefeuern 33 meistverbreitete Ehefrauenquantität 34 unvollständiges Paar 35 das Ende, halb spanisch, halb englisch und ganz bitter 36 in der Comic-Variante hauptsächlich mit Mistelschneiden und Trankbrauen beschäftigt 37 damit endet eine Tempo-30-Zone

Senkrecht — 1 würde mit einem zusätzlichen L Türen öffnen und sich mit einem fehlenden E ungeschickt dabei anstellen 2 wie blaue Elefanten in einer blauen Wüste wären 3 entstehen, wenn Kinder Kinder kriegen 4 steckt in Bürofenstern und sorgt für ein angenehmes Raumklima 5 von Zahnärzten empfohlen 7 sie ... am Boden, wenn die Schuhbänder zu lang sind 8 mündet in die Do... 9 ist bekanntlich alles, was gut schmeckt 10 mehrere hundert Quadratmeter 11 Liebhaberpreis oder Liebhaber- bzw. Sammlerobjekt 13 Erbfaktor eines Kraftfahrzeugs? 14 dafür sind mehrere Kraftfahrzeuge nötig 20 Rundfunkverbund-haltiger Sprengkörper 22 knappe Masse eines Liters Wasser 23 vis-a-vis von re oder ennet dem Rhein 25 entkerntes Messer 26 fährt in den Eurotunnel und auf der andern Seite genauso wieder heraus 27 border in Riedgebieten 29 Schweizer Sängerin oder liebtes Hobby der US-Amerikaner 30 invertierter Artikel, nur ungebrochen von Wert 31 steckt in Braunkohle, aber nicht in Erdöl 33 vereinheitlicht von Galway bis Nikosia

© Daniela Feurer – RätselFactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 773



Waagrecht — 4 BLATT 8 URAEMIE 13 UI 14 BAUMSCHULE 16 SCHREIBART 18 DI (Dienstag) 19 SCHAU(FEL) 20 PETENT 21 HT (Internet-TLD v. Haiti) 22 NW (Nidwalden) 24 TRAUN 25 ERZählungen 26 RUDEL 27 BELANGEN 30 VENEN 31 EIS 32 CM (röm. Z. 900) 33 ZOLL 34 AGNI (hinduist. Feuergott) 35 BorNEO 36 GrossbriTANNien

Senkrecht — 1 STAR 2 MUMIE 3 WILDER 4 BaBUSCHkas 5 LICHTUNG 6 ABHANDEN 7 TUEFTLER 9 BÖRSenkuRS 10 ACAPULCO (Song «Loco in Acapulco») 11 EHRNAMT 12 MUTTEN(Z) (Mutter = Walliser Bergamaskerschaf) 15 EINZELN 17 BLAESER 23 WENIG 26 REAL 27 BIN (engl. f. (Müll-)Tonne) 28 GONdel 29 EinLass

Lösungswort — **TAUSENDER**

WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien

New Kia Niro

Hybrid, Plug-in Hybrid oder EV



Movement that inspires

